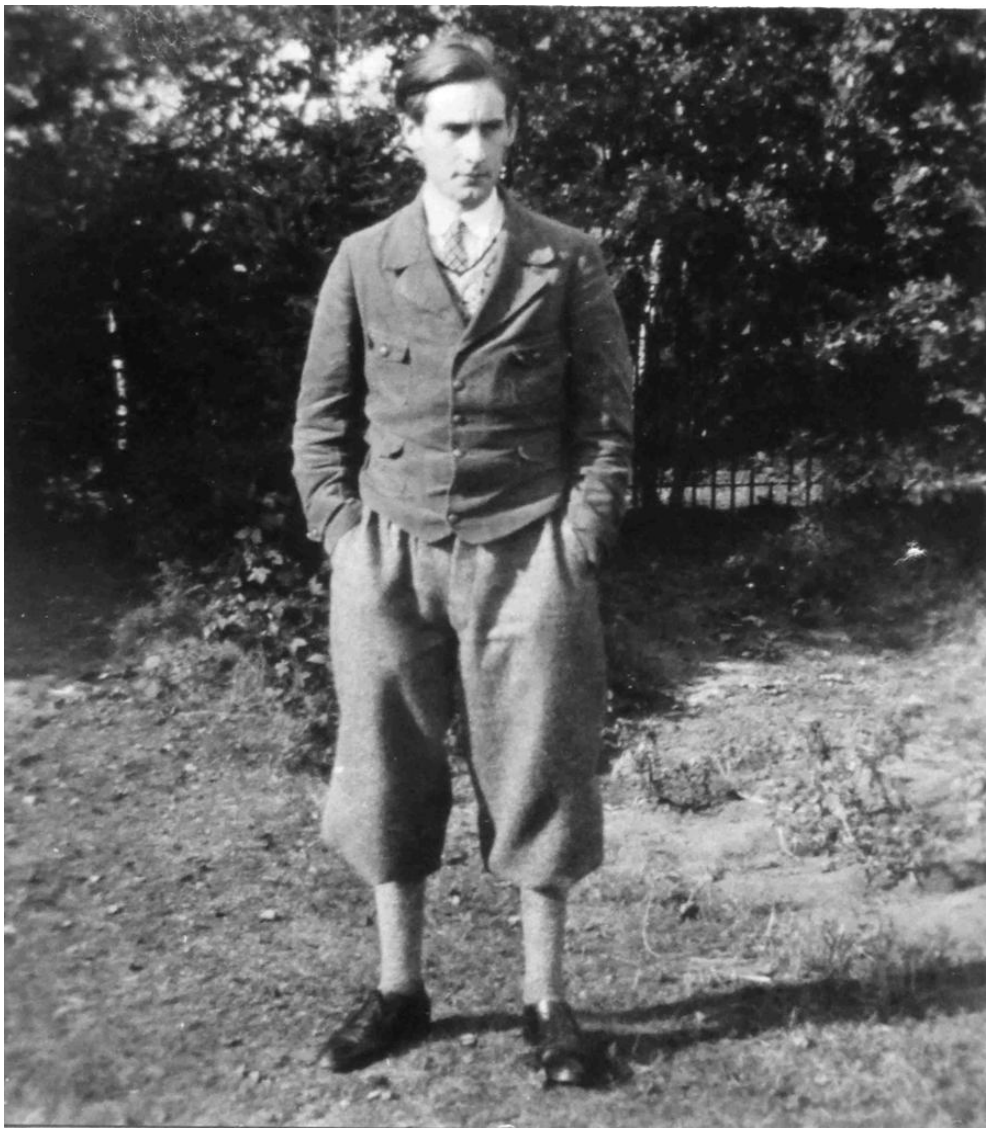
Alexander Kern

ERINNERUNGEN

2. Teil

1931–1934

Studium in Berlin



Alexander Kern

Meine Studienjahre

Begonnen am 15. Dezember 1984

Abgeschlossen am 7. März 1985 am 100. Geburtstag meiner Mutter

Inhalt

	Seite
Hamburgische Universität (Sommersemester 1931)	**4**
Meldung zur Aufnahmeprüfung an der Berliner Akademie: „Musiklehrer“ (1931/32)	**5**
Kirchenmusikstudium (Sommersemester 1932 – Sommersemester 1934)	**9**
„Evangelische Kirchenmusik – heute“ (1932) Gerhard Schwarz	**16**
„Geistliche Abendmusik“ ↔ „Kirchenkonzert	**26**
Meine Dozenten an der Berliner Kirchenmusikschule	**33**
Das Johannesstift	**38**
Meine Mitstudenten	**42**
Bach und Beethoven in der „Reichsjugend-Führung“ (1933)	**47**
Organisten-Vertretungen in und um Berlin	**48**
Das „Spiel vom Antichrist“ (1933)	**52**
Walther Hensel und die Singbewegung	**58**
Unsere Singfahrt nach Mecklenburg und Vorpommern (Spätsommer 1933)	**67**
Ein Wochenend-Singausflug nach Buckow bei Eberswalde (Sommer 1933)	**72**
Improvisation bei Gerhard Schwarz, „B“-Prüfung	**77**
Hugo Distler – Erinnerungen an meinen Lehrer (1933–34)	**83**
Erstes Kirchenamt an der St. Salvator-Kirche in Lauenburg/Pommern (1934)	**95**
Meine Staatsprüfung (A) im Schloß Charlottenburg/Berlin (1938)	**98**
Die pommersche Kreisstadt Lauenburg	**108**
Die Furcht des Doktor Wollmer	**109**
Erinnerungen an meinen Lehrer Ernst Pepping	
Studium (1934–1938)	**120**
Erstes Wiedersehen in Düsseldorf (1954)	**126**
Erneutes Wiedersehen in Lemgo (1976)	**131**
Letzter Besuch bei Ernst Pepping in Berlin (1979)	**139**
Sein Tod – Briefwechsel mit Marianne Pepping (1981)	**149**
ANHANG	
Briefwechsel mit Ernst Pepping	**153**
Kantaten und Chorsätze von Alexander Kern	**154**
Am Grabe Hugo Distlers – Nachruf von Oskar Söhngen	**171**
Mephisto-Bosheiten – als „möblierter Herr“ in Berlin (1931)	**175**
Der Ludus de Antichristo – Essay von Albrecht Erich Günther	**181**
50 Jahre danach – Treffen der Spandauer Jahrgänge 1932–35 in Bonn (1985)	**192**
Briefe der Teilnehmer an Alexander Kern	**227**

Foto: Merlin Senger

Hamburgische Universität Sommersemester 1931

Nach dem Abitur an der Kaiser-Karl-Schule (Reform-Real-Gymnasium) in Itzehoe, am 6. März 1931, hatte ich die Absicht, Schulmusik zu studieren; und zwar an der „Akademie für Kirchen- und Schulmusik“ in Berlin-Charlottenburg (gegründet 1820 von Zelter). Die nächste Aufnahmeprüfung dort war angesetzt im Januar 1932.

Bis dahin belegte ich erst einmal für das Sommer-Semester Vorlesungen an der Hamburgischen Universität. Meine Dozenten bzw. Uni-Professoren dort waren u. a.: Dr. Vetter = Allgemeine Musikgeschichte, Bachs weltliche Kantaten; Prof. Heinit = Musik der Primitiven; Doz. Müller-Hartmann = Harmonielehre, Komposition; Prof. Dr. Stern = Geschichte der Philosophie. Ich fuhr dreimal in der Woche mit der Bahn (68 km) nach Hamburg-Dammtor. Dr. Vetters Vorlesungen waren sehr lebendig; er bot eine reiche Auswahl an Beispielen aus den (mir noch ganz unbekannten) Bach-Kantaten. Viel Freude machten mir die von Müller-Hartmann angeregten Versuche, 2stimmige Inventionen „im Bachschen Stil“ zu erfinden. Natürlich waren die Ergebnisse meiner Versuche wenig originell, aber es „klang“.

Zum Semesterabschluß holte ich mir von dem Sekretariat der Hamburger Uni ein Attestat.

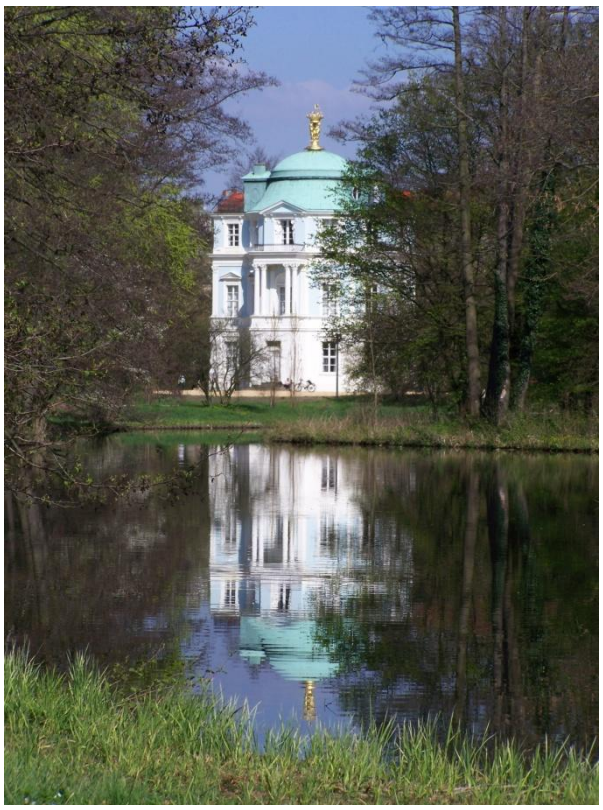
Meldung zur Aufnahmeprüfung an der Akademie 1931/32

Im Herbst 31 ging ich nach Berlin, um für die „berüchtigt schwere“ Aufnahmeprüfung auf die Akademie Privatstunden bei Professoren dieser Anstalt zu nehmen.

Ich nahm Privatstunden im Klavierspiel bei Professor Schubert; im Orgelspiel bei Hans Harder an der Zwingli-Kirche in Berlin O. (einem ehemaligen Itzehoer Schüler der KKS) und in Solo-Gesang bei der Dozentin Ursula Wienecke, Altistin, von der Pädagogischen Akademie.

Zur Einführung bei diesen Fachlehrern hatte ich Zeugnisse für die Meldung zur Aufnahmeprüfung an der Akademie vorgelegt:

Für Orgelspiel von Ernst Dibbern, für Klavierspiel von Frau Martha Kummer und für Musik-Theorie von Musiklehrer Otto Spreckelsen von der KKS Itzehoe.



Belvedere (Foto: Uwe Thobae)

Eine Studenten-„Bude“ mit Klavier fand ich am Luisenufer, dicht am Schloßpark Charlottenburg, im 3. Stock. Ich sah von meinem Fenster auf das kleine Schlößchen „Belvedere“ im Park, das weiß aus dem Grün herüberglänzte. –[1]

Wenn ich nicht grade Orgel oder Klavier übte (zur Zwingli-Kirche, im Osten der Stadt, mußte ich ¾ Stunden mit der Stadtbahn fahren, das ergab mit einer Stunde Übens: 2 ½ Stunden), war ich viel bei den „Tanten Philipps“ in Berlin Wilmersdorf, im bayrischen Viertel, in der Achenbachstr. 2. Die drei Schwestern Philipps waren Jugendfreundinnen meiner Mutter aus Detmold. Ihr Vater war Pastor an der lutherischen Kirche in Detmold, und meine Mutter, die Pastorentochter aus Kolenfeld bei Wunstorf, wuchs in der Lageschen Straße 5 in Detmold auf, nach dem frühen Tode ihres Vaters, 1891. Die Mädchen spielten oft zusammen, und die Jugendfreundschaft überdauerte Jahrzehnte: ich hatte nun gut davon. Die Philippstanten Sophie und Marie waren Musiklehrerinnen an höheren Schule, und Tante Martha war ein Sprach-Genie; sie beherrschte fast alle europäischen Sprachen, las Dostojewski im Urtext. Es war erstaunlich! Zu meiner Zeit in Berlin (1931–34) übersetzte sie geheime Schriftsätze für die spanische Botschaft. Sehr bald war ich bei den Tanten Philipps wie ein Kind im Hause aufgenommen: sie luden mich ein zu Konzerten und Vorträgen; sie hatten beste Verbindungen zu allen führenden Musikern und Dirigenten und waren seit Jahren aktive Sängerinnen der „Singakademie“.

[1] Ausführlichere Erinnerungen an diese Unterkunft siehe Anhang Seite 175

Musiklehrerin Sophie Philipps 1933

In ihre Wohnung war ich „permanent“ zum Essen eingeladen, desgleichen zu ihren Kammermusikabenden dort, und wenn ich spät abends nach Charlottenburg zurückfuhr, zu meiner Wohnung am Luisenufer, hatte oft mir eine der Tanten ein Zehnerkartenheft der U-Bahn in die Hand gedrückt. Denn das Geld war knapp bei mir: Die Lehrer-Honorare der Berliner Fachmusiker waren hoch, ich brauchte viel Geld für Zimmermiete (40,– RM) und Fahrgeld – da blieb nicht viel übrig fürs Essen. Oft bestand mein Mittagessen aus einer Banane (–,10) und vier „Schrippen“ = Berliner Brötchen (zusammen auch 10 Pf.!). Man wurde nicht gerade fett davon, aber man lebte. –

Musiklehrerin Sophie Philipps 1933

Häufig nahmen die Tanten Philipps mich mit in verschiedene Kirchen (Marien-, Garnisons-kirche, Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und andere), oder in die kleineren Konzertsäle, wohl auch in die Singakademie Unter den Linden, und in die große Philharmonie. Ich hörte (und sah) große Dirigenten wie Furtwängler und Leo Blech, mit Werken von Beethoven, Mozart, Tschaikowsky, große

Sophie und Marie Philipps mit Neffen im Johannesstift 1933

Student August Lohmeyer Berlin 1933

Chöre unter Georg Schumann mit Oratorien von Händel und Bach, so unter anderem zum 1. Mal Bachs Weihnachtsoratorium 2. Teil, die 4. bis 6. Kantate, und war ganz begeistert über den Solotrompeter im Schlußchor der 6. Kantate.

An der tierärztlichen Hochschule in Berlin studierte zur gleichen Zeit mein Vetter August Lohmeyer. Er besuchte mich eines Tages in meiner „Bude“ am Luisenufer und ließ sich gern Klavier vorspielen. Einmal lud er mich ein zu einem Bier-Abend in seinem Studenten-Verbindungslokal. Mir war diese – schon damals meines Erachtens antiquierte – Tradition vollkommen neu: in der Praxis. Es wurde unter dem Vorsitz des 1. Chargierten, der mit einem „Schläger“ (Säbel) auf den Tisch schlagend sich Ruhe verschaffte, viel Bier getrunken; man sang Commerslieder aus dicken Liederbüchern, die mit Messingnägeln beschlagen waren, damit sie in den Bierpfützen auf den Tischplatten nicht naß und unansehnlich wurden. Ich, als gewöhnlicher Zivilist, das heißt nicht farbentragend, ohne „Cerevis“[2] oder „Litewka“[3], wurde aber als Gast begrüßt und mehrmals aufgefordert, Lieder am Klavier zu begleiten, da der sonst dazu „kommandierte“ Fuchs[4] gegen mein Spiel stark abfiel. Das Ganze sagte mir wenig zu! –

Tierarzt August Lohmeyer (Waren/Müritz) im Ruhestand 1980

Es wurde November und Dezember und der Termin der Aufnahmeprüfung zur Akademie rückte heran. Die Papiere und den Antrag hatte ich bereits im Oktober eingesandt. Ich übte sehr fleißig Klavier und Orgel und bereitete mich auf die theoretischen Fächer: allgemeine Musiklehre, Harmonielehre, Gehörsbildung und Musikgeschichte selbst vor. Natürlich blieb

[2] Studentenmütze
[3] Waffenrockartige Uniformjacke
[4] Neues Mitglied einer Studentenverbindung

Peter Igelhoff (Foto: Willy Pragher)

ich über Weihnachten in Berlin, abgesehen von einem kurzen Besuch bei Großmutter Emilie Kern in Lübben/Spreewald über die Festtage. –

Zu meinem Geburtstag, dem 6. Januar 1932, hatten mich die Philippstanten eingeladen zu einer Vorstellung in die „Scala“, dem damals prominentesten Kabarett Berlins, in der Lutherstraße. Das war für mich wieder etwas völlig Neues, nie vorher Gesehenes: eine große Revue mit Artisten von Weltklasse, einem riesigen Jazz-Orchester mit ganzen Saxophon-Chören, Chansonsängern und einem witzigen Conférencier auf einer großen Bühne. Ein dort auftretender Schlagerkomponist ist mir von dem Abend noch in guter Erinnerung: Peter Igelhoff (mit „bürgerlichem“ Namen: Wilhelm Ordnung). Er kreierte damals seinen neuesten Schlager: „Wir machen Musik, da geht Euch der Hut – hoch!“ –

Foto: Willy Pragher

Foto: Bodo Kubrak

Studium an der Berliner Kirchenmusikschule 1932–1934

Die Tanten wollten mich an diesem Abend ablenken, trösten über eine große Enttäuschung, die mich am nächsten Morgen mit der Post überraschte und von der sie, die Tanten, schon vorher wußten durch ihre Verbindungen: Durch die „Notverordnungen“ des Herrn Kanzlers Brüning, vom Dezember 1931, waren alle Zuschüsse und damit auch alle Neuaufnahmen an den staatlichen Hochschulen ab sofort gesperrt, also auch für die Musik-Akademie in Berlin-Charlottenburg. Damit waren meine Studienpläne vorläufig undurchführbar geworden. Natürlich war meine Enttäuschung groß, hatte ich doch seit dem Abitur auf die Aufnahme an der Akademie hingearbeitet. Am 7. Januar fuhr ich mit dem Absagebrief von Charlottenburg zu den Tanten in der Achenbachstraße.

Sie hatten schon für mich weitergeplant: „Möchtest Du nicht vielleicht erstmal Kirchenmusik studieren, wenn die Schulmusik zur Zeit gesperrt ist?“, fragten sie. „Sollen wir mal im Evangelischen Johannesstift in Spandau bei Direktor Gerhard Schwarz von der dortigen Kirchenmusikschule anfragen? Unser Neffe ist im Johannesstift Vorsteher, Pfarrer, und würde auch ein Wort für Dich einlegen.“

In meiner tiefen Depression war das ein willkommener Lichtblick für mich. Zusammen fuhren wir am nächsten Tage mit der Elektrischen Bahn (Nr. 54) vom Zoo nach Berlin-Spandau, zum Johannesstift, und besuchten im Bodelschwingh-Haus des großen Stiftsgeländes Tante Minchen, die damals 75 Jahre alte, älteste Schwester der Philippstanten. Im großen Nebenhaus, dem „Calvinhaus“, waren die Unterrichts- und Übungssäle der „Berliner Kirchenmusikschule“, die von Professor Fritz Reusch 1928 als „Evangelische Schule für Volksmusik“ gegründet worden war und der seit 1929 eine Kirchenmusikabteilung angegliedert war. Direktor Gerhard Schwarz trafen wir nicht an, als wir im Sekretariat (man nannte es „Kantorei“) nachmittags vorsprachen. Man sagte uns aber, daß Anfang April Aufnahmeprüfungen stattfänden. –

Foto: Wolfgang Kern

Kirchenmusikschule im Johannesstift

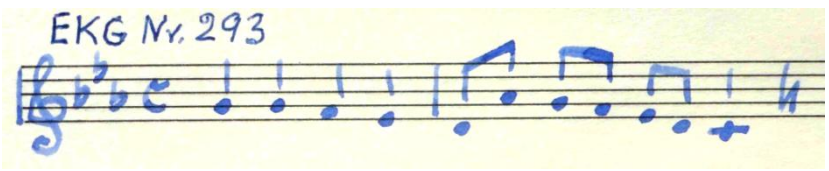
Von Itzehoe aus schrieb ich dann an den Direktor und legte alle Unterlagen bei, die ich für die Akademie zusammengebracht hatte. Direktor Schwarz bestellte mich zur Prüfung am Anfang des Sommer-Semesters, in den ersten Tagen des April. Mit vorbereiteten Orgelkompositionen von Bach und Buxtehude, Klavierwerken von Bach und Schubert und viel Musik-Theorie fuhr ich dann wieder nach Berlin und wohnte bei den Philippstanten. Hoffnungsvoll „gondelte“ ich (die damals schon klapprige Straßenbahn schwankte ziemlich stark) in den ersten Apriltagen zum befohlenen Termin vom „Zoo“ mit der 54 nach Spandau und meldete mich im Sekretariat der Kirchenmusikschule im Calvinhaus des Johannesstiftes.

Direktor Schwarz war grade im Büro, als ich dort schüchtern anklopfte. Er führte mich in ein Nebenzimmer, in dem ein Tasteninstrument stand, ein zweimanualiges. „Hier steht ein Cembalo“, sagte Direktor Schwarz, „ganz neu von der Firma Neupert in Nürnberg. Haben Sie schon mal Cembalo gespielt?“ Ich: „Nein, ich sehe ein solches Instrument zum 1. Mal.“ Darauf Schwarz: „Gut; ich habe da noch eine eilige Sache im Büro zu erledigen. Versuchen Sie inzwischen mal ‚Cembalo‘ zu spielen!“

Ich dachte mir: der Direktor ruft nun seine Herren von der Prüfungskommission für die einzelnen Fächer zusammen, um mit der Aufnahmeprüfung zu beginnen. –

Ich setzte mich also an das schöne neue Instrument und versuchte den Anschlag, der mir ganz ungewohnt war, von Klavierspiel her gesehen. „Druckpunkt der Tasten!“, dachte ich, eigentlich ähnlich dem Anschlag auf alten mechanischen Orgelwerken. Auch „Register“ gab es am Cembalo: 16‘, 8‘, 4‘, und als Besonderheit im oberen 8‘ einen „Lautenzug“. 2 Manuale, Registerzüge = alles deutete auf Orgeltechnik, auch Koppel-Züge gab es zwischen den Manualen. Vom Anschlag her war der Ton (ein „Dorn“ / eine „Nocke“ reißt die Saite an) nicht zu beeinflussen, also entfiel hier jede emotionelle Spielart-Dynamik. Mit der Gewichtstechnik des Klavieranschlags à la „Gieseking“ war hier nichts zu machen. –

Nun hatte ich schon „von Kindesbeinen“ an immer Freude am „Fantasieren“ am Klavier, ich „improvisierte“ früh über Intervalle, später über Volksliedmelodien und versuchte die Themen zu variieren. So fing ich, im April 1932, am Cembalo in Spandau, auch an zu improvisieren – mit meinen damals noch bescheidenen technischen Mitteln. Als Thema nahm ich die Choralmelodie „Jesu, meine Freude“" und versuchte verschiedene Variationen, wechselte häufig die Registrierung, spielte auch mal den 4-Fuß im unteren Manual allein, was besonders schön, silberhell, wunderbar gläsern und durchsichtig klang, verwendete den Lautenzug im „Oberwerk“; das ging so ca. 20 Minuten lang. Als letzte Variation versuchte ich ein „fugato“ mit dem Anfangsmotiv des Chorals (Evangelisches Gesangbuch Nr. 293).



Direktor Schwarz bei der Probe. Sänger von links: Obert, Beuerle, Büse, Wiemer, Haase, Weiß

Als ich dann mit einem vollgriffigen 4stimmigen Choralsatz schloß, trat Direktor Schwarz ins Zimmer und sagte: „Es ist gut! Sie können jetzt im Sommersemester Ihr Kirchenmusik-Studium hier beginnen. Sie sind aufgenommen!“

Und ich dachte, als er hereinkam: Nun fängt die Prüfung an! Sehr erleichtert stand ich vom Cembalo auf.

Schon im 1. Semester an der Berliner Kirchenmusikschule im Johannesstift zeigte es sich, wie viel ich den mit mir eingetretenen Mitstudenten voraushatte durch meine jahrelange „Organisten-Praxis“ seit 1927 in Itzehoe. Ich kannte durch meine Orgelvertretungen in der Propstei viele verschiedene Orgelwerke und konnte mich schnell in den verschiedenen Dispositionen zurechtfinden; ich hatte gute Erfahrung im gottesdienstlichen Orgelspiel mit den unterschiedlichen Liturgien.

In der Stiftskirche in Berlin-Spandau taten sich die Kommilitonen (männlich und weiblich) schwer beim Orgelspiel im Gottesdienst: Sie starben beinahe vor Lampenfieber, wenn sie zur Probe (und Übung) im sonntäglichen Gottesdienst die Orgel spielen mußten. Trotzdem sie – rein technisch – bestens im Unterricht vorbereitet waren, versagten sie oft beim liturgischen Wechselgesang, bei den Einsätzen des Liturgen oder der Gemeinde; und dies alles noch unter den wachsamen Ohren (und Augen) der „lieben“ Kollegen, Mitstudenten, die im Chor auf der Orgelempore sangen.

Es ist eben etwas ganz anderes, ob man für sich spielt (oder im Unterricht vor dem Lehrer), oder ob man eine große, gut singende Gemeinde zu begleiten hat und zu führen; und das war die Johannesstifts-Gemeinde wirklich! Ob man die liturgischen Sätze nur theoretisch beherrscht, oder beim „Kyrie“ und „Gloria“ präzise einsetzen muß. Am sichersten waren diese „Neuen“ = „Probe-Organisten“ natürlich bei der klassischen Orgel-Literatur, den Choralvorspielen von Bach oder Buxtehude oder freien Werken am Schluß der Gottesdienste, die sie meistens ausgezeichnet spielten. –

Igor Strawinsky, „Petrouchka“ 1911, das Flötensolo

Unterricht im Dirigieren = Chorleitung, bei Direktor Schwarz. Bei diesen Übungen versagte ich zuerst vollkommen! Das Taktschlagen geschah ganz allgemein = alle übten nach dem Vorbild des Unterrichtenden gleichzeitig. Aber als man uns allein vor den Chor stellte, ging bei mir gar nichts: aus Mangel an Übung oder aus angeborener Schüchternheit? Ich stand da wie ein „begossener Pudel“ mit hochrotem Kopf. Ich war einfach unfähig, den Chorstimmen die Einsätze zu geben, unfähig, überhaupt die Arme hochzubekommen! Ein Versager auf der ganzen Linie! Immerhin waren diesen ersten Dirigier-Versuchen vor dem Chor zwei Wochen täglicher Übungen im Taktschlagen vorausgegangen. Aber Direktor Schwarz schickte mich mehrmals vom Dirigentenpult zurück auf meinen Platz im Chor-Baß, weil bei mir einfach nichts klappte. Darauf im Chor der Mitstudenten allgemeines Erstaunen, als ich so hilflos, so „deppert“ vorne stand. Kommentar: „Sonst hat er die große Klappe,

Igor Strawinsky, „Psalmensinfonie“ 1930

wenn er im Chor singt, und nun diese Pleite!“ – „Jetzt kriegt er weder den Mund auf, noch die Arme hoch! Ha, sowas!“ – –

Erst nach vielen, vielen Proben, auch privat vor dem Spiegel (zur Kontrolle) gab sich langsam meine Befangenheit und Unsicherheit vor dem Chor und ich bekam langsam Übung in der Chorleitung. (Aber bis zur Note „1“ im Staatsexamen 1938 war es für mich ein harter Weg über 6 lange Jahre!)

In der Privatwohnung von Direktor Schwarz, im Erdgeschoß des Calvinhauses, stand uns interessierten Studierenden eine große und ausgezeichnete Sammlung von Schallplatten und Taschenpartituren zur Verfügung. Da hörte ich zum 1. Mal Namen von Komponisten wie: Claude Debussy, Paul Hindemith, Béla Bartok, Darius Milhaud, Arthur Honegger und Igor Strawinsky. Zuerst erstaunt, dann interessiert und sehr bald begeistert hörte eine kleine Gruppe von uns die damals in Deutschland noch wenig bekannten Kompositionen von Paul Hindemith (Sinfonie „Mathis der Maler“), Debussy („L’après-midi d’un faune“), Milhaud („Scaramouche“), Orff („Carmina burana“), Honegger („Totentanz“) und vor allem Strawinsky = „L’histoire du soldat“, Ballettmusik „L’oiseau de feu“, „Psalmensinfonie“, Ballettmusik zu „Petrouchka“. –

Mit kurzen Anmerkungen gab Direktor Schwarz uns zu der „modernen“ Musik Analysen und

Igor Strawinsky, „Petrouchka“ 1911: „Danse russe“, Klaviersolo und großes Orchester

formale Hilfen beim Hören dieser für uns vollkommen neuen Klangwelt. Für alle Kompositionen waren Taschen-Partituren vorhanden. So saßen wir 3 oder 4 jungen Leute und hörten immer wieder die „Psalmensinfonie“ und die „Geschichte vom Soldaten“ von Strawinsky = 3x, 10x = begeistert!

Einige Notenbeispiele:

Das „Laudate eum in cymbalis", Taschenpartitur Ziffer 22, das nach dem vorhergehenden Crescendo-Chor-Fugato ganz plötzlich homophon im Piano einsetzt, war mir – vom 1. Hören an – unvergeßlich; ich brachte es in Verbindung mit dem Bibelzitat: 1. Könige 19,12 „– nach Erdbeben und Feuer – kam ein stilles, sanftes Sausen (darin war Gott)."

In „L'histoire du soldat": das rhythmisch so komplizierte und akkordlich stereotype Violin-Solo in Terzen und Sexten. –

Die vielen tänzerischen, folkloristischen Elemente im Ballett „Petrouchka" (Петрушка), besonders auch im Klavier-Solo des „Danse russe" (= Русская) und im Flötensolo – Cadenza des „Jahrmarkt" (Taschenpartitur Ziffer 60; siehe Notenbeispiele) und in der Ballettmusik „L'oiseau de feu" im Schlußchor (Taschenpartitur Ziffer 17 Final).

Neben den Kompositionen von Igor Strawinsky hörten wir häufig: Debussy „L'après-midi d'un faune"; Milhaud: „Scaramouche"; Honegger: „Totentanz" und „King David". Im Herbst 1932 wurde – zu unserer Freude – in der Berliner Städtischen Oper Charlottenburg das Ballett „Petrouchka" von Strawinsky aufgeführt, zusammen mit „Gianni Schicchi", einer Kurzoper von Puccini. Da standen wir im „Olymp", über dem 4. Rang (für 2,50 RM) und hörten und sahen nun auf der Bühne dieses hinreißende Ballett, dessen Musik wir so oft von Platten gehört und in den Taschenpartituren mitgelesen hatten: diese Parabel von der Nichtigkeit des Menschen „Peterchen" (Petrouchka), der gegen den gewalttätigen „Blackamoor" und die zarte Ballerina kämpft und dafür vom Moor ermordet wird – wie dann vom Theaterdirektor die Gestalt, die zerbrochene Puppe des Petrouchka zurückgeworfen wird in die Klamottenkiste des kleinen Wandertheaters auf dem Jahrmarkt. So genau kannten wir die Hauptthemen der Strawinsky-Partitur (1911), daß wir sie mitsingen konnten! Wir: Helmi Niehoff, Wilm Adrian, Herbert Beuerle und ich; und es war uns – ein halbes Jahr später – im Frühjahr 1933 völlig unverständlich, daß nach der „Machtergreifung" von Hitler das Ballett

von Strawinsky abgesetzt wurde vom Spielplan der Städtischen Oper. Begründung: „Entartete Kunst“.

Was? Ausgerechnet die Musik Strawinskys sollte „entartet“ sein? Sie lebte doch von der russischen Volksmusik, der „Folklore“ im besten Sinne, sie sprühte doch förmlich vor Leben! –

Und von der von uns so hochgeschätzten Psalmen-Sinfonie (1930) hieß es Anfang 1933 im „Völkischen Beobachter“: „– es soll sogar Kirchenmusiker in Deutschland geben, die hier (in der Psalmen-Sinfonie) einen neuen Ansatz von Kirchenmusik in unserer Zeit sehen!“ Nun, wir kleinen Kirchenmusik-Studenten sahen damals in Strawinskys Musik tatsächlich neue Wege, und ich sehe diese heute – nach 50 Jahren – noch und bin sicher, mich in diesem Urteil nicht zu irren, da ich solche bestätigt sehe in neuen kirchenmusikalischen Werken eines Arthur Honegger, Frank Martin, Hugo Distler und Zoltan Kodaly. –

Die Begeisterung für Strawinskys Werke hat bei mir bis heute angehalten. Sie wurde mir noch einmal bestätigt, als ich im Juni 1982 meinen Sohn Matthias im Universitätschor Göttingen die „Psalmen-Sinfonie“ von Strawinsky mitsingen hörte, in einer Studentenvereinigung von 60 Chormitgliedern und 50 Musikanten im Orchester. –

Doch zurück nach Berlin–Spandau, zurück ins Jahr 1932.

In den Chorleitungs-Übungen (zweimal in der Woche, je drei Stunden) erarbeitete Direktor Schwarz – über das rein schlagtechnische Rüstzeug hinaus – mit uns vor allem Chorliteratur der Vorklassik, das heißt von Komponisten, die mir bisher unbekannt waren wie zum Beispiel die „Niederländer aus dem Hennegau in Südbelgien“ in der Zeit von 1450 bis 1550; wie zum Beispiel Josquin des Préz, Heinrich Isaac, DuFay, Obrecht und Ockeghem. Von frühen deutschen Komponisten: Leonhard Lechner, Michael Praetorius, Heinrich Schütz. Von Letzterem besonders viele Werke: aus der „Geistlichen Chormusik“ 1648, 5stimmige Motetten; aus den mehrchörigen Psalmen Davids, 1619; die Schlußchöre aus den Passionsvertonungen nach Matthäus („Ehre sei Dir, Christe“), Johannes und Lukas. An zeitgenössischen Chorwerken: Hugo Distler „Jahrkreis“, Kantate: „Christ, der du bist der helle Tag“; „Die Weihnachtsgeschichte“; Motetten: „Lobe den Herren, den mächtigen König“, „Komm heiliger Geist, Herre Gott“.

Wir sangen keine kirchenmusikalischen Werke aus der Zeit der Romantik, zum Beispiel Mendelssohn-Bartholdy, Dimitri Bortnjanski und andere.

Probe der Stiftskantorei im kleinen Saal am Kemper-Positiv 1932: Leitung: Gerhard Schwarz, Orgel: Obert, Cello: Herbert Wiemer, 1. Violine: Herbert Beuerle, 2. Violine: Norbert Ruggeri, Männerstimmen hintere Reihe: Wehrenpfennig, Friedel Haase, Siegfried Jäger, Wilhelm Niehoff, Reichel, Stollei. Vorne: Alexander Kern, 2 Diakone. Frauenstimmen hintere Reihe: Studentinnen und Schwestern. Vorn: ?, D. Müller, Tucholska, Magdalene Trittelvitz, H. Kieseler, Studentinnen und Schwestern, Schwester Grete Block

„Evangelische Kirchenmusik – heute“ Gerhard Schwarz 1932

Professor Gerhard Schwarz

Im folgenden will ich versuchen, die Gedanken Gerhard Schwarz‘ wiederzugeben über den Sinn der Evangelischen Kirchenmusik heute (1932). Es sind dies Ansichten über die große Wende in der allgemeinen Musikanschauung (und damit auch in der Kirchenmusik), die Schwarz uns Studierenden in Vorlesungen und Dirigier-Übungen entwickelte, darlegte.

Direktor Schwarz ging aus von der klassischen Formulierung Luthers in seiner Vorrede zum Babstschen Gesangbuch von 1545:

> Gott hat unser Herz und Mut fröhlich gemacht durch seinen lieben Sohn, welchen er für uns gegeben hat zur Erlösung von Sünden, Tod und Teufel. Wer solches mit Ernst gläubet, der kanns nicht lassen, er muß fröhlich und mit Lust davon singen und sagen, daß es andere auch hören und herzukommen.

Das 19. Jahrhundert war in Bezug auf die Kirchenmusik eine Epoche des Verfalls. Die Romantik und Spätromantik sah in der Kirchenmusik lediglich eine geschmackvolle Verschönerung des Gottesdienstes; sie war also entbehrlich, denn die Predigt war – als Religionsvortrag – der unbestrittene Mittelpunkt des Gottesdienstes seit der Aufklärung, des Rationalismus. Die Kirchenchöre sangen zur ästhetischen religiösen Erbauung der „interessierten“ Gottesdienstbesucher. Der preußische König, Friedrich Wilhelm III., befahl 1817 eine Liturgiereform in den ihm unterstellten „unierten“ (lutherischen und reformierten) Kirchen Norddeutschlands. Die höchste Autorität auf kirchenmusikalischem Gebiet der liturgischen Reform war einem Südrussen, Dimitri Bortnjanski, vom König aus persönlichen Gründen übertragen. Bortnjanski kam aus der Ukraine und propagierte die sentimentale, ja schwülstige Kirchenmusik der griechisch-orthodoxen Kirche Rußlands. (Bortnjanskis „Doxologie“, das ist die Vertonung des „Gloria“ mit „Laudamus“, wurde noch 1932 in Pommern im Gottesdienst gesungen!) Diese Art Kirchenmusik wurde also ab 1817 in preußischen evangelischen Kirchen vorbildlich. Da die damals in Brandenburg und Pommern führenden Kirchenkomponisten wie Fasch, Zelter, Graun und Mendelssohn eine ähnliche Richtung einschlugen, blieb die Kirchenmusik das ganze Jahrhundert in diesem romantischen Fahrwasser. Diese Fehlentwicklung (wie sie

Direktor Gerhard Schwarz;
hinten rechts Wolfgang Rodatz

Choral „Erhalt uns, Herr“ Melodie altkirchlich, Luther 1543 – 2 Cantionalsätze: a) Diatonische Kadenz-Harmonik, homophon = Dur-Moll tonartlich harmonisiert, nach Ernst Dibbern 1900; b) linear melodisches „Spiegelbild“, Sopran-Baß, kirchentonartlich nach Gerhard Schwarz 1932

uns heute, 1932, erscheint) erstreckte sich noch bis in die 20ger Jahre unseres Jahrhunderts. –

Die grundsätzliche Besinnung der Theologen und Kirchenmusiker in unserer evangelischen Kirche beginnt – nicht zuletzt auf Betreiben der kirchlichen Erneuerung in der Bekennenden Kirche – schon in den 15 Jahren vor dem 2. Weltkrieg. Man machte sich wieder die Anschauung der Reformationszeit zu eigen, daß „die Gemeinde Gottes Wort hört im Gottesdienst und ihrerseits Antwort darauf gibt mit Gebet und Lobgesang.“ Die Kirchenmusik wird damit aus der „Verschönerung“ des vergangenen Jahrhunderts wieder zum Mittel der Verkündigung und glaubensmäßiger Aussage, speziell im reformatorischen Choral. Das Wort „Liturgie“ bedeutet nun – im lutherischen Sinne – wieder: „vom Worte Gottes her geordnetes Handeln“. Ein sehr wesentlicher Schritt dazu war 1930–55 die Einführung des deutschen Evangelischen Kirchengesangbuches (EKG) in den verschiedenen Landeskirchen; es bedeutete eine nie vorher gekannte Konzentration des Gemeindegesanges mit einem für ganz Deutschland einheitlichen Stamm-Liedteil von 400 Chorälen. Dieses Gesangbuch, das EKG, war entstanden aus dem Gesangbuch der Auslandsdeutschen, das in den 20ger Jahren erschien.

In wenigen Jahren kam nun im Gefolge dieses Einheitsgesangbuches in ganz Deutschland eine Fülle von Gebrauchsliteratur heraus, rein für den Gottesdienst. Es waren Sammlungen von Chorsätzen mit und ohne Instrumenten, Choralbegleitsätze für die Orgel, Cantus-firmus-Choralvorspiele und Sätze für die Posaunenchöre. Für den Figuralchor (Motetten und Cantionalsätze) und die Kinderchöre wurden von jungen beweglichen Kirchenmusikern

Chorprobe in der Stiftskirche 1938

Psalmen-, Epistel- und Evangelien-Motetten für das ganze Kirchenjahr komponiert. Man führte auch das in früheren Jahrhunderten viel geübte „Alternatim“-Singen wieder ein; das wechselseitige Singen von Choral-Strophen. Man konnte auf diese Weise zum Beispiel ein 10strophiges Lied von Paul Gerhardt ganz, das heißt mit allen Strophen singen, wenn sich Gemeinde und Orgel, Chor = mehrstimmig a cappella und Orgelchoral Strophe für Strophe abwechselten.

Die alten Gottesdienstordnungen auch außer der „Deutschen Messe“, das ist der Abendmahlsgottesdienst: Predigtgottesdienst, Mette, Vesper, Passionsandachten und so weiter, bekamen damit neue Impulse.

Die Stellung des Kirchenchores in dieser Neuordnung der Gottesdienste war gänzlich verschieden gegen früher: der Kirchenchor hatte nun eine fest umrissene Aufgabe, er war Bestandteil der Verkündigung – über die Gemeindechoräle hinaus mit liturgischen Sätzen, Psalm- und Epistelmotetten.

Im Introitus übernahm der Chor den „Ansinge-Chor“; er konnte auch „Kyrie“ und „Gloria“ durch einzelne Liedstrophen ersetzen; er sang „alternatim“ im „Predigtlied“ und den „Kanzelversen“ und dem Schlußlied.

So intensiv liturgisch eingesetzt, war der Kirchenchor nicht mehr ein entbehrlicher „Verschönerungsfaktor“ im Gottesdienst, kein Fremdkörper mehr, sondern ein fester Bestandteil, der seinerseits beteiligt war an der singenden „Antwort der Gemeinde“ zum Lobe Gottes.

Dieser grundsätzliche Wandel in der Auffassung des Gottesdienstes bedingte folgerichtig auch eine andere Einstellung zu den vielfachen Kirchenmusiken außerhalb der Gottesdienste.

Der hinfort verpönte Begriff eines „Kirchenkonzerts“, einer „ästhetischen Erbauung“, eines „religiösen Kunstgenusses“, den der Zuhörer völlig passiv „genießen“ konnte, wurde nun ersetzt durch die „Geistlichen Abendmusiken“ im alten Sinne des Zeitalters von Dietrich Buxtehude, Georg Philipp Telemann und Johann Sebastian Bach; das heißt: Auf der Grundlage eines biblischen Themas, Textes, Gedankens wurde ein gottesdienstlicher Ablauf unter aktiver Beteiligung der Gemeinde (Gesang) musiziert. Die verschiedenen Formen: Motetten, Kantaten, Sologesang, Instrumentalwerke und auch Orgelwerke, wurden einem Hauptgedanken, einem De-Tempore = kirchenjahreszeitlichen Thema untergeordnet: Jetzt wurde unter aktiver Beteiligung aller im kirchlichen Raum Anwesenden zu Gottes Ehre musiziert.

Damit entfiel vollkommen das „ästhetische Genießen schöner Musik“ durch „interessierte Kirchenkonzertbesucher“ alter, romantischer Prägung; denn alle Anwesenden (Liturg, Gemeinde, Chor und Instrumentalisten einschließlich Organist) werden durch die neue (alte)

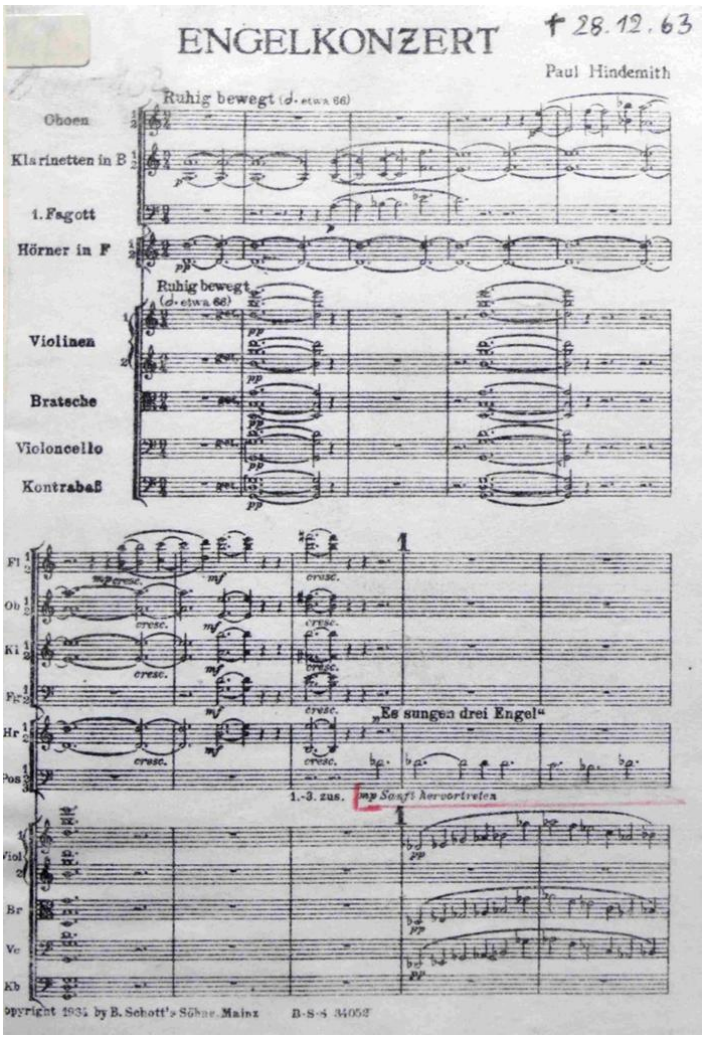
Form der Geistlichen Abendmusik vereint zu einer christlichen Gemeinde, die „Gottes Lob verkündigt“.

Ja, auch die reine Instrumentalmusik zum Beispiel der Orgel oder des Cembalos, vor allem mit choralgebundenen Kompositionen, zählt dazu.

(Ich habe in späteren Amtsjahren zum Beispiel die sehr eindringlichen Strophen des endzeitlichen geistlichen Liedes: „Mein junges Leben hat ein End“ von Jan Pieterszon Sweelinck (1600) Strophe um Strophe (6 Variationen), von der Orgel zum Cembalo wechselnd, musiziert.)

Den reichen Schatz der Kirchenmusik des 16.–18. Jahrhunderts kann man kaum ausschöpfen! Man übte und sang nun mit den Kirchenchören wieder die a-cappella-Werke der alten Meister des Reformationszeitalters wie: Josquin des Préz, Leonhard Lechner, Johann Hermann Schein, Heinrich Schütz und Michael Praetorius. Oder die Kantaten und „Abendmusiken“ des Dietrich Buxtehude, Georg Philpp Telemann, Georg Friedrich Händel und Johann Sebastian Bach, in denen diese Auffassung des reformatorischen Gottesdienstes noch sichtbar (hörbar) war, zum Beispiel in den ehemals für die Gemeinde vorgesehenen Choralstrophen der „betrachtenden“ Gemeinde-Hörer in den Passions-vertonungen dieser Meister (die vierstimmigen homophonen Choralsätze).

Dabei werden nun die Kompositionen aus der Zeit des „Indifferentismus“ (1800–1900) bewußt ausgeklammert. Die Singbewegung in Deutschland, vor allem des Finkensteiner



Paul Hindemith „Engelkonzert“ 1934 (Ausschnitte, 6 Seiten)

zus.
Glockenspiel
p cresc.

B.S.S 34052

Hauptzeitmaß
27
20
21
arco
p cresc.
B.S.S 34052

GRABLEGUNG
33
Sehr langsam (♩ etwa 54)
mit Dpfr
zus.
B.S.S 34052

Kreises um Dr. Walther Hensel (siehe Seite 58-66), hatte auf diese Auswahl entscheidenden Einfluß, denn sie führte ihre Singwochen-Teilnehmer zu den mittelalterlichen Volksliedern und damit zum Choral der Reformationszeit und auf die Glaubenslieder des niederländischen Freiheitskampfes gegen die spanische Unterdrückung unter Herzog Alba, Ende des 16. Jahrhunderts. –

Die Voraussetzung für alle diese, oben aufgezählten Pläne auf dem Gebiet der Kirchenmusik-Erneuerung war die Erziehung der Kirchengemeinden zu einer Schar von fröhlichen, aktiv beteiligten Sängern im Gottesdienst. Dazu mußte man diese vor allem mit dem Liedgut des neuen Gesangbuches, des EKG, bekannt und vertraut machen, und darin besonders mit dem Choral der Reformationszeit.

Zur Einführung des neuen Kirchengesangbuches machte Gerhard Schwarz uns Kirchenmusik-Studenten mit der Praxis der Choral-Singestunde in den Kirchengemeinden vertraut. Diese Ausbildung war sehr gründlich in der Berliner Kirchenmusikschule im Johannesstift, Spandau, und zwar theoretisch und praktisch. Nach vielen Proben innerhalb der Stiftsgemeinde – mit der Kantorei als Ansingechor – führte Schwarz uns auch in die Randgemeinden um Berlin, so zum Beispiel nach Buckow, Staaken, Tegel und in die große Stadtgemeinde Spandau. Hier zeigte er uns praktisch, wie das zu machen war und welche Voraussetzungen und sorgfältige Vorbereitungen bei dem leitenden Kantor dazu nötig waren.

Hier einige seiner Maximen:

1. Man kann einer Kirchengemeinde an einem Abend höchstens drei neue Melodien in einer Singstunde zumuten;
2. Neben dem melodischen Einüben muß parallel die textliche Erklärung der einzelnen Strophen laufen;
3. Sehr erleichtert wird die Durchführung einer Choralsingstunde durch die Einbeziehung eines kleinen Ansingechores, dessen Mitglieder zeitweilig mitten in der Gemeinde sitzen und so den im Singen Ungeübten Mut machen. Ein solcher Ansingechor kann aus Kirchenchormitgliedern bestehen, schon 10–15 Stimmen genügen, Frauen- und Männerstimmen.
4. Nach dem Einüben der neuen Melodien stellt man diese in die Ordnung einer kurzen Schlußandacht. In dieser werden nun alle Strophen der gelernten Lieder durchgesungen = alternatim aufgeteilt in
    a. Gemeinde und Orgel
    b. Chor a cappella in mehrstimmigem Satz
    c. Orgelchoral (Organo solo)
    d. Schlußstrophe = alle Beteiligten.
5. Natürlich soll eine Choralsingestunde kirchenjahreszeitlich ausgerichtet sein.
6. Die Melodien der Choräle werden ausgewählt nach dem Gesichtspunkt, der Gemeinde neue Melodien zu vermitteln.

– – –

Hier folgt sinngemäß das Vorwort meines Kompositionslehrers Hugo Distler, damals Kantor und Organist an der St. Jakobi-Kirche in Lübeck, zu seiner großen Motettensammlung „Geistliche Chormusik“, op. 12 (1934). Er sagt da:

> Wenn einem Zeitalter der Weg heraus aus dem konzertmäßig bedingten Musikbetrieb und wieder hin zu chorischem Gemeinschaftsmusizieren vorgezeigt ist, dann dem unsrigen; wenn ein Geschlecht die Wurzeln seiner Kraft in der Besinnung auf arteigenes, altererbtes Kulturgut aus größter Zeit erkennen sollte und daran zu erkennen ist, so das heutige; und wenn zuletzt die lutherische Kirche jemals seit den Tagen der Reformation selber, nach der Auferstehung des kampffrohen und siegesgewissen Kirchenliedes aus dem Geist Martin Luthers geschrien hat, so tut es erst recht und vor allem der Zustand der Kirche heute.

Dazu schreibt Hans Joachim Moser in seiner „Evangelischen Kirchenmusik“ (1949–54):

> Das Verständnis für diese [oben zitierten] Sätze ergibt sich aus der Situation von 1934; die damalige „Nazi-Kulturpolitik“ war großenteils eine Revolte der Rauschebärte (der ewig Gestrigen), die ein „Zurück zu Wagners Tode!“ predigten (Hitlers Speichellecker). Von nur daher gesehen bedeutete der Rückgriff auf das 16. und 17. Jahrhundert ein damals unerwünschtes Ausweichen vor der (ach sooo schönen) Romantik.“

Über eine Choralsinge-Fahrt, die wir im Herbst 1933 mit 10 Musikstudenten per Fahrrad von Nord-Berlin nach Mecklenburg und Vorpommern unternahmen, auf der wir in vielen Kirchen Singestunden in den Gemeinde hielten, habe ich auf den Seiten 67–71 dieser Erinnerungen berichtet.

In meinen beiden späteren Kirchenämtern, in Lauenburg/Pommern und Itzehoe/Holstein, habe ich diese Praxis der Choralsingestunden mit gutem Erfolg durchgeführt, nicht nur mit der ganzen Gemeinde, sondern auch mit ausgewählten kleineren Gruppen: Kindergottesdienst, Konfirmandengruppen, Frauenhilfe und Männerwerk.

Auf der Basis eines gewissen Stammes neuerlernter Choralmelodien des EKG konnte ich die Alternatimpraxis, den Wechselgesang im Gottesdienst und in den geistlichen Abendmusiken einführen.

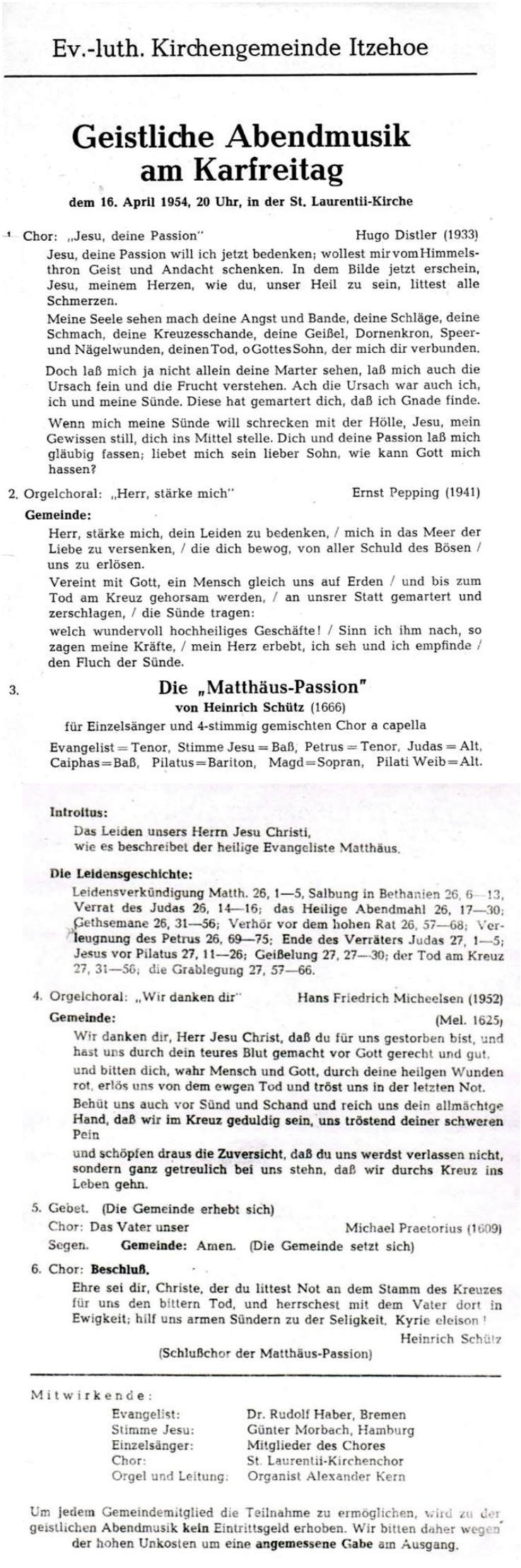
Die Stiftskantorei des Johannesstiftes vor der Dorfkirche in Bützow, wo wir eine Abendmusik hielten – Sommer 1933

Wenn zum Beispiel in der Karwoche eine durchkomponierte Passionsgeschichte eines alten Meisters – Schütz, Vulpius, Demantius – aufgeführt wurde (siehe Beispiel in Itzehoe am Karfreitag 1954), begann die Folge meistens mit einem Orgelvorspiel zum Eingangslied der Gemeinde. Nach der liturgischen Ordnung der Vesper folgte dann eine Psalm-Lesung (oder Psalm-Motette), und an der Stelle der alttestamentarischen Lektio = Lesung und deren Auslegung trat die gesungene Passion, dargestellt vom Evangelisten, Einzelsängern und dem Kirchenchor = die musikalische Ausdeutung der Leidensgeschichte! Bei Luther steht das Wort: „– die Noten machen das Wort lebendig!“ –

Auf diese Verkündigung des Chores antwortet dann die Gemeinde mit einem Danklied (zum Beispiel „Wir danken Dir, Herr Jesu Christ, daß Du für uns gestorben bist“). Nach dem „Vater unser“ und Segen sang der Chor den „Beschluß“ (zum Beispiel den letzten Vers des Passionsliedes „O wir armen Sünder“, das sieghaft ausklingt: „Ehre sei Dir Christe, der Du littest“, der Liedmotette von Heinrich Schütz. – In solcher Ordnung einer geistlichen Abendmusik steht gedanklich alles – theologisch, liturgisch und musikalisch – am richtigen Ort; und das Singen des Figuralchores ist ebenso wie der Gemeindegesang wichtige Verkündigung und Antwort auf diese: es ist ein musikalischer Gottesdienst.

Eine derartige geistliche Abendmusik = hier: Passionsmusik genannt, unterscheidet sich grundsätzlich von dem „Kirchenkonzert“ alter Prägung des 19. Jahrhunderts. –

Die Wende in der Auffassung der beiden Anschauungen von gestern ↔ heute, grob fixiert mit dem 19. und 20. Jahrhundert, kann man um 1920 ansetzen. Sie läuft parallel mit der allgemeinen Stilwende der europäischen Musik. Um die Jahrhundertwende stehen auf Seiten der ausklingenden Epoche der Romantik und Spätromantik berühmte Komponistennamen wie: Graun, Fasch, Zelter, Hiller, Mendelssohn, Bruch, Wagner, Draeseke, Riegel,



Ev.-luth. Kirchengemeinde Itzehoe

Geistliche Abendmusik am Karfreitag

dem 16. April 1954, 20 Uhr, in der St. Laurentii-Kirche

1. Chor: „Jesu, deine Passion“ Hugo Distler (1933)

Jesu, deine Passion will ich jetzt bedenken; wollest mir vom Himmelsthron Geist und Andacht schenken. In dem Bilde jetzt erschein, Jesu, meinem Herzen, wie du, unser Heil zu sein, littest alle Schmerzen.

Meine Seele sehen mach deine Angst und Bande, deine Schläge, deine Schmach, deine Kreuzesschande, deine Geißel, Dornenkron, Speer- und Nägelwunden, deinen Tod, o Gottes Sohn, der mich dir verbunden.

Doch laß mich ja nicht allein deine Marter sehen, laß mich auch die Ursach fein und die Frucht verstehen. Ach die Ursach war auch ich, ich und meine Sünde. Diese hat gemartert dich, daß ich Gnade finde.

Wenn mich meine Sünde will schrecken mit der Hölle, Jesu, mein Gewissen still, dich ins Mittel stelle. Dich und deine Passion laß mich gläubig fassen; liebet mich sein lieber Sohn, wie kann Gott mich hassen?

2. Orgelchoral: „Herr, stärke mich“ Ernst Pepping (1941)

Gemeinde:

Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken, / mich in das Meer der Liebe zu versenken, / die dich bewog, von aller Schuld des Bösen / uns zu erlösen.

Vereint mit Gott, ein Mensch gleich uns auf Erden / und bis zum Tod am Kreuz gehorsam werden, / an unsrer Statt gemartert und zerschlagen, / die Sünde tragen:

welch wundervoll hochheiliges Geschäfte! / Sinn ich ihm nach, so zagen meine Kräfte, / mein Herz erbebt, ich seh und ich empfinde / den Fluch der Sünde.

3. **Die „Matthäus-Passion“**

von Heinrich Schütz (1666)

für Einzelsänger und 4-stimmig gemischten Chor a capella

Evangelist = Tenor, Stimme Jesu = Baß, Petrus = Tenor, Judas = Alt, Caiphas = Baß, Pilatus = Bariton, Magd = Sopran, Pilati Weib = Alt.

Introitus:

Das Leiden unsers Herrn Jesu Christi,
wie es beschreibet der heilige Evangeliste Matthäus.

Die Leidensgeschichte:

Leidensverkündigung Matth. 26, 1—5, Salbung in Bethanien 26, 6—13, Verrat des Judas 26, 14—16; das Heilige Abendmahl 26, 17—30; Gethsemane 26, 31—56; Verhör vor dem hohen Rat 26, 57—68; Verleugnung des Petrus 26, 69—75; Ende des Verräters Judas 27, 1—5; Jesus vor Pilatus 27, 11—26; Geißelung 27, 27—30; der Tod am Kreuz 27, 31—56; die Grablegung 27, 57—66.

4. Orgelchoral: „Wir danken dir“ Hans Friedrich Micheelsen (1952)

Gemeinde: (Mel. 1625)

Wir danken dir, Herr Jesu Christ, daß du für uns gestorben bist, und hast uns durch dein teures Blut gemacht vor Gott gerecht und gut.

und bitten dich, wahr Mensch und Gott, durch deine heilgen Wunden rot, erlös uns von dem ewgen Tod und tröst uns in der letzten Not.

Behüt uns auch vor Sünd und Schand und reich uns dein allmächtge Hand, daß wir im Kreuz geduldig sein, uns tröstend deiner schweren Pein

und schöpfen draus die Zuversicht, daß du uns werdst verlassen nicht, sondern ganz getreulich bei uns stehn, daß wir durchs Kreuz ins Leben gehn.

5. Gebet. (Die Gemeinde erhebt sich)

Chor: Das Vater unser Michael Praetorius (1609)

Segen. **Gemeinde:** Amen. (Die Gemeinde setzt sich)

6. Chor: **Beschluß.**

Ehre sei dir, Christe, der du littest Not an dem Stamm des Kreuzes für uns den bittern Tod, und herrschest mit dem Vater dort in Ewigkeit; hilf uns armen Sündern zu der Seligkeit. Kyrie eleison!

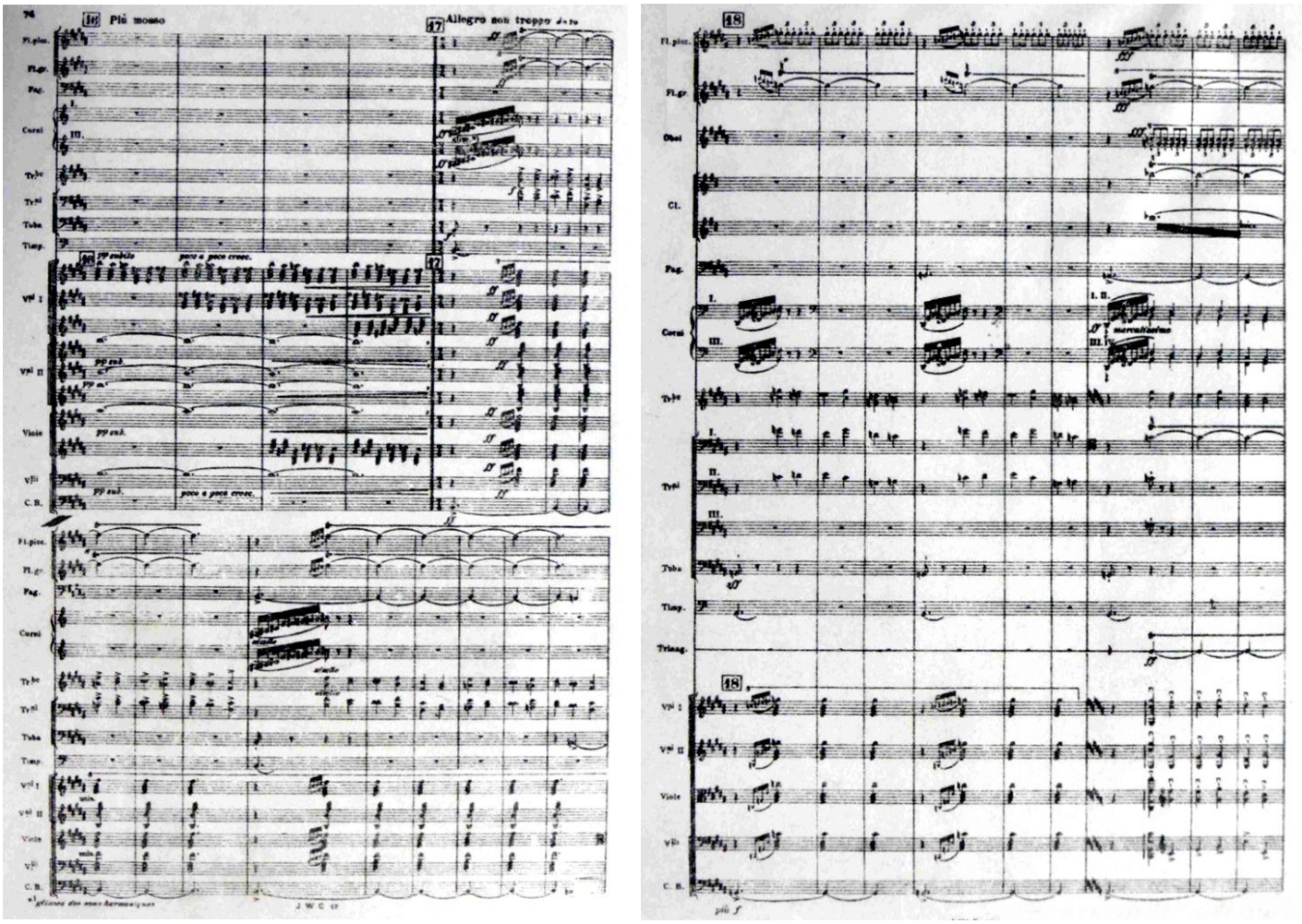
Heinrich Schütz

(Schlußchor der Matthäus-Passion)

Mitwirkende:

Evangelist:	Dr. Rudolf Haber, Bremen
Stimme Jesu:	Günter Morbach, Hamburg
Einzelsänger:	Mitglieder des Chores
Chor:	St. Laurentii-Kirchenchor
Orgel und Leitung:	Organist Alexander Kern

Um jedem Gemeindemitglied die Teilnahme zu ermöglichen, wird zu der geistlichen Abendmusik **kein** Eintrittsgeld erhoben. Wir bitten daher wegen der hohen Unkosten um eine **angemessene Gabe** am Ausgang.



Igor Strawinsky „L'oiseau du feu" (Feuervogel) – Finale

Bruckner, Brahms, Pfitzner, Karg-Elert, Worsch, Wolfrum, Mahler, Richard Strauß, Reger. Die Vertreter der neuen Stilepoche sind Komponisten wie: Honegger, Strawinsky, Hindemith, Bartok, Kodaly, David, Pepping, Distler, Kaminsky, Martin, Burckhardt, Lahusen, Spitta, Reda, Schönberg und andere.

Diese 2. Gruppe (* um 1900) machte einen Schlußstrich unter die Ausläufer der Spätromantiker. Sie lehnte die Vorherrschaft der klassischen Kadenz T–S–D–T, und D_7 und D_9 ab; sie wandte sich wieder den Kirchentonarten des Mittelalters zu, in denen die einzelnen Töne, zum Beispiel der dorischen Tonleiter, gleichberechtigt nebeneinander sehen (siehe: Ernst Pepping „Stilwende der Musik" 1934). Sie knüpften an die Tonsetzkunst der alten Niederländer im 15. und 16. Jahrhundert an: Josquin des Préz, Ockeghem, Obrecht, Dufay, Isaac, Lasso; und in Deutschland: Lechner, Johann Walther, Praetorius, Scheidt, Schütz, Haßler, Sweelinck, Buxtehude, Telemann und Bach, als letzte Vertreter. Wie stark zum Beispiel Igor Strawinsky der Motorik und Dynamik der Bachschen Musik sich verpflichtet fühlte, deren Lebendigkeit und zeitlose Energiequelle ihn immer wieder „faszinierte" und die er auch mehrfach in seinen Instrumentalwerken andeutend zitiert (so zum Beispiel eindeutig im Capriccio für Klavier und Orchester!), zeigt eine Bemerkung in seiner Biografie: „er habe in Kalifornien ganze Nachmittage mit seiner Frau Vera am Klavier 4händig Bachsche Orgelwerk gespielt."

In Strawinskys Vorlesungen an der amerikanischen Universität Harvard über „Musikalische Poetik" distanziert er sich entschieden von der Romantik, besonders von so unwirklichen Traumvisionen wie Richard Wagners Opernschaffen, seinem „Gesamtkunstwerk". Für Strawinsky ist der Komponist Wagner zu schwülstig, zu sinnlich, kurz: „unglaubhaft", ein

„Schaumschläger“, und sein „Gesamtkunstwerk“ ist für Strawinsky ein „gescheiterter Versuch“.

Zitate über Wagner aus der „Musikalischen Poetik“ von Igor Strawinsky:

> Es mußten 100 Jahre vergehen, damit man die Frische der Tradition des 17. Jahrhunderts wieder feststellen konnte, in der eine heilsame Luft wehte, wohl geeignet, um uns von den Dünsten des Musikdramas zu befreien, dessen hochmütige Emphase seine Hohlheit nicht zu verdecken vermochte.
>
> Das Gesamtkunstwerk: Ich werfe ihm nicht nur seinen Mangel an Tradition und seine neureiche Aufgeblasenheit vor.
>
> In jeder Epoche geistiger Anarchie sieht man stets eine jener Zauberlehren auftauchen, die denen als Religion dient, die keine mehr haben.
>
> Wir können darüber umso freier sprechen, als die großen Tage des Wagnerismus hinter uns liegen. Die klaren Köpfe haben übrigens nie an das Paradies des Gesamtkunstwerks geglaubt und sein Blendwerk stets als seinem Wert gemäß eingeschätzt.
>
> Früher – vor 1860 – ging man in die Oper, um sich durch Anhören gefälliger Musik zu unterhalten. Dann kehrte man dorthin zurück, um Dramen anzugähnen, in denen die Musik, willkürlich lahmgelegt durch einen ihren Gesetzen fremden Zwang, selbst das aufmerksamste Publikum nur langweilen konnte – trotz des großen Talents, das Wagner daran verschwendete.
>
> Trübe Albernheiten der Kunst-Religion, mit ihrem heroischen Klempnerladen, ihrem mystischen Kriegerarsenal und ihrem Vokabularium, das mit verwässerter Religiosität getränkt ist.

Über das „Leitmotiv“:

> – als wäre es noch nicht genug, sie [die Natur] zu einer illustrativen Rolle verdammt zu haben, erfand das Jahrhundert – noch jenen monumentalen Irrsinn, der darin besteht, jedem Requisit, jedem Gefühl und jeder Person eine Garderobennummer zu geben, die man als „Leitmotiv“ bezeichnete. Dies veranlaßte Debussy zu dem Ausspruch, daß ihm der „Ring des Nibelungen“ wie ein „riesiges Adreßbuch“ vorkomme.
>
> Es ist in der Tat erstaunlich, welche Riesenkluft zwischen der Musikauffassung und dem Glaubensleben eines Heinrich Schütz und Johann Sebastian Bach gegenüber einem Richard Wagner besteht, und das nicht nur auf musikalischem Gebiet. Sehr bezeichnend ist der überlieferte Ausspruch Wagners: „Ich bin anders orientiert, habe Nerven; Schönheit, Glanz und Licht muß ich haben [und übertriebenen Luxus im Privatleben *Anmerkung Alexander Kern*]. Die Welt ist mir schuldig, was ich brauche! Ich kann nicht leben auf einer elenden Organistenstelle, wie Ihr Meister Bach! [Das besagt: Bach ist also Euer, nicht etwa mein Meister *Anmerkung Alexander Kern*]“

Warum, woher dieser Hochmut, diese maßlose Selbstüberschätzung? Weil das Fundament fehlte, der christliche Glaube. Wie tief geistig unter Bach Wagner stand, zeigt das Sacrileg, das er beging, als er das Abendmahlsgeschehen im „Parzifal“ auf die Opernbühne brachte – ein Tief(Höhe?)-punkt seiner Ehrfurchtslosigkeit vor dem Christentum! –

Wie (oben) gesagt: Die Stilwende um 1920 war ein Erdrutsch.

Geistliche Abendmusik ↔ Kirchenkonzert

Im Folgenden möchte ich die Wende aufzeigen anhand zweier Persönlichkeiten, zweier praktischer Musiker, unter und mit denen ich jahrelang gelernt habe, und die ich daher beide gründlich kennengelernt habe, als Musiker und als Menschen. Beide Musiker kamen aus derselben Ausbildungsstäte, der Akademie für Kirchen- und Schulmusik in Berlin. Sie studierten dort in den Jahren 1923–27 und machten beide die staatlichen Prüfungen als Kirchenmusiker und als Musiklehrer an höheren Schulen. –

A. Gerhard Schwarz, geb. 1902, Kantor und Organist und Musikstudienrat. Leiter der Kirchenmusikschule, Berlin-Spandau, später Landeskirchenmusikdirektor in Düsseldorf (Kirchenmusikschule).

Schwarz hatte schon während seines Studiums Kontakt mit führenden zeitgenössischen Komponisten (wie er mir selbst erzählte, 1932) wie: Paul Hindemith, Arnold Schönberg, Nepomuk David. Schwarz schätzte besonders die Kompositionen von Arthur Honegger und Igor Strawinsky.

1929 kam er durch die Singbewegung des Finkensteiner Bundes (Dr. Walther Hensel) zur praktischen Kenntnis der alten Niederländer, die er begeistert musizierte, und zu den frühen deutschen Meistern Praetorius, Schütz, Sweelinck, Pachelbel und Buxtehude. In der Folge setzte Schwarz sich in seinem kirchlichen Amt und als Leiter der Berliner Kirchenmusik-Schule (Professor Reusch) für die Werke dieser Meister ein und beeinflußte uns, seine Schüler, in diesem Sinne. Er holte Hugo Distler und Ernst Pepping – während meiner Studienzeit – als Kompositionslehrer ins Johannesstift. –

> 9. 6. 50
> Lieber Herr Kern!
> Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Karte. Wenn Sie im August in der Paderborner Gegend sind, wäre es Ihnen ein Leichtes, einmal herüberzukommen.
> Ich komme am 21. aus Bayern zurück und bin gleich in den Essener Kirchentag eingespannt. Am 3. Sept. singt die Spandauer Kantorei bei mir, vor allem Pepping. Einen Tag darauf fahr ich nach Paris. Wir werden uns in dieser Zeit einen Tag für Düsseldorf freimachen können.
> Mit herzlichem Gruss
> Gerhard Schwarz

B. Otto Spreckelsen geboren 1898. Mitstudent an der Akademie für Kirchen- und Schulmusik in Berlin; ab 1924 Gymnasial-Musiklehrer an der Kaiser-Karl-Schule in Itzehoe, meiner Heimatstadt. Ich war damals Schüler in der Untertertia. Spreckelsen vertrat als Musiklehrer und als Dirigent des Oratorienvereins „Konzertchor“ der Stadt absolut die alte Schule der Spätromantik. Er führte in der Itzehoer St. Laurentii-Kirche zwar einige klassische Oratorien von Haydn, Bach und Händel auf, aber das Schwergewicht lag beim „Oeuvre“ des 19. Jahrhunderts. So wurde unter ihm das spätromantische Oratorium „Ruth“ von Georg Schumann (1908) mit viel hochtrabender Propaganda aufgeführt; er hatte auch keine Bedenken, das „Lied von der Glocke“ von Max Bruch in der Kirche aufzuführen, trotz des darin vorkommenden Revolutionsmarsches mit grellem Fanfarengeschmetter und Paukengerassel. Natürlich waren auch Verdi und Brahms bevorzugte Komponisten.

Aber der größte deutsche Komponist war für Spreckelsen doch Richard Wagner, dessen Genie er nicht genug preisen konnte. Selten versäumte Spreckelsen die jährliche

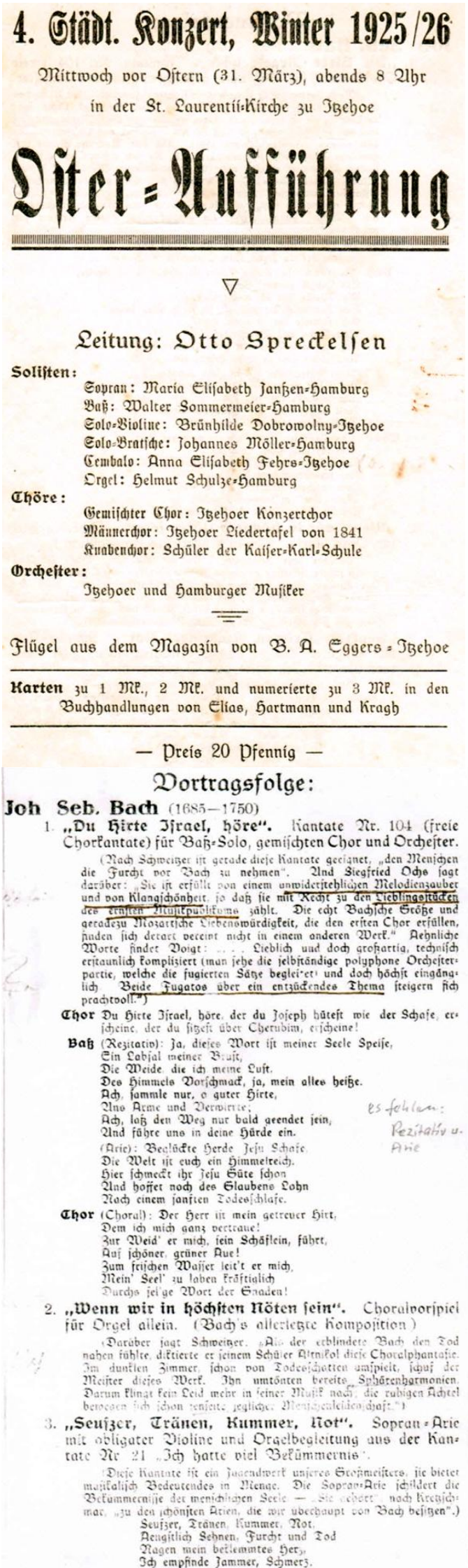
Sommerwallfahrt nach Bayreuth. Hitler war für ihn schon deshalb ein großer Mann, weil er – der doch musikalisch ein absoluter Laie war – den Rummel in Bayreuth stark aufheizte und jedesmal mit seiner erhabenen Gegenwart beehrte. –

Das Résumé:

Beide Musiker: Schwarz und Spreckelsen kamen aus derselben Hochschule, hatten genau dieselbe Ausbildung und die Prüfungen in Berlin abgelegt – und verkörperten doch in der späteren Praxis die größten Gegensätze; und zwar nicht nur musikalisch, sondern auch menschlich.

Das möchte ich auf musikalisch-textlichem Gebiet belegen mit zwei Programmen der beiden „Kirchen"-Musiker, die zeitlich nur wenige Jahre auseinander liegen.

a) Ein „Kirchenkonzert" am 31. März 1926 in der St. Laurentii-Kirche (ausgeführt von Otto Spreckelsen), das er „Oster-Aufführung" nannte, trotzdem es mitten in der Karwoche stattfand.
   Kommentar: Die äußere Aufmachung des Programms ist schon symptomatisch: gleich unter dem „schiefen" Titel (Oster-Aufführung, die vor Ostern stattfindet!) glänzt in doppelt großen Lettern der Name des leitenden Dirigenten Otto Spreckelsen. Die folgenden Mitwirkenden sind schon nur noch halb so groß vermerkt. Dies Ganze ist ein typisches „Kirchenkonzert" alter Prägung, so überliefert aus dem 19. Jahrhundert. Das Programm ist zusammengestellt ohne Rücksicht auf eine gedanklich einheitliche Textvorlage, ohne Rücksicht auch auf die Kirchenjahreszeit: weder vom Leiden Christi noch von seiner Auferstehung ist in den Texten die Rede.
   Der Dirigent hat hier einige wirkungssichere Kompositionen mit stark sentimentalen Tiefpunkten (bei Nr. 4 und ganz besonders bei Nr. 7, einem sentimentalen Schmachtfetzen) zusammengestellt: auf Publikumswirkung bedacht!



4. Städt. Konzert, Winter 1925/26

Mittwoch vor Ostern (31. März), abends 8 Uhr
in der St. Laurentii-Kirche zu Itzehoe

Oster-Aufführung

▽

Leitung: Otto Spreckelsen

Solisten:
Sopran: Maria Elisabeth Janßen-Hamburg
Baß: Walter Sommermeier-Hamburg
Solo-Violine: Brünhilde Dobrowolny-Itzehoe
Solo-Bratsche: Johannes Möller-Hamburg
Cembalo: Anna Elisabeth Fehrs-Itzehoe
Orgel: Helmut Schulze-Hamburg

Chöre:
Gemischter Chor: Itzehoer Konzertchor
Männerchor: Itzehoer Liedertafel von 1841
Knabenchor: Schüler der Kaiser-Karl-Schule

Orchester:
Itzehoer und Hamburger Musiker

Flügel aus dem Magazin von B. A. Eggers - Itzehoe

Karten zu 1 Mk., 2 Mk. und numerierte zu 3 Mk. in den Buchhandlungen von Elias, Hartmann und Kragh

— Preis 20 Pfennig —

Vortragsfolge:

Joh Seb. Bach (1685—1750)

1. **„Du Hirte Israel, höre".** Kantate Nr. 104 (freie Chorkantate) für Baß-Solo, gemischten Chor und Orchester.

(Nach Schweitzer ist gerade diese Kantate geeignet, „den Menschen die Furcht vor Bach zu nehmen". And Siegfried Ochs sagt darüber: „Sie ist erfüllt von einem unwiderstehlichen Melodienzauber und von Klangschönheit, so daß sie mit Recht zu den Lieblingsstücken des ersten Musikpublikums zählt. Die echt Bachsche Größe und geradezu Mozartsche Liebenswürdigkeit, die den ersten Chor erfüllen, finden sich derart vereint nicht in einem anderen Werk." Aehnliche Worte findet Voigt: . . . . Lieblich und doch großartig, technisch erstaunlich kompliziert (man sehe die selbständige polyphone Orchesterpartie, welche die fugierten Sätze begleitet) und doch höchst eingänglich. Beide Fugatos über ein entzückendes Thema steigern sich prachtvoll.")

Chor Du Hirte Israel, höre, der du Joseph hütest wie der Schafe, erscheine, der du sitzest über Cherubim, erscheine!

Baß (Rezitativ): Ja, dieses Wort ist meiner Seele Speise,
Ein Labsal meiner Brust,
Die Weide, die ich meine Lust.
Des Himmels Vorschmack, ja, mein alles heiße.
Ach, sammle nur, o guter Hirte,
Uns Arme und Verwirrte;
Ach, laß den Weg nur bald geendet sein,
Und führe uns in deine Hürde ein.
(Arie): Beglückte Herde Jesu Schafe,
Die Welt ist euch ein Himmelreich.
Hier schmeckt ihr Jesu Güte schon
Und hoffet noch des Glaubens Lohn
Nach einem sanften Todesschlafe.

es fehlen: Rezitativ u. Arie

Chor (Choral): Der Herr ist mein getreuer Hirt,
Dem ich mich ganz vertraue!
Zur Weid' er mich, sein Schäflein, führt,
Auf schöner, grüner Aue!
Zum frischen Wasser leit't er mich,
Mein' Seel' zu laben kräftiglich
Durchs sel'ge Wort der Gnaden!

2. **„Wenn wir in höchsten Nöten sein".** Choralvorspiel für Orgel allein. (Bach's allerletzte Komposition)

(Darüber sagt Schweitzer, „Als der erblindete Bach den Tod nahen fühlte, diktierte er seinem Schüler Altnikol diese Choralphantasie. Im dunklen Zimmer, schon von Todesschatten umspielt, schuf der Meister dieses Werk. Ihn umtönten bereits Sphärenharmonien. Darum klingt kein Leid mehr in seiner Musik nach, die ruhigen Achtel bewegen sich schon jenseits jeglicher Menschenleidenschaft.")

3. **„Seufzer, Tränen, Kummer, Not".** Sopran-Arie mit obligater Violine und Orgelbegleitung aus der Kantate Nr 21 „Ich hatte viel Bekümmernis".

(Diese Kantate ist ein Jugendwerk unseres Stoffmeisters, sie bietet musikalisch Bedeutendes in Menge. Die Sopran-Arie schildert die Bekümmernisse der menschlichen Seele. — „Sie gehört", nach Kretzschmar, „zu den schönsten Arien, die wir überhaupt von Bach besitzen".)

Seufzer, Tränen, Kummer, Not,
Aengstlich Sehnen, Furcht und Tod
Nagen mein bestimmtes Her,
Ich empfinde Jammer, Schmerz.

Die Bach-Kantate „Du Hirte Israel“ hat der Komponist für den Sonntag Misericordias (nach Ostern) geschrieben; die Reger-Kantate „Meinen Jesum laß ich nicht“ gehört, genau wie die „Ernsten Gesänge“ von Brahms, in die Endzeit (Totensonntag). Es fehlt in diesem Konzertprogramm nicht an sehr wirkungsvoller romantischer Musik bis zur Rührseligkeit des meines Erachtens in der Kirche unmöglichen „Pilgerchores“ von Wagner: ein Hohn auf alle liturgische Ordnung! Eine – noch so weitläufige – Beziehung zur Passion sucht man hier vergeblich. In der liturgischen Ordnung der Kirche ist am Mittwoch in der Karwoche ein Darstellung der Passion nach Markus vorgesehen. Soweit meine Kritik an diesem „vorgestrigen“ Programm einer Osteraufführung der sehr alten Schule. –

b) Und hier das Gegenbeispiel einer vorbildlichen geistlichen Abendmusik, einer weihnachtlichen Kirchenmusik, zusammengestellt von Direktor Gerhard Schwarz.
Es handelt sich hier um die Uraufführung der „Weihnachtsgeschichte“ meines damaligen Kompositionslehrers Hugo Distler in der Marienkirche in Berlin-Ost, im Jahre 1933.
Diese Folge verwirklicht die von Direktor Schwarz in seiner Kirchenmusikschule aufgestellten Maximen; es sind alle Elemente – textlich, liturgisch und musikalisch – vorhanden, die seinen Anforderungen entsprachen (und die noch heute, 1984, Gültigkeit haben): Berücksichtigung der Kirchenjahreszeit in Lesungen und Gemeindeliedern und Chorsätzen, aktive Beteiligung der Gemeinde im Wechselgesang, Kompositionen alter Meister neben zeitgenössischer Musik – alles dies im Bereich des schon oben erwähnten Gebotes von Luther in seiner Vorrede zum Babstschen Gesangbuch von 1545.

Max Reger (1873—1916).

4. 1. **Benedictus** aus der Orgelmesse (für Orgel-Solo).

(„Reger hat uns nach bedenklich drohender Verflachung wieder zu einem gesunden, echt-deutschen durch und durch auf Bach'scher Basis verankerten Orgelstil verholfen“ (Forchhammer). Dies Benedictus ist das „wundervollste Werk“ aus Regers Orgel-Messe.)

5. 2. **„Meinen Jesum laß ich nicht.“** Choralkantate für Solo-Sopran, Solo-Violine, Solo-Bratsche, Orgel, Orchester und Doppelchor.

(„Diese Choralkantate Regers erfreut sich“, nach Kretzschmar, „einer weiten Verbreitung. Sie ist von Regers Werken dieser Art die knappste und zugleich an Klangreiz reichste.“)

Chor: Meinen Jesum laß ich nicht;
Weil er sich für mich gegeben,
So erfordert meine Pflicht,
Nur allein für ihn zu leben.
Er ist meines Lebens Licht:
Meinen Jesum laß ich nicht.

Sopran-Solo: Jesum laß ich nimmer nicht,
Weil ich soll auf Erden leben.
Ihm hab ich voll Zuversicht,
Was ich bin und hab, ergeben.
Alles ist auf ihn gericht:
Meinen Jesum laß ich nicht.

Chor: Laß vergehen das Gesicht,
Hören, Schmecken, Fühlen weichen,
Laß das letzte Tageslicht
Mich auf dieser Welt erreichen;
Wenn des Leibes Hütte bricht:
Meinen Jesum laß ich nicht.

Sopran-Solo: Ich werd ihn auch lassen nicht.
Wenn ich nun dahin gelanget,
Wo vor seinem Angesicht
Meiner Väter Glaube pranget,
Mich erfreut sein Angesicht:
Meinen Jesum laß ich nicht.

Chor: Nicht nach Welt, nach Himmel nicht
Meine Seele wünscht und sehnet,
Jesum wünscht sie und sein Licht,
Der mich hat mit Gott versöhnet,
Der mich frei macht vom Gericht;
Meinen Jesum laß ich nicht.

Doppelchor: Jesum laß ich nicht von mir,
Geh ihm ewig an der Seiten;
Christus läßt mich für und für
Zu dem Lebensbächlein leiten.
Selig, wer mit mir so spricht:
Meinen Jesum laß ich nicht.

6. **Brahms** (1833—1897).

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete“. Nr. 4 der „Ernsten Gesänge“, für Solo-Baß und Orgelbegleitung.

(Das letzte Gesangswerk, das Brahms uns schenkte, sind die 4 ernsten Gesänge für eine Baßstimme. Sie sind Max Klinger zugeeignet. „Diese vier ernsten Gesänge“, sagt Reimann, „sind ein zweites „deutsches Requiem“, und hätte Brahms außer diesen Liedern kein anderes geschrieben, er wäre durch diese allein einer unserer größten Liederkomponisten geworden“.)

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wär ich ein tönend Erz, oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.

Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir nichts nütze.

Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Worte, dann aber von Angesicht zu Angesichte. Jetzt erkenne ich's stückweise, dann aber werd ich's erkennen, gleichwie ich erkennet bin. Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.

7. **Wagner** (1813—1883).

„Pilgerchor“ aus der Oper „Tannhäuser“, für Männerchor, Orchester und Orgel.

Beglückt darf nun, dich, o Heimat ich schauen,
und grüßen froh deine lieblichen Auen;
nun laß ich ruh'n den Wanderstab,
weil Gott getreu ich gepilgert hab.

Durch Sühn und Buß hab ich versöhnt
den Herren, dem mein Herze fröhnt,
der meine Reu mit Segen krönt,
den Herren, dem mein Lied ertönt!

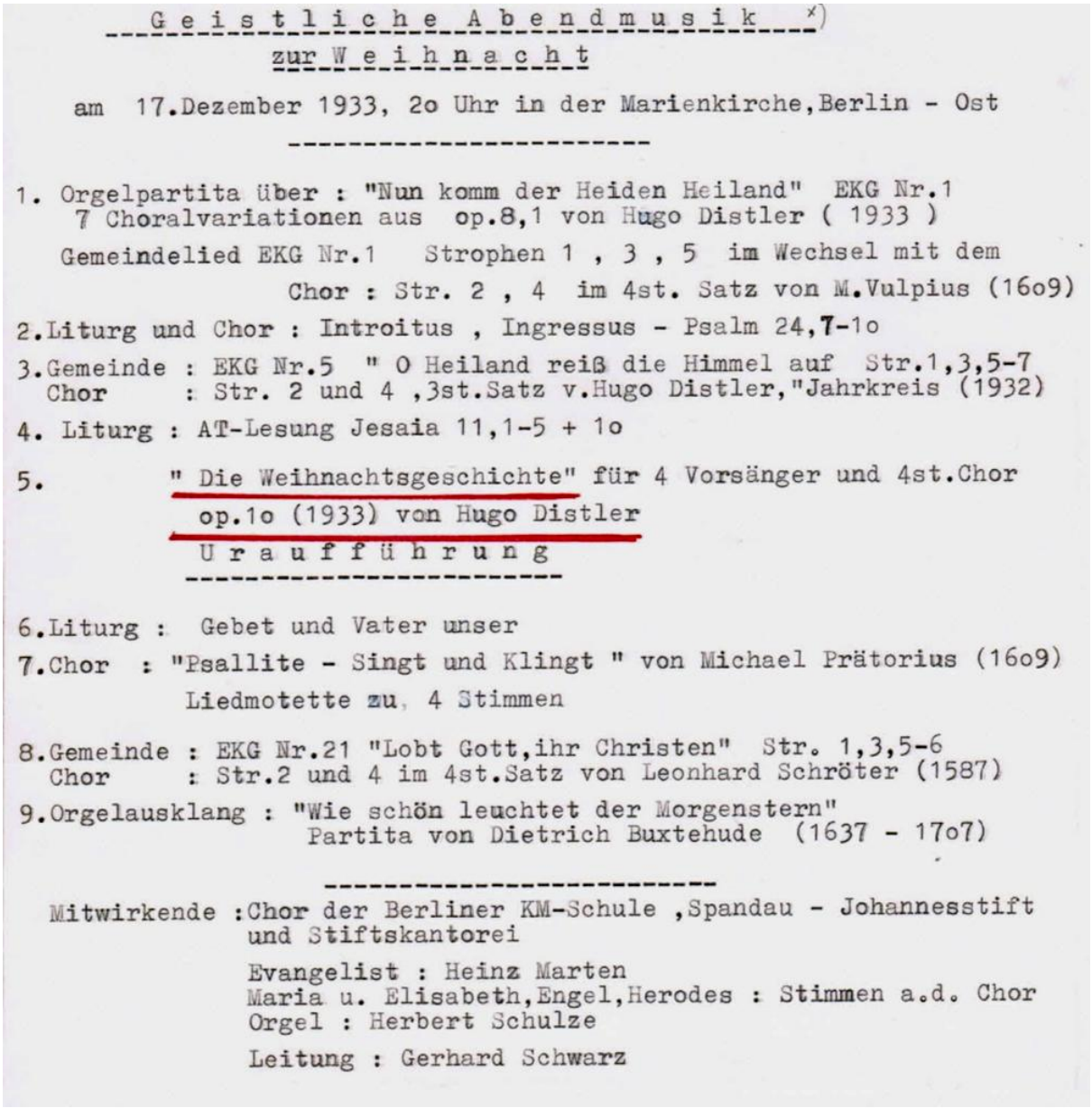
Der Gnade Heil ist dem Büßer beschieden,
er geht einst ein in der Seligen Frieden;
vor Höll' und Tod ist ihm nicht bang',
drum preis' ich Gott mein Lebelang!
Halleluja in Ewigkeit!

Mit einem solchen, liturgisch einwandfrei aufgebauten Programm war uns Studierenden ein Beispiel gegeben, wie man – bei höchsten musikalischen Ansprüchen in strenger liturgischer Form – eine geistliche Abendmusik gestalten kann. –

Die Auffassung evangelischer Kirchenmusik, die uns 1932–34 Gerhard Schwarz vermittelte, und die ich oben ausführlich aufgezeigt habe, ist mir dann in der Praxis meiner Kirchenämter an der St. Salvator-Kirche in Lauenburg/Pommern (1934-45) und – nach dem 2. Weltkrieg – an der St. Laurentii-Kirche in meiner Heimatstadt Itzehoe/ Holstein (1946–73) richtungweisend gewesen; ich habe in den rund 40 Jahren versucht, sie den Kirchengemeinden in sehr vielen Gottesdiensten und Feiern sowie in mehreren hundert Geistlichen Abendmusiken nahezubringen.

Motto: Musica sacra – non solum ancilla set etiam soror verbi Domini![5]

Das Original ging verloren: Rekonstruktion aus dem Gedächtnis

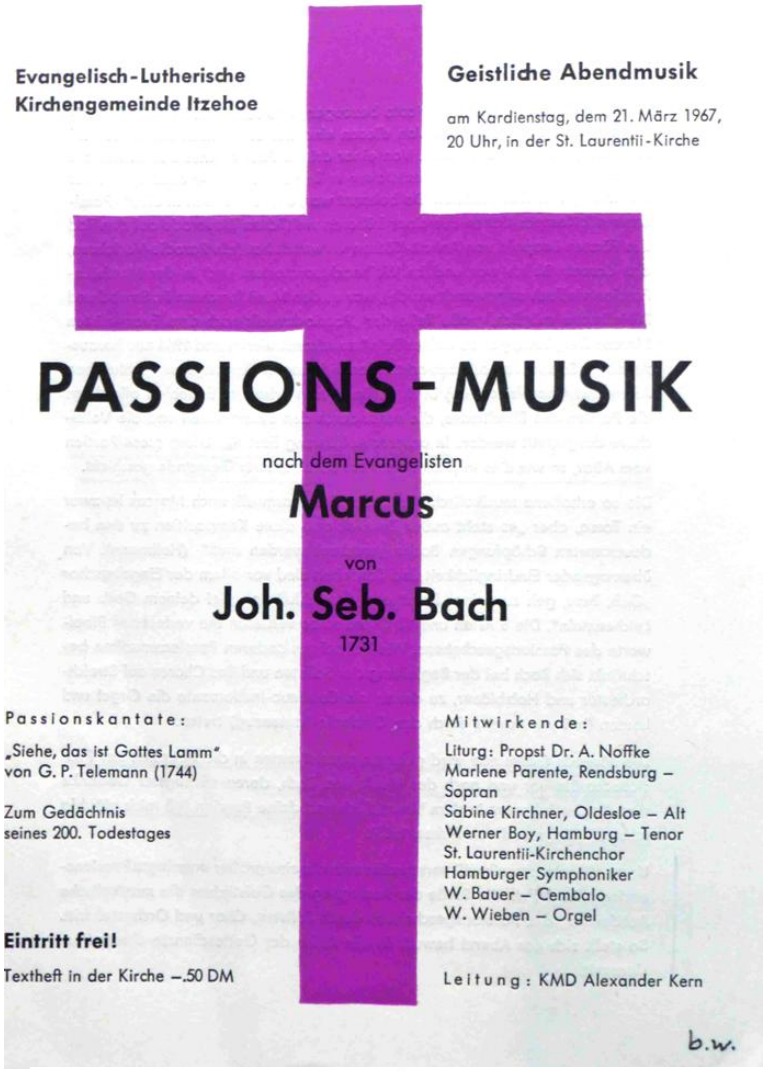


Geistliche Abendmusik *)
zur Weihnacht

am 17.Dezember 1933, 2o Uhr in der Marienkirche,Berlin - Ost

1. Orgelpartita über : "Nun komm der Heiden Heiland" EKG Nr.1
7 Choralvariationen aus op.8,1 von Hugo Distler (1933)
Gemeindelied EKG Nr.1 Strophen 1 , 3 , 5 im Wechsel mit dem
Chor : Str. 2 , 4 im 4st. Satz von M.Vulpius (16o9)
2.Liturg und Chor : Introitus , Ingressus - Psalm 24,7-1o
3.Gemeinde : EKG Nr.5 " O Heiland reiß die Himmel auf Str.1,3,5-7
Chor : Str. 2 und 4 ,3st.Satz v.Hugo Distler,"Jahrkreis (1932)
4. Liturg : AT-Lesung Jesaia 11,1-5 + 1o
5. " Die Weihnachtsgeschichte" für 4 Vorsänger und 4st.Chor
op.1o (1933) von Hugo Distler
U r a u f f ü h r u n g
6.Liturg : Gebet und Vater unser
7.Chor : "Psallite - Singt und Klingt " von Michael Prätorius (16o9)
Liedmotette zu 4 Stimmen
8.Gemeinde : EKG Nr.21 "Lobt Gott,ihr Christen" Str. 1,3,5-6
Chor : Str.2 und 4 im 4st.Satz von Leonhard Schröter (1587)
9.Orgelausklang : "Wie schön leuchtet der Morgenstern"
Partita von Dietrich Buxtehude (1637 - 17o7)
Mitwirkende :Chor der Berliner KM-Schule ,Spandau - Johannesstift
und Stiftskantorei
Evangelist : Heinz Marten
Maria u. Elisabeth,Engel,Herodes : Stimmen a.d. Chor
Orgel : Herbert Schulze
Leitung : Gerhard Schwarz

[5] Lateinisch: Die heilige Musik ist nicht nur Dienerin, sondern auch Schwester des Wortes des Herrn.



ZUR EINFÜHRUNG

Philipp Emanuel Bach und Agricola bezeugen, daß Joh. Seb. Bach fünf Passionsmusiken komponiert hat. Von diesen sind nur zwei (nach Matthäus und Johannes) auf uns gekommen. Von einer dritten Passionsmusik nach Marcus ist das Textbuch von Bachs Textdichter in Leipzig, Henrici-Picander, in einer Sammlung von 1732 erhalten. Da bekannt war, daß Bach auch in dieser Passionsmusik Kompositionen aus einer früheren weltlichen Trauerode auf den Tod des Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen verwandt hat (ein Parodie-Verfahren, das damals üblich war und im Weihnachtsoratorium und in der Matthäus-Passion vielfach angewandt wurde), war es den Musikforschern Fr. Smend und D. Hellmann möglich, große Teile der „Passionsmusik nach dem Evangelisten Marco: Geh, Jesu, geh zu deiner Pein" zu rekonstruieren und 1964 neu herauszugeben. So sind fast alle betrachtenden Dichtungen (Eingangs- und Schlußchor, Arien und Choralstrophen) in ihren Tonsätzen erhalten. Es fehlen allerdings die Partien des Bibeltextes, die sonst durch den Evangelisten und die Volkschöre dargestellt werden. In unserer Aufführung liest der Liturg diese Partien vom Altar, so wie dies in jeder Passionsandacht unserer Gemeinde geschieht.

Die so erhaltene musikalische Form der Passionsmusik nach Marcus ist zwar ein Torso, aber „es steht außer Zweifel, daß diese Komposition zu den bedeutsamsten Schöpfungen Bachs gerechnet werden muß" (Hellmann). Von überragender Eindringlichkeit und Schönheit sind vor allem der Eingangschor „Geh, Jesu, geh zu deiner Pein" und der Schlußchor „Bei deinem Grab und Leichenstein". Die 5 Arien und 12 Choralsätze vertiefen die verlesenen Bibelworte des Passionsgeschehens. Wie bei seinen anderen Passionsmusiken beschränkt sich Bach bei der Begleitung der Solisten und des Chores auf Streichorchester und Holzbläser, zu denen als Continuo-Instrumente die Orgel und Lauten (bei uns ersetzt durch den Cembalo-Lautenzug) treten.

Die hörende Gemeinde wird gebeten einzustimmen in die Strophen der Passionschoräle vor und nach der Musik von Bach, deren wichtigster Gedanke zum Ausdruck kommt in dem Vers: „Dich und deine Passion laß mich gläubig fassen." (Siegmund von Birken 1663).

Unsere Passionsmusik will verstanden sein als eine größer angelegte Passionsandacht, in der an die Stelle der Auslegung des Geistlichen die musikalische Ausdeutung des Passionsgeschehens durch Solisten, Chor und Orchester tritt. So stellt sich der Abend bewußt in die Reihe der Gottesdienste dieser Passionszeit.

Zeitungsartikel, erschienen in Düsseldorf 1952:]

Ein Gespräch über Kirchenmusik

Landeskirchenmusikdirektor Gerhard Schwarz über seine Pläne

„Können Sie das Radio etwas leiser stellen?“, ist seine erste und einzige Bitte an die Kellnerin an diesem Nachmittag. „Wer Musik liebt,“ fügt er entschuldigend hinzu, „kann sich das da nicht mit anhören!“ – „Das da“ ist eine tatsächlich recht primitive und simple Unterhaltungsmusik. „Er“: Das ist der Landeskirchenmusikdirektor Gerhard Schwarz.
Dem Titel nach müßte er ein „hohes Tier“ sein, Pädagoge mit erhobenem Zeigefinder und zugeknöpft bis an den Hals. Tatsächlich ist er ein Musiker, Künstler. Vor dem Krieg war er Leiter der Kirchenmusikschule in Spandau, während des Krieges Dolmetscher, dann bis 1947 in Waldenburg-Schlesien als Kirchenmusiker tätig. Für die Russen war er „Artist“ wie Seiltänzer und Dompteure und wurde in Ruhe gelassen. In dieser schweren Zeit hat er arbeiten können „wie noch nie“. Nächste Station ist Erfurt. Als Berufungen nach Berlin, Leipzig und nach Westdeutschland vorliegen, wählt er Düsseldorf. Die rheinische Landeskirche will 1949 eine Kirchenmusikschule aufmachen, wenn er käme. Er ist gekommen. Und beginnt in Kaiserswerth. Gleichzeitig wird er Organist und Kantor in der Johanneskirchengemeinde in Düsseldorf und Dozent mit Lehrauftrag für Improvisation in der kirchenmusikalischen Abteilung der Hochschule für Musik in Köln.
Wozu nun eigentlich eine Landeskirchenmusikschule, wenn der Staat bisher durch seine Hochschule in Köln der Kirche mit Bereitstellung geeigneter Kräfte bereits seit langem geholfen hat? – Beide Schulen bieten die gleiche Ausbildung und fordern die gleiche Voraussetzung. Für beide ist die künstlerische Qualität und die Begabung entscheidend. Aber während die Staatliche Hochschule die Erreichung von Spitzenleistungen und Spitzenqualitäten als alleiniges Ziel ansieht, kommt bei den Landeskirchenmusikschulen – es gibt deren sieben in Westdeutschland – hinzu, daß sie den ganzen Menschen anschauen. Wer auf der Landeskirchenmusikschule sein Studium beendet, soll über das Künstlerische hinaus noch mehr leisten: Er soll die „singende Gemeinde“ bauen und leiten, soll in der Gemeinde stehen, wie seine Musik ganz im Dienst der Verkündigung steht.
Nach kurzer Zeit in Kaiserswerth ist Schwarz mit seinen Schülern nach Wuppertal gezogen, wo im Katechetischen Seminar bereits eine kirchenmusikalische Abteilung bestand. Sehr schnell erlangt die junge Schule einen guten Ruf. Während in Köln etwa 10 bis 15 künftige Kirchenmusiker studieren (in dieser Zahl sind auch die Katholiken enthalten), sind es schon jetzt in Wuppertal 35 bis 40.
Zielbewußt wird der Lehrkörper aufgebaut. Landeskirchenmusikwart Ferdinand Schmidt, die hochbegabten jungen Organisten Helmut Kahlhöfer (Gemarke) und Konrad Voppel (Duisburg), jener für die Gehörübungen und die Methodik, dieser für das künstlerische Orgelspiel, werden gewonnen. Die Klavierpädagogin Fräulein Müschenborn (Wuppertal), die Gesangspädagogin Goebel vom Düsseldorfer Konservatorium und Heinzelmann, Oberkirchenrat Prof. Lic. Dr. Beckmann, für das Gebiet der Liturgik, Dr. Konrad Ameln (Lüdenscheid) und Prof. Dr. Danckert (Krefeld) treten hinzu. Für Komposition und Satzlehre werden zwei bekannte Komponisten gewonnen: Diether de la Motte, dessen Kompositionen Scherchen in Darmstadt dirigierte und der die Musik für „Calderon“ in Gründgens‘ Düsseldorfer Schauspielhaus schrieb, und Albert Thate, bekannt durch seine Kompositionen für Chor. Weitere Vorlesungen kommen hinzu, ja, die jungen Schüler führen sogar eine heitere Oper auf, wenn es gerade paßt.
Um die materielle Zukunft brauchen sich die jungen Kirchenmusiker im Augenblick keine Sorgen zu machen. Der Aufbau der Stellen hält mit dem Aufbau der Kirchen Schritt. Tüchtige Kirchenmusiker werden immer gesucht. Ein Stellenplan ist für das Rheinland jetzt veröffentlicht; ob es verwirklicht wird, hängt von den Presbyterien ab.
Das eigentliche Problem ist, ob die sehr weitreichend ausgebildeten jungen Kirchenmusiker später die Möglichkeit haben, ihre Kenntnisse in den Gemeinden zu verwenden. Sie sind

liturgisch und musikalisch den Pastoren und den Gemeinden nicht nur überlegen, sondern auch in der Entwicklung voraus.
Das hängt mit der Entwicklung der Kirchenmusik überhaupt zusammen. Nach Schwarz hat einen „Art Barthianismus“, d. h. eine Rückwendung zum Eigentlichen, auch in der Kirchenmusik Platz gegriffen. Schwarz will über Bach und über das fast völlig ausgeschöpfte Barock hinausgehen und das Musikalische jener vergangenen Zeit heben, von der auch die Reformation lebte. Diese Schätze glaubt er bei den Niederländern gefunden zu haben, den Vätern evangelischer Kirchenmusik, die auch für Luther und seinen Kantor Johann Walter Vorbilder gewesen sind. „Luther hat nicht barock gedacht, sondern niederländisch!“, sagt Schwarz sehr bestimmt.
Das ist in der Tat eine einzigartige Idee. Daß die Gemeinden diese Rückbesinnung nicht leicht aufnehmen werden, weiß Schwarz. Für ihn sind Romantik, Singbewegung und auch Max Reger (um ganz verschiedene Richtungen aufzuzeigen) wichtige und entscheidende Etappen. Aber es ist in der Tat nicht zu leugnen, daß die Romantik eine sehr starke persönliche Aussage des Menschen bedeutet, während etwa die Niederländer noch in kosmischen Ordnungen dachten. Die völlige Objektivität auch in ihrer Musik machte diese – nach Schwarz – überhaupt erst „bündnisfähig“ für Gottes Wort, was von der subjektiven Musikalität des vorigen Jahrhunderts nicht ohne weiteres gesagt werden kann. Schwarz kann darauf hinweisen, daß so bedeutende Komponisten wie Pepping, Distler und Reda von daher Anregungen aufgenommen haben und daß auch Krenek, der einmal „Jonny spielt auf“ dirigierte, jetzt die Niederländer studiert.

Neugestaltung der Tonordnung

Wir stehen jetzt in der Neugestaltung unserer alten Tonordnung, die mit Wagner und Richard Strauß abgeschlossen worden ist. Zu einer persönlichen Ordnung wollen Hindemith und andere vorstoßen, aber eine allgemeine Ordnung ist das noch nicht. Die Zwölf-Ton-Musik ist gut für Instrumentalmusik, kann aber nicht gesungen werden – ist deshalb für den kirchlichen Raum unbrauchbar. Indeß nimmt man Anregungen von ihr. Schwarz gebraucht ein originelles Bild: In der Zeit der Verbürgerlichung haben drei Akkorde (Tonika, Dominante und Subdominate) die übrigen unterjocht. Sie allein dominieren, während noch bei den Kirchentonarten alle Klänge gleich geordnet waren. Heute komme es sozusagen zur Konzernzerschlagung dieser drei Akkorde und die bisherigen Untertanen erhöben sich – genau wie es im wirtschaftlichen Leben der Fall ist. Es kommt auch in der Kirchenmusik die Abkehr vom „Plüsch“, man hält Ausschau und der Komponist von heute sieht eine Wirklichkeit, die für die hörende Gemeinde einfach noch nicht da ist!
Eine besondere Sache für Schwarz ist die Improvisation. In der Tat ist der Organist der einzige Musiker, der in ihrer Form noch das unmittelbare Musizieren kennt. Die Kirche kann heute nicht mehr jede Woche eine Komposition in Auftrag geben. Heute wird geprobt und geübt, bis das Stück stilgerecht und den Anweisungen des Komponisten entsprechend „sitzt“. Nur der Organist kann heute noch improvisieren. Schwarz ist anerkannter Meister auf diesem Gebiet heute in Deutschland. Einer seiner nächsten Pläne wird die Herausgabe einer „Lehre der Improvisation“ sein. Er meint auf unsern Einwurf, daß man auch die Improvisation in gewisse Ordnungen fassen könne.
Um die Jugend hat Schwarz keine Sorge. Hier geschieht fast ein Wunder: Die weitgehend von der Hausmusik abgekommene junge Generation verfügt über ein ausgezeichnetes Stilgefühl und außerordentliche kompositorische Gaben. Man wird von ihr viel erwarten können.

Westdeutschlands größte Orgel

In etwa einem Jahr wird in der Johanneskirche in Düsseldorf die größte und bedeutendste Orgel Westdeutschlands eingebaut sein. Im Rahmen einer internationalen Chor- und Orgelwoche soll sie im Oktober 1953 eingeweiht werden. Damit wird sich das Rheinland einen Mittelpunkt für Orgelmusik geben, wie es ihn noch nie gehabt hat.

Meine Dozenten an der Berliner Kirchenmusikschule

Die Erinnerungen an meine Kompositionslehrer: Hugo Distler und Ernst Pepping schildere ich in je einem besonderen Kapitel (Seite 83 und Seite 120).

Professor Blume

Musikgeschichte las in den Jahren 1932–33 Professor Dr. Blume von der Berliner Universität. Sein erstes großes Werk: „Geschichte der evangelischen Kirchenmusik“ kam in diesen Jahren grade im Athenaion-Verlag, Potsdam, in Einzellieferungen heraus. Durch Dr. Blumes Vermittlung konnten wir, seine Hörer, die Lieferungen sehr viel verbilligt erstehen. Dr. Blume war ein großartiger Dozent. Er baute die Musikgeschichte in den Ablauf des geistigen und politischen Geschehens ein: er gab uns einen Überblick über die allgemeine geistige und geistliche Entwicklung in Europa. Es war für mich immer ein Genuß, diese ausgefeilten Vorlesungen zu hören und – natürlich – eifrig mitzuschreiben. Ende 1933 übernahm Blumes Assistent, Dr. Adam Adrio, seinen Platz an der BKMS. Professor Dr. Blume ging nach Kiel. Von 1948–1966 gab er das große Lexikon „Musik in Geschichte und Gegenwart“ (16 Bände) heraus.

Orgelunterricht hatte ich ab Herbst 1932 bei dem Organisten der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, Walter Drwenski. Dort stand in der großen neo-romanischen Kirche – von der heute nur noch Trümmer um den alten Turn stehen – mit den kostbaren Mosaik-Wandbildern –, eine große Sauer-Orgel mit 103 Registern, pneumatische Traktur. Professor Heitmann hatte sie Anfang des Jahrhunderts disponiert. Walter Drwenski war Heitmanns Nachfolger. Er ließ mich nur Bach-Werke spielen, wie: d-Toccata, Dorische Toccata, Praeludium + Tripel-Fuge Es, Band II. und III. G und g (mit zu improvisierender Kadenz nach der Fermate), I. Band Triosonaten in Es und G.

Walter Drwenski

Ich fuhr jede Woche mit der Elektrischen Nr. 54 vom Johannesstift zum Zoo. –

Disposition der Orgel in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin (Sauer 1920)

I. Manual		**32 (22)**	**II. Manual**		**25 (20)**	**III. Manual**		**24 (20)**
Prinzipal	16		Prinzipal	16		Lieblich Gedackt	16	
Bourdon	16		Gedackt	16		Prinzipal	8	
Prinzipal	8		Prinzipal	8		Konzertflöte	8	
Geigenprinzipal	8		Traversflöte	8		Hohlflöte	8	1897
Doppelflöte	8		Rohrflöte	8		Gedackt	8	
Flûte harmonique	8		Spitzflöte	8		Quintaden	8	
Gedackt	8		Lieblich Gedackt	8		Schalmei	8	labial
Quintaden	8		Salicional	8		Aeoline	8	
Gemshorn	8		Dolce	8		Voix céleste	8	
Viola da Gamba	8		Flûte octaviante	4		Praestant	8	
Oktave	4		Flauto dolce	4		Traversflöte	4	
Rohrflöte	4		Gemshorn	4		Quintaden	4	
Spitzflöte	4		Oktave	2		Viola	4	
Fugara	4		Zartflöte	2		Nasard	2 2/3	
Piccolo	2		Cornett	III		Flautino	2	
Rauschquinte	II	2 2/3 + 2	Mixtur	IV		Cornett	III	
Cornett	III-IV		Tuba	16		Harmonica aetheria	III	
Mixtur	III		Cor anglais	8		Physharmonika	16	1897
Scharf	V		Klarinette	8		Trompette harmonique	8	
Bombarde	16		Krummhorn	8		Oboe	8	
Trompete	8		+ Glockenspiel		c1-c3	+ Schweller		

IV. Echowerk (Hochdruck)		**17 (17)**	**Pedal**		**25 (20)**
Quintatön	16	1897	Kontrabass	32	1897
Prinzipal	8	1897	Untersatz	32	
Spitzflöte	8	1897	Prinzipal	16	
Bourdon	8	1897	Offenbass	16	1897
Piffaro	8	1920	Lieblich Gedackt	16	
Dulziana	8	1920	Salicetbass	16	
Violine	8	1897	Quintbass	10 2/3	
Vox angelica	8	1897	Prinzipal	8	
Oktave	4	1897	Oktavbass	8	1897
Spitzflöte	4	1897	Bassflöte	8	
Dulziana	4	1920	Violoncello	8	
Zartquinte	2 2/3	1920	Dulziana	8	
Flautino	2	1920	Oktave	4	
Terz	1 3/5	1920	Terz	3 1/5	
Flageolett	1	1920	Nachthorn	2	1920
Trompete	8	1897	Mixtur	VI	1920
Vox humana	8	1897	Posaune	16	
+ Schweller			Fagott	16	
+ Schwebung (Trem.)			Trompete	8	
			Clarine	8	
			+ Glockenspiel		

Klavier- und Cembalo-Unterricht hatte ich anfangs – Sommersemester 1932 und Wintersemester 1932–33 – bei Frau Eta Harich-Schneider, Professor für Klavier und Cembalo an der Hochschule für Musik, Berlin.

Eta Harich-Schneider

Frau Harich-Schneider konnte sehr viel, war technisch brillant auf beiden Instrumenten. Sie war eine sehr energische, übernervöse (hysterische?) Dame, der ich nichts rechtmachen konnte. Von der ersten Unterrichtsstunde an versuchte sie, mich einzuschüchtern, in mir das Gefühl zu erwecken, daß ich noch gar nicht könne auf dem Klavier – daß ich vielmehr bei „ihr" ganz von vorn anfangen müsse. Das begann in jeder Stunde mit 5 Minuten „Fingermassage": „Den Daumen wie einen Schlüssel drehen; immer locker im Handgelenk; jeden Finger im Wurzelgelenk nach rückwärts biegen" und so weiter. Dann ließ sie mich einen Satz aus einer Mozart-Sonate vorspielen – aber nur bis zum 5. Takt, dann fuhr sie dazwischen! Fragte: „Können Sie fließend Tonleitern spielen?" – „Ich glaube: Ja!" – „Dann spielen Sie mal Ais-Dur, beide Hände gleiche Richtung, aufwärts!" Ich versuchte es. (Es handelte sich natürlich um B-Dur! Diese verrückte Bezeichnung von ihr sollte mich nur verwirren.) Es ging glatt über 2 Oktaven. Aber mein Fingersatz mißfiel ihr.

Alle folgenden Unterrichtsstunden waren eine Belastung für mich – bei diesem Ton! Auch wenn ich noch so fleißig geübt hatte, ließ sie mich nie mehr als 4 oder 5 Takte der Komposition spielen: dann Unterbrechung, scharfe, ätzende Kritik: Gewichtsspiel, Fingerspiel, Accente, Phrasierung – alles war falsch bei mir. Das war destruktiver Unterricht: deprimierend! Sie ließ mich Bach: 2 und 3stimmige Inventionen, Mozart-Sonate C (Köchelverzeichnis 330) und Scarlatti-Sonaten (d) spielen. –

Nach einem Semester Unterricht bei ihr – nachdem ich dann doch einiges bei ihr gelernt „hätte", gewährte sie gnädig meinen Übergang aufs Cembalo. Literatur: Bach, Fantasie in c, Domenico Scarlatti – Sonaten.

Zum Sommersemester 1933 löste der Pianist Carl Bittner Frau Harisch ab. Darüber war ich nicht sehr böse. Bittner unterrichtete in seiner Privatwohnung in Wilmersdorf, von April 1933 bis Juli 1934. Er arbeitete mit mir: Chopin: Préludes op. 28 (7), op. 45 (5); Etüden op. 10 Nr. 3, 12; op. 25 Nr. 12; Schumann: „Papillons", „Aufschwung" op. 12; Schubert: aus op. 90, 1, 2, 4; aus op. 142, 3.

Im Gegensatz zu Frau Harich-Schneider war Bittner mit mir häufig sehr zufrieden, belobte mich! Ungewohnt, da neu! An modernen Werken erarbeitete Bittner mit mir von Mussorgsky: „Bilder einer Ausstellung" – das machte mir viel Freude! –, von Bela Bartok: „Ungarische Bauernlieder": ganz neue Musik für mich! –

Auf dem Cembalo: „Italienisches Konzert" und die schöne Fantasie „c", beide von Johann Sebastian Bach.

Sologesangs-Unterricht gab der sehr gute, junge Tenor (aus Schleswig), damals einer der besten „Evangelisten" in Oratorien und Passionen, in der BKMS = Privat-Dozent Heinz Marten.

Außer sehr ausgedehnten Stimmübungen sang ich Choräle aus Bach-Schemelli, 1736: Choräle 35, 39, und aus Schubert „Winterreise“ = Nr. 23 „Die Nebensonnen“, 24. „Der Leiermann“ und op. 3, 1 = „Schäfers Klagelied“. –

Eine ausgezeichnete Vorlesung über 2 Semester hielt Pastor Dr. Horn (vom Deutschen Dom am Gendarmenmarkt) in Liturgik. Nach einem Überblick über die Geschichte der Liturgik durch die Jahrhunderte führte Pastor Horn uns „zur praktischen Information“ auch in die Gottesdienst anderer Konfessionen: die römisch-katholische, die griechisch-orthodoxe Kirche und in die orthodoxe Synagoge in Berlin, nachdem er uns vorher genauestens die verschiedenen Riten erläutert hatte in ihrem liturgischen Ablauf. Das war für uns ganz neu und hochinteressant. In der Synagoge sang ein ausgezeichneter Sänger die Schriftlesungen und Psalmen direkt aus der „Thorah“ (dem Alten Testament hebräisch), während in den Zwischenräumen ein unsichtbarer sehr guter Chor – wahrscheinlich – Psalmen sang.

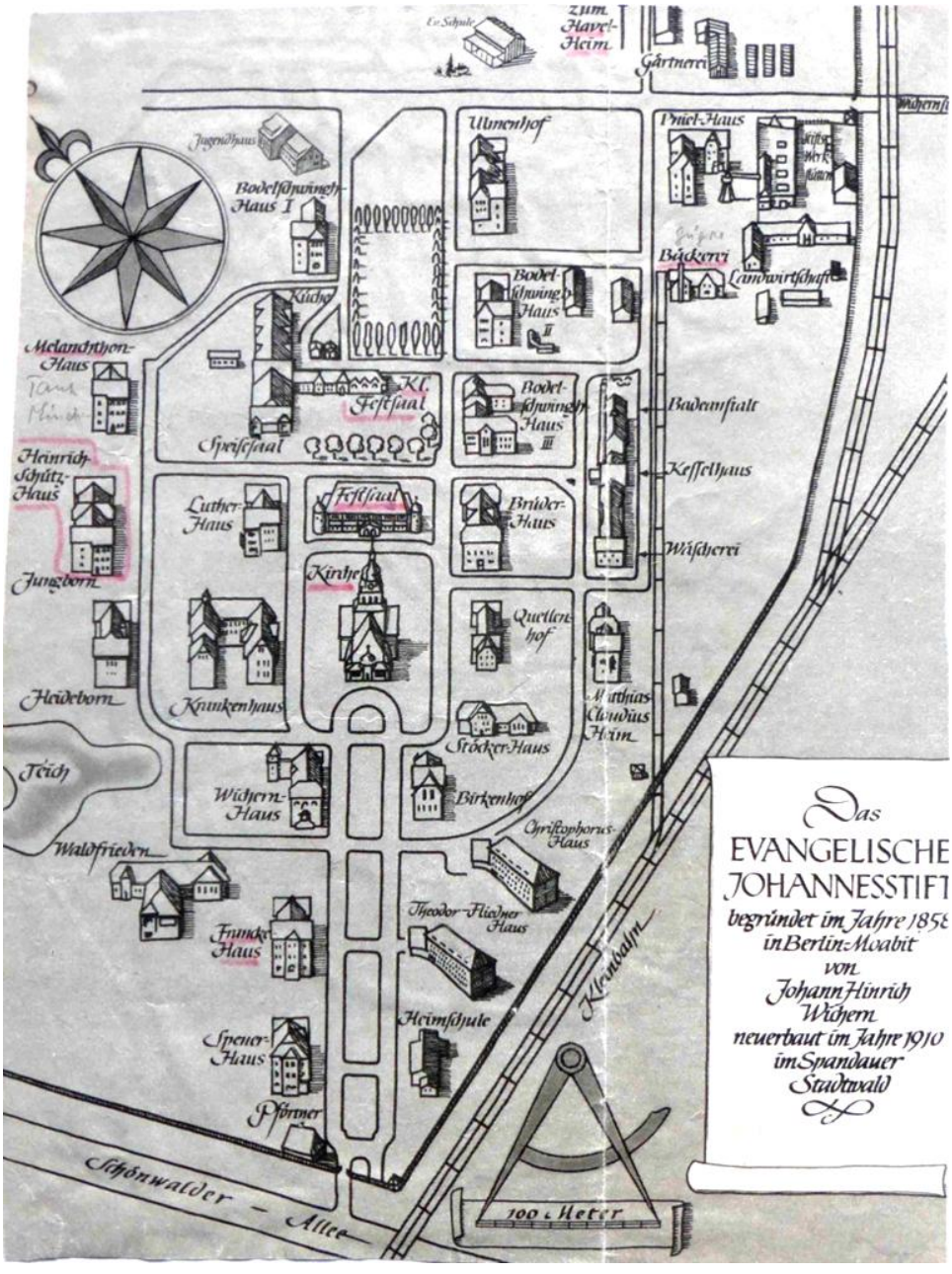
Heinz Marten, Lehrer für Sologesang (Dritter von links) mit Studierenden: hinten von links: Alexander Kern, Helmi Niehoff, Marten, Friedel Haase, Siegfried Jäger, Ewald Weiß, Diakone, Wiemer, Stolle. Vorn: Ruth Schüler, Dörchen Müller, Schwester, Schwester Thea Zimmermann, Magdalene Trittelvitz, Bruno Obert, Norbert Ruggeri, Else Hamel
Ca. Sommer 1933 im Garten des Heinrich-Schütz-Hauses

Merkwürdig für uns war, die wir als Gäste vorne in der 1. Reihe saßen, daß wir Männer (die Frauen wurden oben hinten auf die Empore „verbannt“) alle unsere Hüte aufbehalten mußten. –

An unsere Dozenten für Orgelbau und kirchliche Verwaltungskunde kann ich mich namentlich nicht mehr erinnern. Wohl aber an die Theologen, die bei uns Glaubenslehre und Bibelkunde vortrugen. Damals existierte im Johannesstift noch der Wichern-Verlag und die sehr aktive „Apologetische Zentrale“, die schon ab 1929–30 klar und unmißverständlich gegen die antikirchlichen Tendenzen und Schlagworte der NSDAP „zu Felde zog“!

Diese führenden Theologen predigten auch häufig sonntags in der Stiftskirche. Bei uns in der Kirchenmusik-Schule dozierten: Prof. W. Künneth, Lic. Helmut Schreiner, Professor Oskar Söhngen und Pastor Bornikoel. Künneth und Schreiner gaben 1933 das sehr „Nazi-kritische“ Werk „Die Nation vor Gott“ im Wichern-Verlag des Johannesstiftes heraus. Ergebnis? Von der Gestapo wurde die Apologetische Zentrale und der Wichern-Verlag geschlossen und verboten! Zur gleichen Zeit gab Professor Künneth eine Gegenschrift zur Rosenbergs „Mythos des 20. Jahrhunderts“ heraus, mit dem Titel „Antwort auf den Mythos“, nach dem Urteil der Fachleute war diese „Antwort“ besser als das ganze Buch von Rosenberg. Ergänzend zu den Schriften von Künneth und Schreiner kamen in diesem Jahr im Eckard-Verlag (K. Ihlenfeld) die beiden Bände „Die Stunde des Christentums“ und „Der Pfarrer-Spiegel“ heraus; letzterer als bewußte Gegenschrift zum übel-hetzerisch gegen die katholische Kirche geschriebenen „Pfaffen-Spiegel“ der antikirchlichen Kreise.

In dem Seminar „Glaubenslehre“ gab es oft Diskussionen über biblische Wahrheiten und deren verschiedene Ausdeutungen. Ich hatte damals (1931–32) grade in der „Geschichte des Materialismus“ von W. O. Lange gelesen und fühlte mich bemüßigt, daraus Zitate zu bringen. Langes Materialismus steht dem Christentum recht kritisch gegenüber. (Das Buch stand in der Bibliothek meines Vaters in Itzehoe.) In meiner recht jugendlichen Unbekümmertheit (Dummheit?) brachte ich daraus Argumente vor, die ich dort „erlesen“ hatte. (Hier möchte ich feststellen, daß ich in meinem ganzen Leben nie so klug gewesen bin wie mit 21 Jahren; ich hatte damals die wichtigsten Probleme gelöst.) In der Runde des vortragenden Pastors Bornikoel und meiner Commilitonen erweckte mein Einwurf allgemeines Erstaunen und – natürlich – scharfen Widerspruch; besonders als ich meine Quelle angab. Der Dozent machte dann die aggressive Bemerkung: „Wenn Sie, Herr Kern, solche Ansichten vertreten, warum sind Sie dann hier, in einer evangelischen Kirchenmusikschule?“ – Da wurde ich doch stutzig und merkte, wie weit ich mich verrannt hatte. Der Grund aber meines „Vorpreschens“ war wohl nur die Lust am Widerspruch gewesen, nicht meine Überzeugung. Motto: „Opposition auf jeden Fall!“ Das war auch eine Devise!



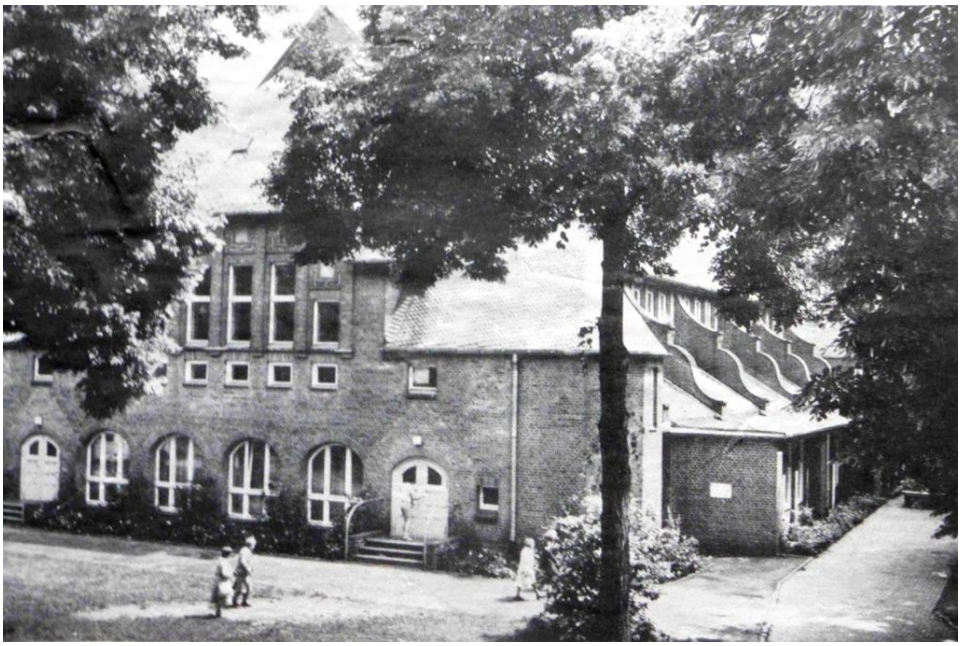
Das Johannesstift

Hier folgen einige geschichtliche Daten und eine Beschreibung meiner damaligen Umgebung, des Evangelischen Johannesstiftes in Berlin-Spandau.

Heinrich-Schütz-Haus – Alexander Kerns Zimmer 1932-33 rot markiert

Johann Hinrich Wichern gründete in Berlin-Moabit im Jahre 1858 ein Stift der Inneren Mission, das Evangelische Johannesstift, das vor allem der Ausbildung von Diakonen, der Krankenpflege und Behindertenbetreuung diente. Um 1910 wurde im Stadtteil Moabit an der Spree ein großes Hafenbecken gebaut, dem Wicherns Gründung weichen mußte. Im Stadtwald westlich von Spandau wurde darum 1910 / 11 ein neues, größeres Johannesstift gebaut, das zur Zeit meines Studiums ca. 20 große Gebäude umfaßte. Alle diese Häuser waren nach großen Persönlichkeiten der Reformationszeit: Luther, Melanchthon, Calvin; oder des Pietismus: Francke, Spener; oder der Inneren Mission des 19. Jahrhunderts: Wichern, Fröbel, Matthias Claudius, Bodelschwingh und anderen benannt.

Neben der Pflege von Behinderten, Alten und Siechen, Kranken und Schwererziehbaren umfaßte das Stift drei Ausbildungsstätten: für Diakone (Brüderhaus), Krankenpfleger und Kirchenmusiker (Calvinhaus = später Heinrich-Schütz-Haus). Das Johannesstift war ein Dorf für sich mit Umzäunung und Abgrenzung zur Siedlung Hakenfelde. In der Mitte der großen Anlage steht (noch heute) die geräumige Stiftskirche, auf die vom Torhaus eine breite Baumallee zuführt. Kirche und Festsaal waren die großen Versammlungsräume der Stiftsgemeinde.



Es gab im Stift die Wichern-Buchhandlung, einen Lebensmittelladen, eine Bäckerei, große Waschanlagen; daneben eine Landwirtschaft mit großen Feldern nach Nordwesten zur Havel hin. Kiefernwälder rahmten das Stiftsgelände auf allen Seiten ein. –

Großer Festsaal

Eingang zum kleinen Festsaal

Die Kirchenmusikschule war im Calvinhaus untergebracht, in den obersten drei Etagen. Im 1. Stock gab es außer dem Sekretariat 5 große Unterrichtsräume und einen Saal für die Chorübungen. Im 2. + 3. Stock und Mansardenzimmern waren in 6 Einzelzimmern Studierende untergebracht.

Ich selbst hatte im 2. Stock rechts, vor der Veranda ein Zimmer von April 1932 bis Dezember 1933. Im Jahre 1933 besann sich die Leitung der Kirchenmusikschule darauf, daß der Schweizer Reformator Johannes Calvin ja alles andere als kirchenmusikfreundlich gewesen war; hatte er doch in Zürich und anderen Kantonen aus den Kirchen alles Bild- und Schnitzwerk entfernen lassen und die herrlichen alten Orgelprospekte mit Pfeifen und Zierrat hinausgeworfen. Die reformierte Kirchenmusik beschränkte er dann auf 4stimmige Gemeindechoräle. Von dieser Erkenntnis ausgehend taufte man im Sommer 1933 das „Calvin-Haus“ um in „Heinrich-Schütz-Haus“, was durch eine weiße Tafel an der Hauswand dokumentiert wurde. Dieser Name entsprach nun wohl besser dem „Geist des Hauses“.

Im Stiftsbereich gab es drei Orgelwerke zu Übungszwecken der Orgelschüler: die Kirchenorgel, ein 3manualiges Werk mit pneumatischer Traktur aus der Zeit um 1910; im großen Festsaal eine 2manualige Sauer (Frankfurt/ Oder)-Orgel, und im kleinen Festsaal ein Kemper (Lübeck)-Positiv ohne Pedal. Die Windmotoren dieser drei Orgelwerke waren einer ganz ungewöhnlichen Belastung ausgesetzt: von morgens 7 Uhr bis abends 23 Uhr wurde darauf ununterbrochen von den Studierenden der KMS geübt. –

Landwirtschaftsbetrieb auf dem Stiftsgelände

Außerdem standen 3 Übungszimmer mit Klavieren und im Chorsaal ein Flügel und ein sehr schönes 2manualiges Cembalo von Neupert, Nürnberg, zur Verfügung. –

Hinter dem Stiftsgelände, an der Schönwalder Allee gelegen, das man von Berlin-Zoo kommend mit der Elektrischen Nr. 54 erreichte, lag die Waldsiedlung Hakenfelde. Im Stift ging man an der Bäckerei vorbei und (siehe Stiftsplan) an der Gärtnerei hinten durch ein rückwärtiges Gittertor, an den Feldern des landwirtschaftlichen Betriebes entlang, durch ein

Kiefernwäldchen zum „Havelheim“, einer stiftseigenen Badeanstalt am Ufer der hier recht breiten Havel, mit Badehäusern und einer ganz einfachen Erfrischungs-Kaffee- und Saft-Bude, mit Tischen, Stühlen und Bänken direkt am Wasser. Links von dem Badeplatz war ein alter Berliner Ausflugsort, „Bürgerablage“ genannt, mit Schildern wie: „Der alte Brauch wird nicht gebrochen: hier können Familien Kaffee kochen!“

Im Sommer, vor allem abends (wenn keine Proben waren) nach Vorlesungen und Instrumentalunterricht, war das Havelheim für alle Commilitonen ein beliebtes Spaziergangsziel, zum Baden und anschließendem Umtrunk. Man blickte von hier über die weite Wasserfläche der Havel hinüber nach Tegelort und Tegel mit der Konradshöhe. Schön, wenn gegen Abend am anderen Ufer die Lichterketten der Gartenlokale aufleuchteten. Manchen Spätnachmittag und Abend haben wir dort schwimmend, schwatzend, neckend, diskutierend und viel singend mit unserer „Korona“ verbracht. Eine helle Mainacht (30. 4. – 1. 5. 1933) ist mir noch in schöner Erinnerung, in der wir singend in den 1. Mai hineinwachten; alle die schönen alten Frühlingslider erklangen: „Nun will der Lenz uns grüßen“, „Der Winter ist vergangen“, „So treiben wir den Winter aus“, „Grüß Gott, du schöner Maien“. Ich rezitierte das alte Maienlied des Neithard von Revental: „Maienzeit bannet Leid! Fröhlichkeit ist gebreit‘t über Berg und Tal und grüne Auen – –“ aus der Zeit der Minnesänger. –

Meine „Bude“ im 2. Stock der Kirchenmusikschule war einfach, aber durchaus genügend. Der Privatwohnung im Erdgeschoß von Schwarz gegenüber war das Domizil der Familie Martin Kautsch. Er arbeitete beim „Dresdener Kunstdienst“. Er wurde noch 14 Tage vor Kriegsschluß zur Wehrmacht eingezogen und fiel in Berlin. Seine Frau „Mutter Eva“ blieb mit sechs Kindern zurück. Sie zog nach dem Krieg nach Königsfeld im Schwarzwald, dort sahen wir uns öfter, einmal auch in Itzehoe, auf ihrer Durchreise nach Pellworm.

Familie Kautsch

Für die Bewohner der Einzelzimmer im Schützhaus, im 2. und 3. Stock, war der Treffpunkt eine kleine Küche in der 2. Etage. Jeder hielt sich Morgen- und Abendbrot selber, in einem eigenen Brotkasten, der mit den anderen im Küchenschrank aufbewahrt wurde. Tee wurde gemeinsam aufgebrüht, jeder gab dazu einen kleinen Löffel voll, abends. Weil es nie reichte, wurden dieselben Blätter 4 – 5 – 6 mal wieder aufgebrüht.

Alexander Kern am Havel-Heim, Spandau 1986

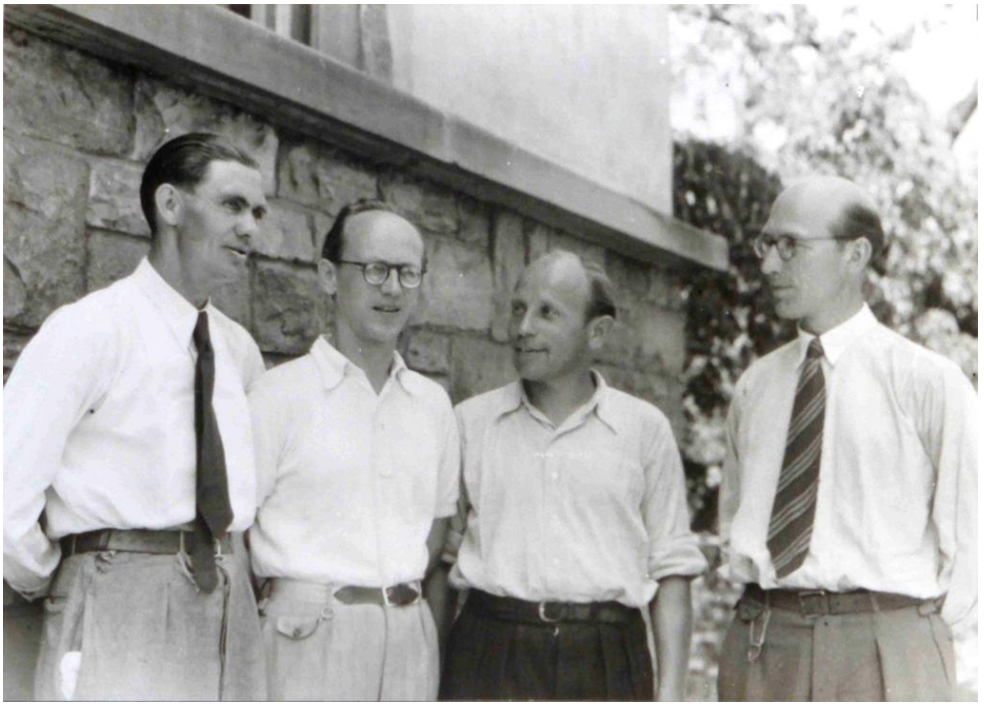
Bequem konnten 4 Männer am Küchentisch sitzen, aber oft waren es (Gäste eingeschlossen!) 8, ja 10 Männer. Und alle tranken Tee und redeten und diskutierten und fachsimpelten und mutmaßten und tratschten und spekulierten und machten Projekte und verdächtigten und wußten das garantiert Neueste von den Dozenten oder von den Mädchen (i. e. den Mit-Studentinnen) und jeder wußte was; nur zwei wußten es immer besser, das waren Lehrersöhne! Es gab da, außer mir, noch einen Lehrersohn. –

So wurde zum Beispiel – rein theoretisch – diskutiert, wie man zu Geld kommen könne. Als durchweg arme Studenten, mit geringem Monatswechsel, machten wir oft die unmöglichsten Pläne, wie man schnell zu viel Geld kommen könnte. Ich persiflierte solche Pläne ins „Unmoralische“, indem ich vorschlug, beispielsweise am „Alex“ in Berlin einen Anfängerkurs für Taschendiebe bei einem „Profi“ zu absolvieren: „– dabei kann man viel Geld im Handumdrehen verdienen!“ Darauf konterte ein anderer, Helmi Niehoff (eine Seele von Ehrlichkeit): „Was heißt hier ‚Anfänger‘?! Ich glaube doch, daß ich – aufgrund meiner günstigen Anlage und ererbten Fähigkeiten (sein Vater war Schneidermeister): ich kann unter anderem 64tel auf dem Klavier spielen! – sofort schon in einem Kurs für ‚Fortgeschrittene‘ am ‚Alex‘ einsteigen könnte, zumal ich – aus denselben Gründen – in der Lage bin, so einen Kurs selbst zu finanzieren – eben durch meine ‚laufenden Einnahmen‘ am und auf dem Stettiner Bahnhof!“ –

Ein sonderbares Thema – immerhin studierten wir Kirchenmusik, damals! –

Meine Mitstudenten

Hier ist es an der Zeit, einige meiner damaligen Studiengenossen vorzustellen:



Helmi Niehoff (später Glowitz/Pommern; St. Marien/Wolfenbüttel † 1960), Wilm Adrian (St. Wilhadi/Stade † 1989), Heppes Beuerle (Burkhardthaus Osterode † 1992), Siegfried Jäger (Stadtkirche Idar-Oberstein) um 1955

Helmi (Wilhelm) Niehoff, aus Wolfenbüttel, nannte ich schon. Handwerkersohn, Abitur, Christlicher Verein junger Männer – Wandervogel – Singebewegung; sehr guter Sänger – Bariton; komponierte auch schon ganz eigenwillig; außer Tasteninstrumenten: Klarinette. Ansonsten: ein höchst erfrischendes Schandmaul, das man (nach seiner eigenen Aussage) nach seinem Ableben extra totschlagen müsse, um endlich Ruhe vor ihm zu haben (sic!). –

Wilm Adrian aus Lüdenscheid – Abitur – Zu jedem Streich aufgelegt. Rheinische Frohnatur. Besonders gut in Chorleitung. Hatte ein überschäumendes Temperament (eine Ausnahme unter den Commilitonen).

Herbert Beuerle (Heppes) kam aus dem Kohlenpott, guter, sicherer Sänger, guter Geiger, begabter Chorleiter. Kam auch vom Wandervogel: ein Mann mit Initiative, ein prima Kerl und Kamerad!

Siegfried Jäger, aus Idar-Oberstein. Er war für unseren Kreis schon damals zu alt. Ein sehr gehemmter Typ – bürokratisch – pedantisch – zu ordentlich für unsere Begriffe. Hatte große Mühe, beim Unterricht in den Instrumentalfächern und im Solo-Gesang.

Friedrich Wilhelm Haase, aus Berlin, Abitur, gute technische und theoretische Vorbildung: gut in Chorleitung und Klavier, ein ruhiger, überlegter Typ. Wurde von der Kirchenleitung für ein Jahr, 1933–34, eingesetzt als Singeleiter zur Einführung des Evangelischen Kirchengesangbuchs (bezw. des deutschen Auslandsgesangbuches) bei den großen deutschen Gemeinden in Brasilien, Sao Paulo. Dort reiste er zu

Friedel Haase

Pferde oft mehrere Tagesreisen weit von einer deutschen Gemeinde zur anderen.

Helmut Salowsky, Abitur, ein riesenlanger, dünner Kerl mit schon sich abzeichnender Glatze. Spielte recht gut Cello neben Klavier. Seine stereotypen Knickerbocker dämpften geschickte seine unanständig langen Beine ab. (Eine Sage: Wenn er im Frühjahr nasse Füße bekäme, würde sich der Schnupfen erst im Herbst melden!) Salowsky war 1934 mein Kumpel beim Generalbaß- und Kompositions-Unterricht bei Ernst Pepping: „Sky“, so „his nickname“, kam aus der „blühenden“ Spätromantik: Wagner, Richard Strauß, Mahler, große Verehrung; konnte zeitgenössische Komponisten nicht „riechen“; unsere Begeisterung für Hindemith, Debussy und Strawinsky war ihm vollkommen unverständlich. Sein Kommentar zu der 4stimmigen Fuge im 2. Satz der „Symphony of Psalms“ von Strawinsky: „– das klingt ja, als wenn da zwei Katzen jaulen!“ Ergo: „Les extrêmes se touchent.“

Auf dem Dach: Dörchen Müller, Heppes Beuerle, „Knatterhexe“ Trittelvitz

Theophil Rothenberg und sein Bruder Samuel (Theologe) kamen beide vom Wandervogel und dem Finkensteiner Bund (Walther Hensel). Theophil war ein zielstrebiger, gut fundierter Kirchenmusiker „in spe“. Er komponierte nach dem Krieg die Melodie zu R. Alexander Schröders „Abend ward, bald kommt die Nacht“ und den vielgesungenen Kanon: „Alles ist eitel“.

Von den Studentinnen fiel vor allem die Tochter des Missionsinspektors in Bethel: Magdalene Trittelvitz auf: Eine Intelligenz-Bestie, ein leichter Emanzentyp (würde man heute sagen). Sehr schlagfertig bei Diskussionen; gewitzt, nicht auf den Mund gefallen. Gut in Chorleitung, Tasteninstrumente: weniger. Heller, sehr schöner Sopran (Soli!). Sie versuchte schon Anfang 1934 die Staatsprüfung (A) in Charlottenburg an der Akademie zu machen: fiel aber durch! Das war für mich eine Warnung: mit der A-Prüfung noch zu warten, bis ich – vor allem in Chorleitung – einige Jahre Praxis hätte. –

Chor der Kirchenmusikschule auf Dorfbesuch vor einer geistlichen Abendmusik

Dann: Lottchen Grothkopf, sozusagen die „komische Alte“ in unserem Kreis. Sie liebte die „Kunst“ überschwänglich, aber die Liebe war einseitig. Eine etwas späte jugendbewegte – besser: jugendbeschleunigte – Jungfer, etwas gehbehindert und

mimosenhaft empfindlich. Sie kam grundsätzlich zu Vorlesungen und Übungen zu spät: um sich „in Szene“ zu setzen. Ihr Typ war in unserer Runde fehl am Platze. –

Melanie von Bismarck, trotz des berühmten Namens ein ganz frisches, natürliches und kameradschaftliches Mädchen. Absolut keine „Adels“-Allüren!

Hanni Gielen hatte schon eine Lehrerinnenausbildung und 1. Examen hinter sich, als sie nach Berlin-Spandau kam; fand als Lehrerin keine Anstellung – „pausierte“ bei uns in der Kirchenmusikschule. Sichere Altstimme und von schneller Auffassung.

Hinten: Seppel Wehrenpfennig; Mitte: Norbert Ruggeri, Melanie von Bismarck, Ruth Schüler, Alexander Kern; Vorn: Wilm Adrian, Magdalene Trittelvitz im Garten der Kirchenmusikschule

Else Hamel aus Sobernheim/Nahe, guter, ausgebildeter Sopran, übernahm Solopartien, sehr gute Klavierspielerin – Chopin-Etüden. Ein Chorsopran, wie ihn sich ein Chorleiter wünscht.

– – –

Helmi Niehoff

Was ich alles an <u>deutscher Literatur</u> im Stift, im Schützhaus privat kennenlernte

Gerhard Schwarz besaß eine große Bibliothek. Sie war untergebracht in vielen hohen Bücherborden in seinem Wohnzimmer im Erdgeschoß des Schützhauses. Das Zimmer hatte an drei Seiten lange grüne Polsterbänke, hinter denen die offenen Borde bis zur Decke aufragten. Es waren Bücher vor allem aus den Gebieten: Musikwissenschaft und Biografien, allgemeine Geschichte, Philosophie und viel Belletristik besonders aus neuerer Zeit.

Da Schwarz oft tagelang in Berlin-Mitte zu tun hatte, erlaubte er einigen von uns, daß wir in dem Bücherzimmer sitzen durften und lesen, lesen – soviel wir wollten! Da ich von früh auf eine „Leseratte“ war, ergriff ich die günstige Gelegenheit – mehr, öfter als irgendeiner meiner Mitstudenten.

Gerhard Schwarz 1932

Da lernte ich Schriftsteller und Dichter kennen, deren Namen ich zum Teil vorher noch nie gehört hatte: neben Klabund (Alfred Henschke) „Borgia“, „Bracke“, „Kreidekreis“; „Deutsche Literaturgeschichte in einer Stunde“, „Pjotr“ auch Erich Maria Remarque: „Im Westen nichts Neues“; Erich Kästner: „Fabian“; Schanzinger: „Anilin“ und, sehr tendenziös „Hitlerjunge Quex“; Knut Hamsun: „Hunger“, „Viktoria“; Lion Feuchtwanger: „Jud Süß“ und „Erfolg“; Schöberlein: „Glaube an Deutschland“, Werner Beumelburg: „Gruppe Bosemüller“; Arthur Moeller van der Bruck: „Das dritte Reich“; Stephan Zweig: „Sergeant Grischa“. –

Einen besonderen Eindruck machte auf mich damals, Sommer 1932, der große Roman von Lion Feuchtwanger: „Erfolg“. Es ist ein Schlüsselroman über das Wesen der „Neu-deutschen“ (Nazis) in Bayern/München in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg bis zum 9. November 1923 = Hitlers Putschversuch.

Ich las das Buch 7 Monate nach der „Macht-übernahme“ <u>der</u> Partei und war von der rasanten Schilderung der „Tragödie“ an der Feldherrnhalle in München fasziniert. – Die Darstellung der Gegenseite, der Nationalsozialisten, las ich erst lange nach 1933: Sie war in allem genau entgegengesetzt: „heroisch“, rührselig, marktschreierisch und verlogen, wie man heute weiß. –

Vielleicht war es nur der Widerspruchsgeist in mir, der mich damals – 1932 – bewog, dieses Buch von Feuchtwanger heftig gegen einige meiner Commilitonen in der BKMS zu verteidigen, Mitstudenten, die schon mit ihrem Eintritt als „Anwärter“ in die S.A. liebäugelten, wie Reichelt und Obert, oder schon erklärte „Nazis“ waren, wie Wilm Adrian. –

Heute – nach 50 Jahren – denke ich: du hattest damals instinktiv recht. Umso weniger logisch war es dann, daß ich mich (nach langem Zögern) trotzdem breitschlagen ließ von der geschlossenen Meute der anderen Mitstudenten, mich auch als Anwärter zu melden – als die ganze männliche Belegschaft der KMS – auf „starke Befürwortung“ von Direktor Schwarz – „spontan“ und geschlossen in die S.A. Sturm in Hakenfelde eintrat. – ! –

Aber nicht ich allein traf damit eine Fehlentscheidung. Beklagenswerterweise entwickelte sich auch mein verehrter Direktor nach 1933, aus übertriebenem Idealismus – sein Ziel: Reform in der „Singenden Mannschaft“ der deutschen Jugend als Singeleiter an höchster Stelle zu wirken. (Was ihm nie gedankt wurde!) So wurde er zu einem himmelhoch jauchzenden Hitler-Jugend-Kulturträger und Kultur-Führer (aber nur bis 1935!).

Ein mitreißendes Marschlied: „Unter der Fahne schreiten wir“ (siehe Abbildung), das damals im Voggenreiter-Verlag veröffentlicht wurde, ist noch ein Zeichen, ein Zeugnis dieser, seiner Entwicklung. –

Was <u>mich</u> betrifft: Später im Herbst 1934, als ich Kantor und Organist an der St. Salvator-Kirche in Lauenburg/Pommern wurde, war meine S.A.-Uniform für die dortigen kirchlichen Mitarbeiter (vor allem auch die 3 Pastoren) ein willkommenes politisches Aushängeschild der Kirchengemeinde als Zugeständnis an die – antikirchliche – Staatsmacht, die alles „Christliche“ argwöhnisch beziehungsweise feindlich betrachtete.

Lieder von Gerhard Schwarz und Hugo Distler

Bach und Beethoven in der „Reichsjugend-Führung“

der NSDAP. Mein 1. und letzter Auftritt auf politischem Podium im Herbst 1933.

Die Reichsjugend-Führung (RJF) hatte sich als Amtssitz das ehemalige Botschafts-gebäude des Staates Uruguay/Südamerika gewählt.

Es war ein prunkvoll ausgebautes Palais im Stil um 1900: Vergoldete Stucksäulen, große kostbare Wandteppiche, dicke Teppiche auf der breiten Treppe des Vestibüls. In den mäßig großen Sälen waren nur die breiten Sessel um einen langen Tisch der neuen Zeit angepaßt mit schwarzgoldenen großen Hakenkreuzen auf dunkelrotem Leder.

Reichsjugendführer Baldur von Schirach

Hier sollte ein kulturpolitischer Vortrag vor den jugendlichen HJ-Gauleitern/Gebiets-führern und von Schirach[6] stattfinden. Der Vortrag sollte durch Klavierspiel des z.b.V.[7]-Singeleiters der HJ, Gerhard Schwarz, um-rahmt werden, möglichst Klassik (siehe unter „Kultur“). Gerhard Schwarz war „dringend verhindert“. Deshalb schickte er mich. –

Vorher fragte ich meinen Klavierlehrer Carl Bittner, was ich da wohl spielen könnte. Er: „Vor allem was ‚Heroisches‘, bloß keine Romantiker; mindestens Beethoven!“

Wir wählten aus 1) Bach: Wohltemperiertes Klavier I., Präludium und Fuge in c, und 2) Beethoven „Egmont-Ouvertüre“ (für Klavier arrangiert). Ein großer Bechstein-Flügel war vorhanden, das wußten wir. Ich spielte meine beiden Kompositionen auf dem sehr schönen großen Konzertflügel.

Den Bach = sachlich, stark motorisch das im Arpeggio aufgelöste Präludium = Toccata. Die Dynamik terrassenförmig gegliedert; dies vor allem bei der 4stimmigen Fuge. Am Kulminationspunkt erscheint das Quinten-Thema in drei Versionen (Engführung): a) in der Tonika Originalgestalt = in 8teln, b) in der Vergrößerung in 4teln, und c) in der Umkehrung, in 8teln. Wer meiner Zuhörer hat wohl diese kontrapunktische Meisterschaft gekannt oder auch herausgehört?

Der Beethoven gelang mit seinen Fanfarenklängen auf dem großen Instrument sehr orchestral: im Fortissimo mit „Piccoloflöten, Trompeten und Pauken“: „Erhebend, heroisch“, sehr „deutsch“! Die Ouvertüre kam in <u>der</u> Umgebung natürlich gut an. Von einem greifbaren Honorar (für den armen Studenten!) – außer einem „markigen Handschlag“ – sah man ab. Was wollen Sie?? Der junge Staat war schwach bei Kasse: Handschlag statt Handgeld! – Es war und blieb mein erster und einziger musikalischer Auftritt vor einem NS-Gremium.

[6] Baldur von Schirach, Reichsjugendführer der NSDAP
[7] z.b.V.: zur besonderen Verfügung

Organisten-Vertretungen in und um Berlin

Unsern Direktor, Gerhard Schwarz, Kantor und Organist am „Deutschen Dom“ am Gendarmenmarkt (wo auf der anderen Seite des Schauspielhauses auch ein „Französischer Dom“ stand – für die vielen Hugenotten, die nach 1685 [Aufhebung des Ediktes von Nantes] in Scharen nach Preußen eingewandert waren und als geschickte Handwerker in Berlin gern gesehen waren) durfte ich schon Weihnachtsabend 1932 auf seiner Orgel vertreten. Die Orgel – um 1910 erbaut – hatte rund 60 klingende Stimmen auf drei Manualen, pneumatische Traktur. Der Küster der Kirche war ein alter Militärmusiker, der an Festtagen seine blitzblank geputzte Trompete aus dem Lederetui holte und dann den cantus firmus der Gemeindechoräle sehr sauber und klangschön „in die Orgel“ blies.

Wenn ich – als Vertreter von Direktor Schwarz – kam, auch später mehrmals, war er immer ungehalten; er nahm dann das Entschuldigungsschreiben von Schwarz entgegen und händigte mir zögernd den Schlüssel zum Orgelspieltisch aus, den er verwahrte.

Den Weihnachtsgottesdienst am Heiligabend 1932 im „Deutschen Dom“ werde ich nie vergessen; denn er brachte mir die erste Begegnung mit dem Maler Emil Nolde.

Pastor D. Horn, unser Dozent für Liturgik in der KMS, war der Hauptpastor am Dom. Er hielt die Christvesper und hatte das Original des Nolde-Bildes „Die Familie“ auf den Altar der Kirche gestellt, zwischen zwei große weiße Kerzen. Dr. Horn predigte über dieses Bild: sehr gut, sehr einfühlend, sehr einfallsreich und fantasievoll; es war eine großartige Ausdeutung des Bildes und der Pastor pries den Künstler und die Anlage seines Bildes nach Zeichnung und Farbgebung in überzeugenden Worten.

Das war (im Dezember 1932) eine sehr fortschrittliche Denkart, wurde doch wenige Jahre später Noldes ganzes Werk als „entartete Kunst“ diffamiert und kurzerhand verboten. Nolde selbst bekam „Malverbot“ (siehe Siegfried Lenz: „Deutschstunde“).

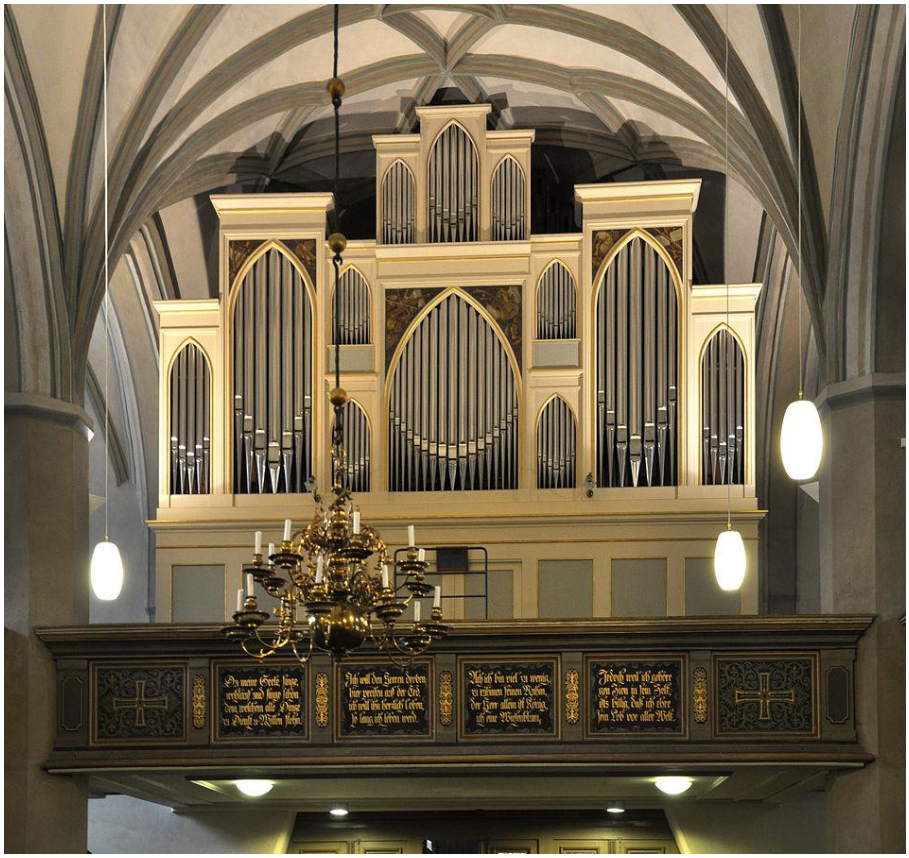
Auch am 1. und 2. Feiertag spielte ich in den Gottesdiensten im Deutschen Dom und hörte den anderen Geistlichen dort,

D. Seidel, predigen, den Bruder der Dichterin Ina Seidel[8], mir bekannt durch mehrere geschichtliche Romane. –

Anschließend fuhr ich zu meiner Großmutter, Emilie Kern geb. Kotte, nach Lübben im Spreewald, der Heimat meines Vaters. Großmutter hatte mich über Neujahr eingeladen. Großvater Adolf (Lohgerbermeister) war schon 1920 gestorben, zwei Jahre nachdem sei einziger Sohn im April 1918 in Flandern gefallen war.

Zu meiner Großmutter fuhr ich von Berlin mit meinem „letzten Groschen“. Die Rückfahrkarte kostete damals 4,– Mark, das war für mich eine erhebliche Ausgabe; denn die Orgelvertretung meines bewunderten und verehrten Lehrers, Direktor Schwarz, war eine große Bevorzugung aus der Reihe der Spandauer KM-Studenten, eine Ehre für so eine kleinen unbedeutenden „Organisten in spe“, die natürlich einfach „unbezahlbar“ war. –

Das Haus meiner Großeltern Adolf und Emilie Kern in Lübben/Spreewald, in der Lindenstraße 21



Paul-Gerhardt-Kirche in Lübben – Schuke-Orgel von 1906 (Foto: Andreas Praefcke)

Als ich am Tage nach Neujahr wieder von Lübben abfuhr, nahm mich erst die Großmutter beiseite und steckte mir Geld zu; und dann – ebenso heimlich – meine Großtante Marie, die Schwester meines Großvaters: vollständig pekuniär saniert landete ich dann wieder in Berlin-Spandau! Ich weiß gar nicht, was die Leute immer gegen „Verwandte“ haben. –

Im Sommer 1933 fragte der Organist Leuchtenberg von der Lübbener Stadtkirche über Großmutter an, ob ich ihn im Juli an 4 Sonntagen an der Orgel vertreten könne. Ich fuhr an einem Wochenende herüber nach Lübben und traf mich nach dem

[8] Der Pfarrer und Schriftsteller Heinrich Wolfgang Seidel (1876–1945) war nicht Ina Seidels Bruder, sondern ihr Cousin und Ehemann.

Gottesdienst mit dem Organisten in der Stadtkirche, genauer: der Paul-Gerhardt-Kirche, in der unser großer Kirchenlieddichter in den Jahren 1669 bis 1676 als Archidiakonus wirkte und in der er auch begraben wurde. Ein großes Epitaph ist noch heute im Chor in die Wand eingelassen. – In dieser alten schönen gotischen Kirche befand sich eine 2manualige mechanische Schleifladen-Orgel mit einem Prospekt in Weiß und Gold. In dieser Kirche ist mein Vater getauft und konfirmiert worden. –

Organist Leuchtenberg zeigte mir die Schalter für den elektrischen Windmotor und eventuell zu ersetzende Sicherungen, die Liturgie (uniert) hatte ich schon mehrmals in Gottesdiensten abgehört.

Von einer eventuellen mäßigen Vergütung der Vertretungen wurde nicht gesprochen – er wußte ja, daß ich noch im Studium war. Ihm war ich ja in keiner Weise verpflichtet! –

Nach den Vertretungswochen – ich war 4X nach Lübben gefahren und hatte bei Großmutter gewohnt – ließ der Kollege nichts mehr von sich hören. Wochen später fragte ich bescheiden brieflich bei ihm an: ich hätte die und die Fahrkosten nach Lübben ausgelegt und wie es mit einer kleinen Vergütung der 4 Wochen Vertretung stände. Nach 14 Tagen kam ein bitterböser Brief von Leuchtenberg: Was ich mir eigentlich bei meinem Schreiben gedacht hätte: „Früher wäre es für einen jungen Organisten eine Ehre gewesen, einen älteren Kollegen zu vertreten, selbstverständlich ohne jede Vergütung." Leuchtenberg rief mich also, ohne ein Wort des Dankes, moralisch zur Ordnung. So weit – so praktisch – so schlecht für mich! Leider vergaß Leuchtenberg bei seiner Predigt die von mir verauslagten Fahrgelder, die meines Erachtens nicht unter seinen Moralkodex fielen. Nur diese Fahrgelder mahnte ich noch einmal bei ihm an, wurde aber keiner Antwort gewürdigt. Für ihn, den „älteren und erfahreneren Kollegen" war das ebenso praktisch wie billig (und geizig)! Mir langte es nun! Bei meinem nächsten Besuch bei Großmutter in Lübben sprach ich – auf ihr Anraten – im Kirchenbüro vor und fragte, ob man mir bei diesem Benehmen ihres Organisten irgendwie helfen könne. „Nein" sagte man mir: Seine Vertretung müsse der Organist Leuchtenberg selber bezahlen. Man erbot sich aber, mir wenigstens die verauslagten Fahrgelder auszuzahlen und dem Organisten in seiner nächsten Monatsabrechnung abzuziehen. Und so geschah es. Von Organist Leuchtenberg hörte ich nie wieder: er sparte nun auch noch die Briefmarke. Immerhin war Methode in diesem seinem Sparsystem!

– – –

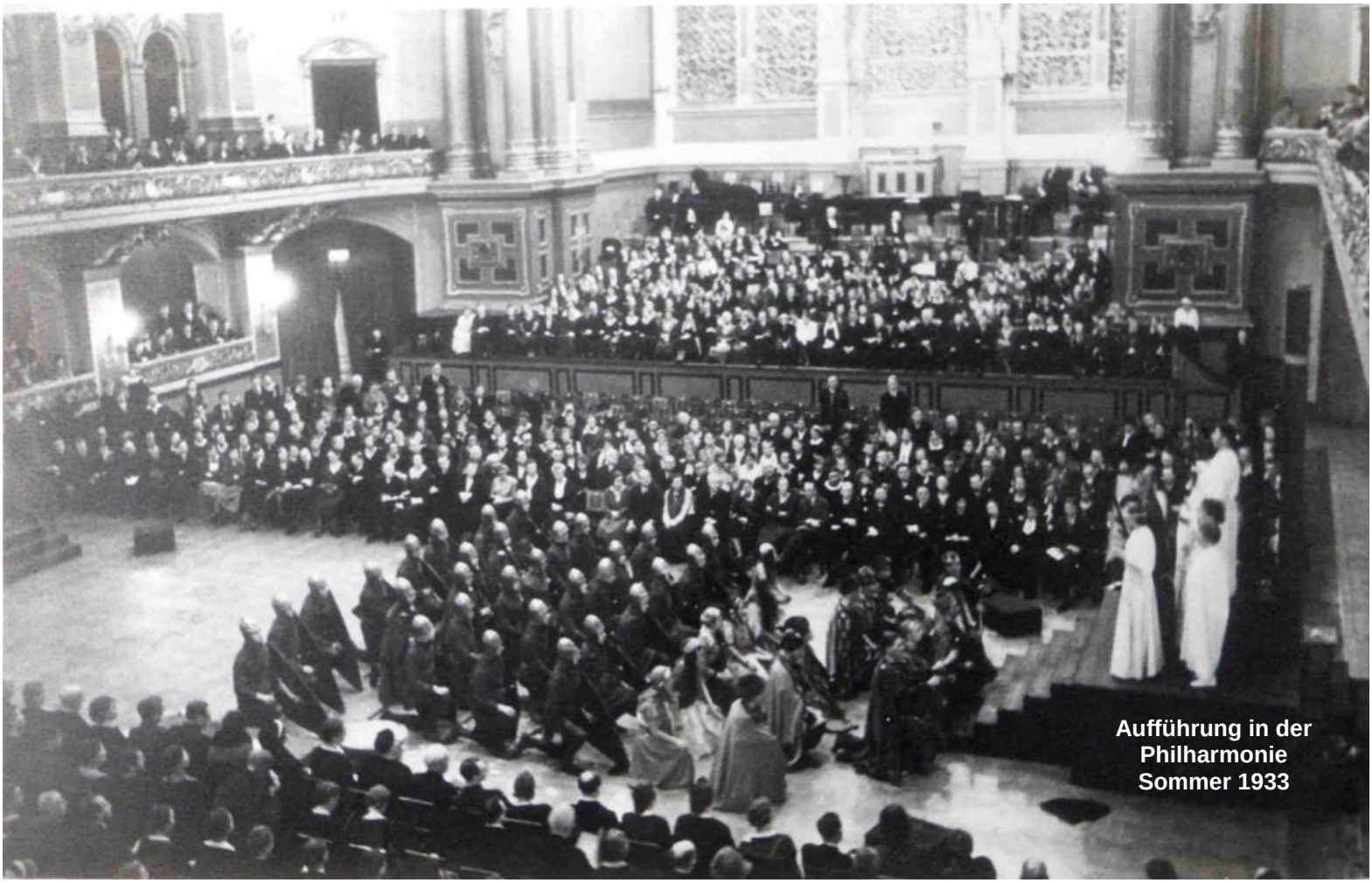
Anfang April 1934 wurde in der (alten) Philharmonie in Berlin ein Sprechchor-Oratorium „Dein Reich komme" von Pastor Otto Riethmüller, dem Leiter des Burghardthauses in Berlin-Dahlem, aufgeführt. Man hatte dazu von der Berliner Kirchenmusikschule einen Organistenstudenten angefordert, „der improvisieren könne". So schickte Schwarz mich hin, den Orgelpart zu übernehmen. Die Ausführenden des Oratoriums waren: ein großer gemischter Chor – ein Frauenchor – ein Sprechchor der Männer – Schlagzeug und Orgel. Vom Autor, Pastor Riethmüller, war mir der Name bekannt: Er hatte um 1931 die beiden besten evangelischen Jugendgesangbücher unserer Kirche herausgegeben: 1. „Der helle Ton" (blau), und 2. „Ein neues Lied" (braun). Ich hatte in dem Sprechchor-Oratorium allerhand interessante Improvisationsaufgaben;

Otto Riethmüller

Zwischenspiele, deren Taktzahl festgelegt war, Gemeindechoralbegleitungen, Überleitungen mit gegebenen Motiven und vieles andere mehr.

Zunächst aber mußte ich die Disposition der großen Orgel auf dem Podium im Saal der Philharmonie kennenlernen. Ich bekam also von Pastor Riethmüller einen Empfehlungsbrief an den Intendanten des „hohen Hauses“. Als der mich in seinem Büro ansah, diesen dünnen schmächtigen Musikstudenten, wuchs er noch aufgeblasener und herablassender aus seinem Maßanzug – hochnäsig gab er seine Genehmigung: „Es sei mir erlaubt, die Orgel zu probieren – aber nicht länger als eine Stunde.“ Ich darauf: „Danke, das genügt mir vollauf!“ Aber das hörte der hoheitsvolle Herr kaum noch, er hatte sich bereits wichtigeren Dingen zugewandt. Und dann saß ich an der großen 4manualigen Orgel – weit über 100 klingende Stimmen, und konnte sie nach Herzenslust probieren. Die Aufführung unter Leitung des Pastor Riethmüller mit den drei ausgezeichnet eingeübten Chören war ein sehr eindrucksvolles Bekenntnis zum lebendigen, tätigen Christentum. –

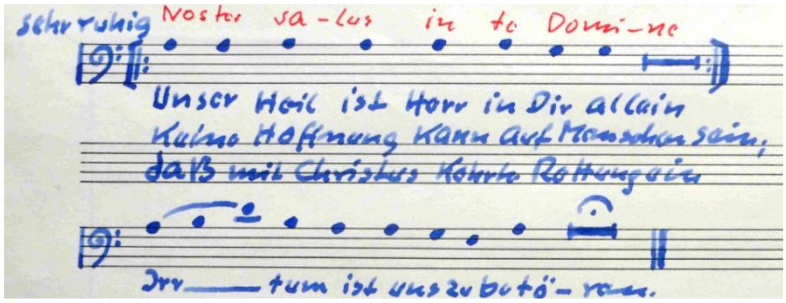
Alte Philharmonie Berlin1934



Aufführung in der Philharmonie Sommer 1933

Das Spiel vom Antichrist

Im Sommer des Jahres 1933 führten die jungen Männer vom Johannesstift (Kirchenmusikschule und Diakone) den „Ludus de Antichristo“, ca. 1185, das mittelalterliche Spiel vom Kaiserreich und Antichrist, dreimal öffentlich auf: 1. im großen Festsaal des Johannesstiftes, 2. im Saal der (alten) Philharmonie in Berlin, und 3. in der Stadthalle Hannover, im Park Eilenriede.



Hymnus der Juden

Dazu taten sich zusammen die Studierenden der Kirchenmusikschule mit den Diakon-Schülern des Brüderhauses. Spielführer waren Dr. Werner Pleister und der junge Pastor aus Hannover, Hanns Lilje.

Der „Ludus de Antichristo“ ist ein christlicher Mythos vom Reich und vom deutschen Herrscheramt. Das Spiel, eine lateinische Dichtung, ist um 1185, in den letzten Jahren der Herrschaft des römischen Kaisers deutscher Nation, Friedrich I. Barbarossa (1152–90) entstanden. Diese größte geistlich-politische Dichtung des deutschen Mittelalters ist mit der legendarischen Gestalt des großen römisch-deutschen Kaisers für immer verbunden.[9]

[9] Siehe auch den ausführlichen Essay „Der Ludus de Antichristo“ im Anhang auf Seite 181

„Synagoge“, „Kirche“ und „König von Jerusalem“

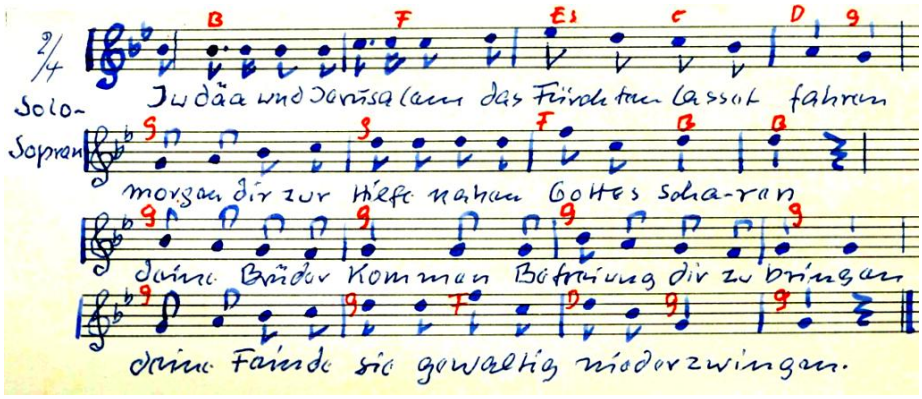
Das Motiv des Spieles: Am Ende der Zeiten zieht der römische Kaiser nach dem Ölberg, nach Jerusalem, und legt Szepter und Krone nieder, um die Herrschaft an Christus abzugeben. Wenn so das römisch-christliche Reich sein Ende gefunden hat, dringt der Antichrist ein und führt den nach der Heiligen Schrift der Wiederkunft Christi vorausgehenden großen Abfall vom Glauben herbei. Das in mittelalterlichem Latein geschriebene Spiel (eines ungenannten Klerikers) stellt symbolisch die ganze Welt dar. Es erscheinen die Reiche der Welt, repräsentiert durch die Throne des römisch-deutschen Kaisers, der Könige von Frankreich, Griechenland, Jerusalem und Babylon.

Die lenkenden Kräfte des Spieles sind nicht zuerst die Weltenherrscher, sondern die Weltreligionen: Die Kirche mit dem Clerus am Thron des Kaisers, die Synagoge mit dem Schleier der Blindheit gegenüber dem Lichte Christi inmitten der Juden; und da ist die Heidenschaft, als deren Repräsentant der König von Babylon erscheint. –

Nachdem der Kaiser alle anderen Völker besiegt hat, legt er am Kreuz Christi in Jerusalem im Tempel seine Krone nieder. Der Antichrist dringt ein und verführt nach und nach alle Völker durch Heuchelei zum Abfall vom Glauben. Als der Antichrist sich überhebt zu einer letzten, äußersten Parodie Christi, indem er aller Welt ihre nunmehr endgültige Befriedung in <u>seinem</u> Reich der

Hymnus der Christenheit (Kirche)

Gewaltherrschaft (nach seiner Aussage aber dem „Reich des Friedens“ und einer Sicherheit rein diesseitiger Art) verkündigt, fährt ein Blitzstrahl aus den Wolken zum jüngsten Gericht: der wiederkehrende Christus (den der Dichter aber nicht in Person auftreten läßt) wirft

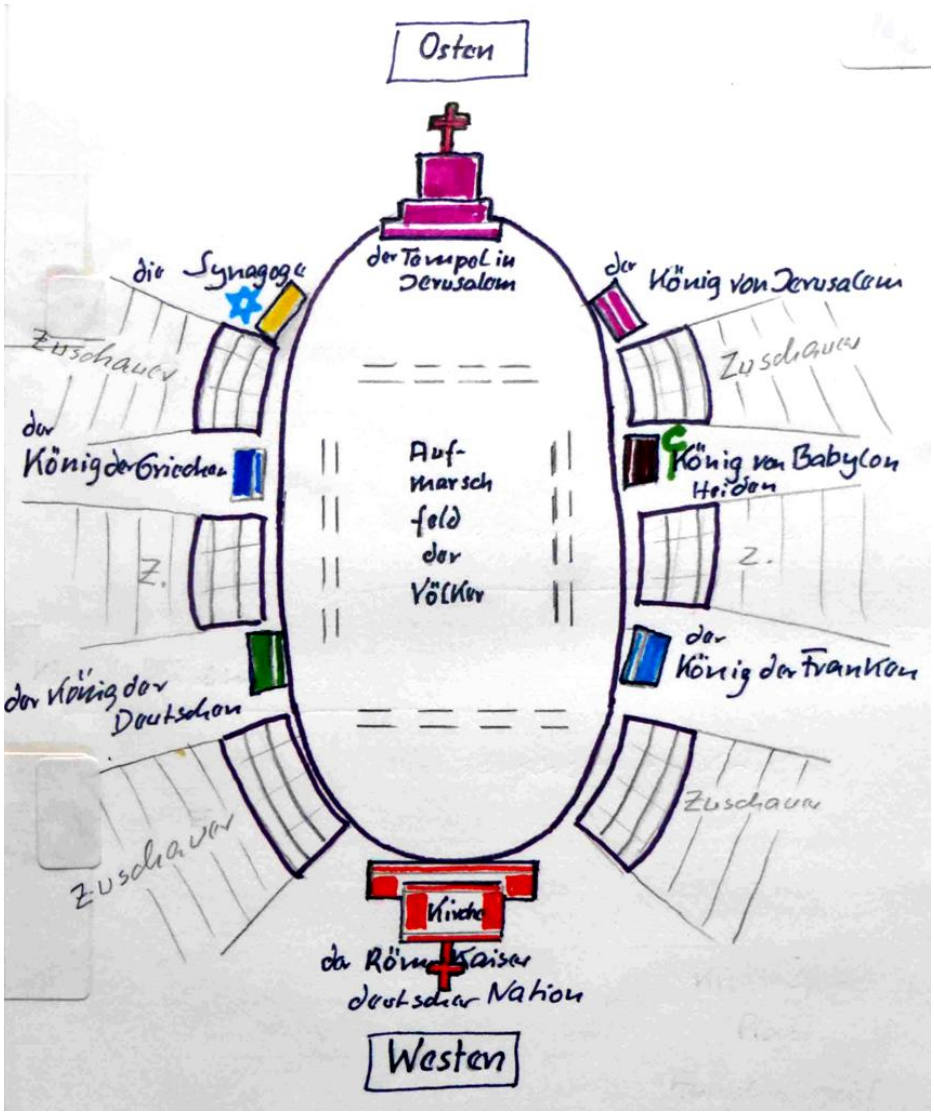


Engel: Sieges-Verkündigung

den Antichrist zurück in sein Nichts. Die Kirche aber nimmt die abgefallenen Reiche wieder auf und stimmt mit ihnen das „Te deum laudamus“ an.

Wie das Spielschema (Abbildung) zeigt, gibt es beim Antichrist-Spiel keine Guckkastenbühne; es ist vielmehr ein Kreis-Spiel, das inmitten der Zuhörer bezw. Zuschauer stattfindet. Bei der Aufführung: die Könige der einzelnen Nationen waren farblich unterschieden, alle Ritter trugen

Der Trauermarsch



stahlgraue Netzhemden, Helme, breite Schwerter und Schilde mit wechselnden Wappen. Der König von Babylon, mit seiner Sarazenenschar, war besonders prächtig orientalisch ausstaffiert: mit Turban, Krummsäbel und unter der großen grünen Fahne Mohammeds. Die sehr farbschönen Kostüme waren aus dem Fundus der Berliner Staatsoper entliehen.

Textproben des „Ludus de Antichristo“:

a) Lied der Heiden:	Übersetzung
„Deorum immortalitas	Unsterblich ist der Götter Macht
est omnibus colenda	und jeder muß sie ehren;
eorum et pluralitas	daß viele sie, mit Furcht und Acht
ubique metuenda.“	muß überall man lehren.
b) Lied der Juden:	
„Nostra salus in te, domine.	Unser Heil ist, Herr, in dir allein.
Nulla vitae spes in homine.	Keine Hoffnung kann auf Menschen sein.
Error est in Christi nomine	Daß mit Christus kehrte Rettung ein,
Spem salutis aestimari.“	Irrtum ist, und zu betören.
c) Lied der Christenheit (der Kirche)	
„Haec est fides ex qua vita,	Dieser Glaube Leben spendet
in qua mortis lex sopita.	Das Gesetz des Todes endet.
Quisquis est, qui credit aliter	Den, der anders glaubt in dieser Zeit,
Hunc damnamus aeternaliter“	den verdammen wir in Ewigkeit.
d) Verzicht des römischen Kaisers zugunsten Christi	
„Suscipe, quod offero, nam corde benigno	Nimm, was ich darbringe, mit Herzens freiem Schlage
Tibi regi regum imperio resigno,	Für Dich, der Könige König, als Kaiser ich entsage.
per quem reges regnant, qui solus imperator	Durch Dich die Könige herrsche; Dich all Kaiser
dici potes et es cunctorum gubernator.“	Kann nennen man. Du bist des Weltall Wegeweiser.

Den Kaiser spielte der Diakon Wehrmann, einer der fähigsten Köpfe unter den Brüdern (Diakonen). Seinen Gegenspieler, den Antichrist, stellte Helmi Niehoff dar, in schwarzem engem Gewande – großartig in Sprache und Geste: der „Dämon des Bösen“.

Die Musik zum Spiel hatte unser Direktor, Gerhard Schwarz, komponiert.

Das Instrumentarium war recht ungewöhnlich:

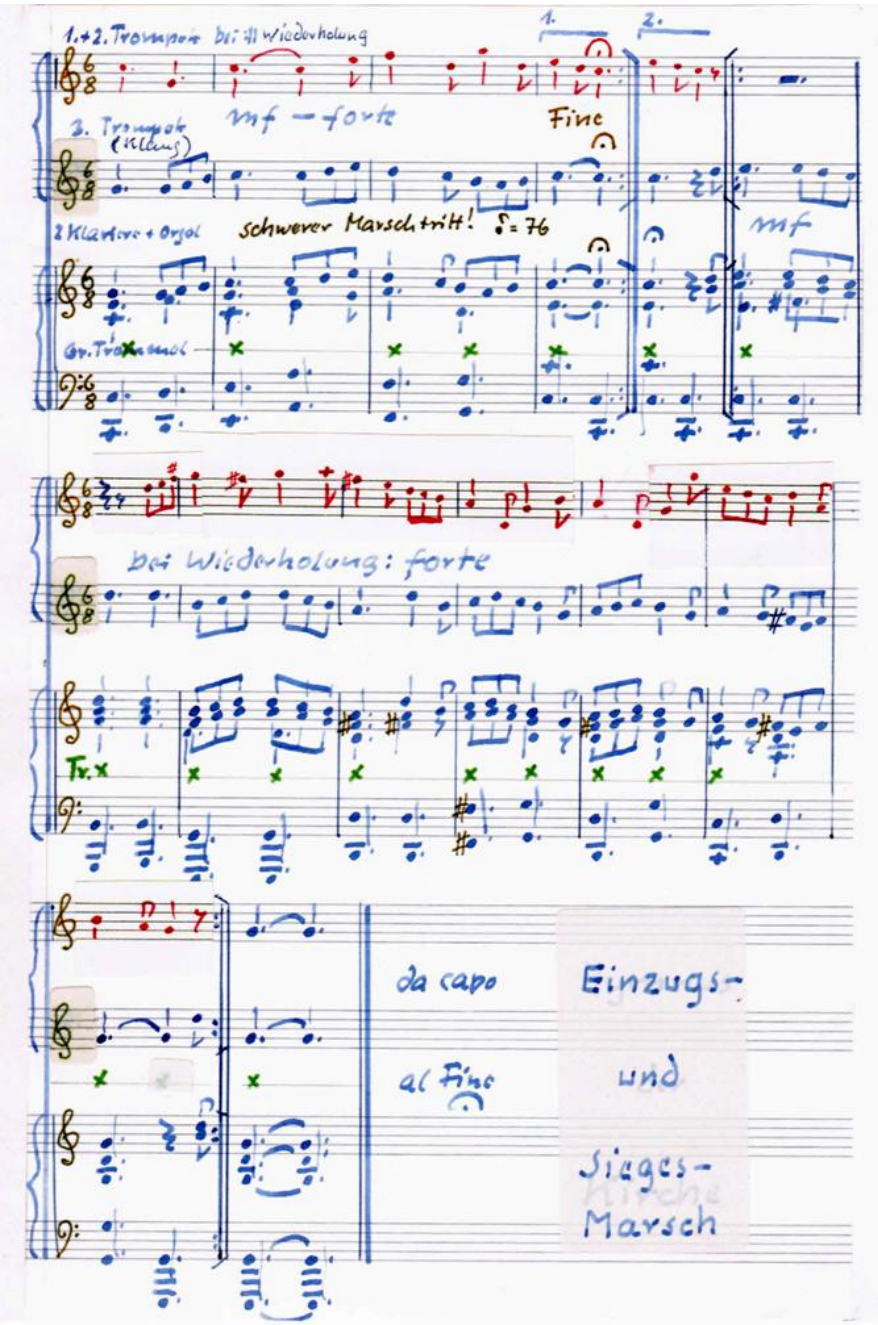
3 Trompeten (B)
1 große Trommel
2 große Flügel
und Orgel

Ein paar Motive und Einzelsätze daraus habe ich – nach dem Kriege – aus dem Gedächtnis aufgeschrieben.

Damals, 1933, hatte ich eine Partitur in Reinschrift für das Spiel angefertigt. Im „Orchester“ saßen Wilm Adrian und Magdalene Trittelvitz an den Flügeln, ich an der Orgel.

Die drei Solo-Trompeter + der Pauker kamen von der Staatsoper Berlin.

Heinz Wehrmann als Kaiser von Deutschland



Wir – die Darstellenden: Kaiser, Könige und Ritter, Sarazenen, Juden und Antichrist mit der Schar der „Heuchler“ (in gelb-braunen Gewändern!) und die Musiker an den Instrumenten – hatten viel Freude an der Einstudierung des alten Spieles und der Begleitmusik.

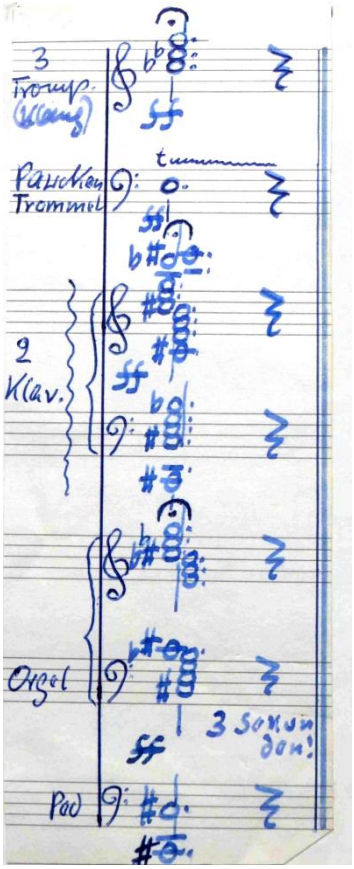
Von mitreißender Wirkung war der Einzugs-/Siegesmarsch (dessen Hauptmotive in veritate[10] einem englischen Contretanz entnommen war). Die Hymne der Ecclesia (Kirche) mit dem Glaubensbekenntnis und der Verdammungsdrohung gegen Andersgläubige (!) mit dem eigenartigen Sequenzenabsteig, glockenspielartig, Quintenparallelen schlagzeugartig eingesetzt; die schwermütige Akkordfolge des Trauermarsches der besiegten Völker, eine stets sich wiederholende Folge der Akkorde: c, B, Es. Noch lange nach den Aufführungen des „Antichrist“ sangen wir Studenten diesen Marsch dreistimmig, nur mit Männerstimmen in den Alleen vor der Stiftskirche; oder die klagende – wie in die Hoffnungslosigkeit der Wüste hinausgesungene Melodie der „unbelehrbaren“ Synagoge: „Nostra salus in te Domine!“ (Unser Heil ist, Herr, in Dir allein).

Die Ritter der Deutschen, Franken, Griechen; die Schar der Juden, das Heer von Babylon – sie alle waren in Scharen von je 15 gegliedert, die um ihren festen Thron standen (siehe Zeichnung Seite 54); zum Kampf aber gegeneinander rückten sie in die Mitte des Spielfeldes, schwer und breit im Takt marschierend im Rhythmus des Einzugs- und Siegesmarsches (siehe Notenbeispiel). Unvergeßlich: der Einzug der ca. 80 Männer in den Rüstungen der Ritter aus der Kreuzfahrer-Zeit (12. Jahrhundert) in schwerem dröhnendem Marschschritt auf den Spielplan. Dahinter das ungeordnete Hereintoben der Kriegerscharen des Königs von Babylon unter der großen grünen Fahne Mohammeds, unter Trommelrasseln und Tamburinschellen, das islamische Heer der Sarazenen: mit grünseidenem

E. Redlitz als König der Heiden

[10] in veritate – in Wahrheit

Der „Blitzstrahl“



Turban geschmückt allen voran ein Wirbelwind von Trommelschläger, der über den Spielkreis fegte.

Das endzeitliche Eingreifen des wiederkehrenden Christus, durch einen ungeheuren Blitzschlag, wurde so dargestellt: Unter pochenden, zunächst leisen Paukenschlägen (Herz-Klopfen!) steigt der Antichrist auf den Thron des Tempels von Jerusalem, nachdem seine Heuchlerscharen die ganze Welt betrogen und besiegt haben. Unter atemlosen, immer stärker werdenden Paukenschlägen setzt sich der Antichrist – im Anblick der wie gelähmt stehenden Völker – die Krone der Welt auf. In die bedrückende Stille hinein spricht er:

> So prophezeiten schon, die mich gepredigt haben,
> Männer, die meinem Namen Recht und Ehre gaben.
> Diese meine Herrlichkeit vorausgesagt von ihnen,
> mit mir genießen sollen, die immer es verdienen.
> Nach dem Falle jener, die sich verführen <u>ließen,</u>
> <u>Friede und Sicherheit alles zumal beschließen!</u>

In dieses letzte Wort fährt ein Blitz- und Donnerschlag des ganzen Instrumentariums (einschließlich der Orgel) im FFF = Fortefortissimo: drei Sekunden ausgehalten!

Der Antichrist wankt und fällt rückwärts vom Welt-Thron; seine Anhänger fangen ihn auf und verschwinden mit ihm im Dunkeln.

Das Motiv des Kirchen-Hymnus klingt auf und alle Mitwirkenden singen das „Te Deum laudamus“, einstimmig mit Orgelbegleitung. Dann marschieren Ritter und Völker hinaus aus dem Saal unter den Klängen des Siegesmarsches. Das Spiel fand also statt <u>mitten im Saal</u>, zwischen den im Kreis angeordneten Sitzplätzen der Zuschauer, die sozusagen einbezogen wurden in das liturgische Geschehen. –

Die Regie hatte Dr. Werner Pleister, der später im Norddeutschen Rundfunk eine große Rolle spielte; ihm half dabei der damals noch recht junge Pastor Hanns Lilje, aus Hannover, der spätere dortige Landesbischof, der unsere Spielschau dann auch nach Hannover in die Stadthalle holte. –

Gerhard Schwarz bei der Aufführung (verdeckt: Alexander Kern am Flügel)

Wir alle, Spieler und Musikanten = ca. 100 Mitwirkende, waren mit großer Begeisterung bei der Sache, bei den vielen Proben und den Aufführungen. Es war ein quasi-liturgisches Spiel eschatologischen Inhalts – zu vergleichen (in etwa) mit dem Aufbau der altgriechischen Tragödien. –

Auf uns junge Studenten hat dieses Antichristspiel, ein chorisches Spiel aus dem frühen Mittelalter, einen tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht.

(Die auffälligen Parallelen zum damaligen Zeitgeschehen [Antichrist ↔ Hitler] 1933 wurden uns Mitwirkenden erst später klar.)

LIED UND VOLK 1 Seite 3 (1935)

Wie ich zum Volkslied kam

Von Walther Hensel

Wer heute, durch die Bewegung getragen und durch eine Fülle reinen, köstlichen Liedgutes gespeist, an dem Wiederaufstieg seines Volkes mitwirken kann, mag sich glücklich preisen. Nicht hoch genug anzuschlagen ist auch die Gabe, in Dingen des Liedes, sei es altüberliefert oder neuentstanden, jederzeit ein unbeirrbares Gefühl für Echtheit oder Unechtheit in sich zu spüren, ein Gefühl, das durch unseren Umgang mit dem echten Volkslied ungeheuer geschärft und wachgerufen worden ist. Noch gibt es unzählige Volksgenossen – auch sonst technisch ganz vortreffliche Musiker – die in dem Augenblick, wo sie die höhere künstlerische Ebene verlassen und sich auf den Boden des Volkstümlichen begeben, plötzlich merkwürdig unsicher in ihrem Urteil werden, ja oft in der Bewertung von Volksliedweisen (oder angeblichen Volksliedweisen) gänzlich fehlgreifen. Wir sind heute durch Hineinhorchen und durch ein Uns-Hineinversenken in das Volkslied als einen Lebensquell so weit gekommen, daß wir die Kräfte selber in uns spüren, die die Formen hervorgebracht haben; wir rühren an die eigentliche Wurzel, wir erleben das reine Wesen, die lautere Substanz, und das ist freilich ungleich mehr, als uns eine formale Beschäftigung mit der Musik erschließen kann. Das ist unser eigentlicher Finkenheimer Vorsprung, unsere schärfste Waffe, unser unverrückbarer Wegweiser, unser unumstößlicher Führeranspruch.

Wenn es heute immer noch unzählige Menschen gibt, die Echtheit und Unechtheit in der volkstümlichen Liedkunst nicht unterscheiden können, so wollen wir unablässig unsere Schulungsarbeit leisten, bis wir, Schritt um Schritt kämpfend, die Wurzel der Krankheit ausgerottet haben, die hauptsächlich in der Verstocktheit, Taubheit und Verhärtung gegenüber den inneren lebendigen Strömen von Musik und Sprache beruht. Wir müssen wieder lernen, eine reiche Innenwelt aufzuschließen, der geräuschvoll betriebsamen, aber durchaus hohlen Außenwelt einen Riegel vorzuschieben: und das vermag unser Singen. Da sich heute und in aller Zukunft der Bestand unseres Volkes, ja der ganzen Welt, daraus ergeben wird, wieviel geistige Substanz und Lebenskraft in uns vorhanden ist und gehütet wird, nicht aber, was von außen her unternommen und organisiert wird, so können wir daran auch den Grad der Verantwortung jedes einzelnen von uns ermessen, sobald er nur einmal den Dingen auf den Grund gekommen ist. So erklärt sich auch das nahezu einmütige Urteil und die kämpferisch geschlossene und entschlossene Haltung aller wahren Finkensteiner dem volksverderblichen Kitsch gegenüber; und doch stammt diese wunderbare Übereinstimmung keineswegs aus vorgefaßten Dogmen, beruht auf keinerlei Zwang, Überredung oder Abmachung, sondern fließt lediglich aus der einen, reinen Quelle – unserem Volkslied. Wer einmal daraus getrunken, dem sind Augen und Ohren geöffnet, der hört geheime Brunnen rauschen, Vögel singen, Jäger blasen. Nie wird ein echter Finkensteiner Kompromisse schließen – d. h. von sich aus Kitsch empfehlen oder gar selber hervorbringen! Wohl aber wird er im Einzelfalle vielleicht einmal (um seiner Volksgenossen willen, die mißleitet sind) ein Auge zudrücken, aber niemals auf die Dauer dem Kitsch Heimatrecht zubilligen, sondern eben – mit seinem Aufklärungsfeldzug beginnen. Wehe dem Menschen aber, der etwa wider seine bessere Einsicht, nur der Masse zu gefallen, den Kitsch lobt oder ihn gar vermehren hilft. Er wäre Verräter an seinem Volk und müßte früher oder später zur Verantwortung gezogen werden!

Warum ich so breit aushole, wo ich doch davon erzählen soll, wie ich zum Volkslied kam? Weil ich zeigen will, wie unendlich dornenvoll, steinig, verwirrt und verschüttet der Weg gewesen ist, auf dem ich das Volkslied gefunden habe; allen denen, die heute den Mund so voll nehmen, als hätte sie seit je das Volkslied gekannt und gepflegt, muß unerbittlich zugerufen werden: „Das ist eine Lüge oder doch eine Selbsttäuschung!“ Wo heute das echte Volkslied bewußt gepflegt wird und neu auflebt, da sind deren Träger aus den Reihen unserer Volksliederneuerungs-Bewegung hervorgegangen, haben Anteil an dem wieder freigelegten lebendigen Strom. Darüber hinaus gibt es eine Unzahl von „Auch-Erneuerern“, schlaue Leute, die ihren Mantel nach dem Wind drehen, aber einer wahren Erneuerung von

innen her völlig fernabstehen; und das sind die Leute, die „auch schon immer das Volkslied und seine Pflege auf die Fahne geschrieben“ haben!
Dunkel war der Weg, der mich und manch anderen Weggenossen zu den Quellen des Volksliedes zurückführen sollte. Nur von Zeit zu Zeit ein ahnendes Aufblitzen, ein schwacher Lichtschein – und wieder Dunkelheit ringsum. Doch dieses Lichtfünklein von Zeit zu Zeit genügte, um im Innern eine Sehnsucht zu entfachen nach der wahren Heimat und die suchende Seele dahin zu lenken, wo der Schatz verborgen war. Es gehört schon eine Rutengänger- und Schatzgräberarbeit dazu, das Volkslied in seinen Quellen überhaupt zu erlauschen; wer aber glaubt, immer noch glaubt, das Volkslied liege heute nur so auf freier Straße ausgebreitet, ist ein Tor und ein Schwätzer und beweist dadurch gerade, daß er dem Volkslied fernesteht. Man kann geradezu in paradoxer Form sagen: heute ist das Volkslied das Lied, welches das Volk nicht kennt! Oder in seiner Umkehrung: was heute im Volksgesang allgemein bekannt und beliebt ist, ist zumeist die Verneinung des echten Volkslieds, eine lächerliche Mißgeburt, ein erschütterndes Denkmal von Geschmacksverfall eines „Kultur“-Volkes! Ausgenommen ist wiederum die kämpfende Minderheit, der die Erweckung des echten Liedes aus den Wurzeln heraus Lebensaufgabe geworden ist, deren Zahl ständig wächst, aber im Verhältnis zur gedankenlosen Masse noch verschwindend klein ist!

Walther Hensel

Wie ich zum Volkslied kam? Auf einem langen Umweg, erst nach langen Jahren und immer nur ahnungsweise.
Freilich waren manche günstige Umstände vorhanden, die mich das Volkslied eher als andere Menschen finden ließen, ja überhaupt finden ließen. Der heimatliche Boden von Deutsch-Nordmähren, der eigenartige, überlieferungstarke Schönhengstgau hatte manches noch bewahrt; vor allem war es meine eigene Mutter, durchaus unproblematisch und unliterarisch als Kind des Dorfes Langenlutsch (aus slawisch loutschka = Wieslein, kleine Wiese), in deren Wesen, Denken, Sprechen, Handeln sich die alte Volksüberlieferung noch getreu spiegelte. Nur verstanden wir von halber Bildung beleckten Kinder der Kleinstadt vieles nicht mehr, hielten es für absonderlich, einfältig, lächerlich (urwüchsige Redensarten insbesondere), mußten aber immer wieder spüren, daß wir gut geborgen und geführt waren von Mutters Hand, freuten uns, wenn in der Dämmerstunde das Volksmärchen aufklang, wenn wir über Pflanzen- und Tierwelt, über Himmel, Wetter und Zeiten, über Stamm und Sippe, über Krankheit und Heilung, über Brauch und Sitte unermüdlich und aus lebendiger erster Quelle Auskunft erhielten. Und über allem schwebt eine Art Ahnenhimmel, immer wieder wurden Worte, Gedanken, Erlebnisse der Vorfahren herangetragen; was es im einzeln war, weiß ich heute nicht mehr, nur daß es so war, daß uns die alte deutsche Dorf-Lebensweisheit mit ihren letzten Strahlen durchwärmte. Und immer taucht dahinter das Bild der bäuerlichen Großmutter auf, die ich

noch gekannt habe, als eine Art „höherer Instanz“, als Quell und Ursprung lebendigen Volksgutes. „Wenn Großmutter noch lebte, die wüßte noch viel mehr Lieder zu singen,“ war der ständige Kehrreim meiner Mutter, wenn ich sie in späteren Jahren nach Liedern und sonstigen Volksbräuchen befragte.
Anders verhielt es sich schon mit meinem Vater. Als Sohn eines wohlhabenden Bauers aus dem Dorfe Waisstätten (eigentlich „Weide Stätten“, jetzt fälschlich „Weißstätten“ geschrieben) in Deutsch-Südmähren an der Thaya, hatte er sich frühe wegen seines Hanges zur Musik mit dem Großvater zerkriegt, welcher letzterer ein Musikantendasein unter seiner Bauernwürde erachtete – mancherlei Streiche kamen hinzu – sodaß er eines Tages die Bauerei sein ließ, nach Nordmähren auswanderte und dort im Städtchen Mährisch-Trübau das kümmerliche Leben eines Seidenwebers und Musikanten fristete. Der alte Dorfschulmeister hatte ihm seinerzeit die ersten Geigenstriche beigebracht, das Weitere hatte er bei der österreichischen Militärmusik erlernt, wo er den Baß geblasen und gestrichen hatte. Als unruhiger Geist war er dem „Fortschritt“ zugetan, ohne aber den Bauer in sich vergessen zu können. So verlief sein Leben als eine einzige Kette von Elend, Stolz und Widerstreit mit der Umwelt, Frau und Kinder mußten schwer darunter leiden; nur die Musik war sein Trost und Lichtblick, seine Söhne wollte er als Musiker sehen und nahm ihre Unterweisung mit seinem Dorfmusikanten-Können zunächst selbst in die Hand, und so lebt denn auch die Musik in mir als ein kämpferisches, drängendes Element. Dabei hatte der Vater noch soviel Überlieferungsgut und musikalisches Bauernleben in sich, spielte in Dorfkapellen, kannte alte Volkstänze nicht nur seiner südmährischen Heimat, sondern auch der nachmaligen nordmährischen Wahlheimat, aber – er schätzte das alles nicht, ihn drängte es nach der klassischen Musik, die er aber mangels Können und Vorbilder niemals erreichte; mit Feuereifer oblag er, obschon sonst mehr „freigeistig“ gerichtet, der Kirchenmusik, wie sie damals in den Landstädtchen üblich war. Als Dirigent des örtlichen Arbeiter-Gesangvereins – so mußte es kommen! – fand er wohl eine begeisterte Anhängerschaft, aber doch nicht ein Betätigungsfeld, das die Möglichkeit eines höheren Aufschwunges geboten hätte. So war meine musikalische Umwelt beschaffen in meiner Kinderzeit.
Da kam ein weiterer Lichtstahl von der Seite des Deutschunterrichtes in unserem örtlichen Gymnasium zu Mährisch-Trübau. Unser Deutschlehrer Dr. Franz Spina, jetzt Professor der Prager Deutschen Universität und deutscher Minister in der Tschecho-Slowakei, selbst ein Sohn des Schönhengstgaues, hatte – vielleicht ganz unbewußt – in uns Schülern, jedenfalls in mir selbst, einen unauslöschlichen Funken der Liebe zur deutschen Muttersprache, zum heimischen Volks- und Brauchtum zu entfachen vermocht, was mich letzten Endes auf mancherlei Umweg doch zur Germanistik und zu meiner heutigen Führerschaft auf dem Gebiet des Volksliedes und der Volks-Erneuerungsbewegung geführt hat. Dies war 1902. Angeregt war diese volkskundliche Richtung durch das Wirken Dr. Pommers und des österreichischen Volkslied-Anschlusses, dessen Mitglied Spina und der damalige verdienstvolle Landsmann und Volksliedaufzeichner Götz waren. Spina wies uns an, Lieder und Volksgut zu sammeln, wir besprachen und sangen sie in der Schule (die gute Hälfte der Schüler stammte aus dem Dorf und brachte reichlich Beute). Auch ich entdeckte in meiner Mutter eine ausgiebige „Quelle“. Später, als Hochschüler und Germanist, erkannte ich meine Mutter auch als verläßlichste Quelle für die wissenschaftliche Erforschung meiner heimatlichen Schönhengster Mundart – dabei war die Gute so unliterarisch, daß sie niemals begriffen hätte, wenn ich sie etwa nach dem Genetiv eines Wortes gefragt hätte, sondern ich mußte ihr eben die gewünschte Genetiv-Form durch einen fertigen, wirklichen Satz entlocken!
Im Sommer 1912, als ich die erste größere Liederfahrt durchs Kärtnerland im Auftrag meines Lehrers Prof. Dr. Primus Lessiak (dem Vorsitzenden des Kärtner Volksliedausschusses) unternahm, fand ich reiche Volksliedbeute im verkehrsabgelegenen oberen Gailtal, über 100 Liedweisen in einer einzigen Woche, ganze Volksspiele und viel sprachliches Volksgut. Desgleichen im folgenden Jahr, aber mit weniger Erfolg, im oberen Mölltal; hier hatten örtliche Gesangvereine dem alt-einheimischen Volkslied schon den Untergang bereitet, der

Koschat[11]-Kitsch war im Anmarsch. So manches köstliche Volkslied-Erlebnis auf jenen Fahrten habe ich in dem leider vergriffenen Büchlein „Im Zeichen des Volksliedes“ (1931) niedergelegt, vor allem, wie ich Bauern, Bäuerinnen, Holzknechte, Häuslerleute, Mägde, Jägerburschen, Kinder oder Greise in gleicher Weise zum Singen gebracht habe. Ähnliches berichtet Pommer in seinen köstlichen Plaudereien, ein Gleiches bestätigt ferner Dr. Louis Pinck aus Deutsch-Lothringen in seinem wertvollen 3bändigen Werk „Verklingende Weisen“. Nach meiner Mutter Tode (1913) erschloß sich mir in Gestalt der Frau Anna Ille in Rattendorf 1914 eine nicht minder eigenartige und reichhaltige Liedquelle der engeren Schönhengster Heimat. Auch sie ist leider nur zu bald durch den Tod verstummt (auch darüber Aufsätze in obengenanntem Büchlein, vgl. auch „Lied und Volk“ Jg. I, S. 46 ff.). Ein erster Niederschlag dieser meiner Tätigkeit war – außer dem rein wissenschaftlichen Erträgnis für die Kommission – die Sammlung „Deutsche Liedlein aus Österreich“ (Leipzig 1913 und 1917, 2 Hefte), in der ich eine Auswahl der gesammelten Lieder mit Lautensatz versehen und für den Gebrach bearbeitet hatte.

Die Jahre 1911 bis 13 waren für mein Leben auch bedeutsam nicht nur als Studien- und Prüfungsabschluß und Eintritt in die Lehrtätigkeit, sondern vor allem durch die Gründung des sudetendeutschen Wandervogels und unserer akademischen Gruppe „Freiland“ in Prag, deren Mitglieder im großen Krieg zumeist ihr Leben gelassen haben und deren Andenken das „Aufrecht Fähnlein“ gewidmet ist. Wohl hatte mein Sprach- und Musikstudium mir gute Quellen zugeführt, wohl hatte ich früh das Volkslied aufzuzeichnen gelernt, aber darum war mein Geschmack noch immer nicht restlos geläutert. In meinen 3 Studienjahren hatte ich die Schweizer deutschen Mundarten kennen und sprechen gelernt, auch manches Schweizer Volkslied – auch romanische Lieder – mir zu eigen gemacht, aber wie es so kommt, es fehlte damals noch die strenge Sichtung von Echtem und Unechtem, die uns heute Lebenselement ist, und Hoffnungsbundlieder wie „Ich bin ein Schweizer Knabe und hab die Heimat lieb“ glaubte ich damals noch (nebst wertvolleren Liedern) als Geschenk meinen Landsleuten mitbringen zu können. Aber dazwischenhinein ahnte ich immer das Echte, bis es endgültig und sieghaft durchbrach. Vom ersten Tag an war ich im Wandervogel und Freiland unbestrittener musikalischer Führer; das Klampfenspiel und die Lieder des Hansls hatten es mir angetan. Wohl freute ich mich damals noch in gleicher Weise an „Glanzstücken“ wie „Wenn die Soldaten“, „Bei Waterloo da fiel der erste Schuß“, „Zehntausend Mann“, „Hab mein Wage vollgelade“ als auch an den gehaltvolleren „Ich hört ein Sichelein rauschen“, „Es steht ein Lind in jenem Tal“ u. v. a. Natürlich sangen wir zünftig das „Strampedemi“ noch in Moll, bis mich an einem „akademischen“ Volksliedabend, den wir in Prag zum besten gaben, Prof. Rietsch freundlich aufklärte, daß das Lied eigentlich in Dur gehe.

Thomas Koschat

Der folgende Krieg und das ungewollte Schicksal meiner deutschböhmischen Heimat waren auch da eine gute Lebensschule. Wir sind nun allzubald zu verantwortungsbewußten Führern unserer deutschen Heimat herangereift, während meine Beschäftigung mit dem

[11] Thomas Koschat (1845–1914), österreichischer Komponist und Chorleiter

Volkslied immer zielsicherer, gründlicher, umfassender und strenger wurde. Es kam die böhmerländische Bewegung mit dem Singen als stärkster Waffe – zur Erhaltung unseres Deutschbewußtseins, Erweckung der Heimatliebe und zur Entfachung des Geistes wahrer Volksgemeinschaft – es kam endlich die denkwürdige Singwoche zu Finkenstein 1923. Schon Jahre vorher hatte ich meinen Lehrberuf an der Prager Deutschen Handelsakademie aufgegeben (an der ich auch eine Zeitlang die Wandervogelgruppe „Lützow“ geleitet hatte) und hatte mit meiner Frau Olga Hensel in meiner sudetendeutschen Heimat Volksliedabende zur Laute gegeben. Da ich es aber gleichzeitig gewagt hatte, in einem von Dr. Ernst Leibl geleiteten Bundeskalender die heimischen Gesangvereine wegen ihrer rückständigen und bierseligen Haltung anzugreifen, erhob sich ein Sturm der Entrüstung: man schrie Zeter und Mordio über den „Lautensänger“, der es wagte, als Einzelgänger, sie, die große, zusammengeschlossene Masse der Vertreter deutschen Sanges, anzugreifen. Man schritt sogar – zum Boykott! Ich, der ich um unseres Volkes willen den Lehrberuf aufgegeben hatte, um zunächst – Volksliedsänger zu werden (meine Frau stand mir treulich zur Seite), sollte in unseren deutschen Heimatstädten am Auftreten verhindert werden. Die Jugend, der Wandervogel, stand aber restlos auf unserer Seite. In Eger hatte man sogar die Wandervögel zu bestechen versucht, indem man Unterstützung ihres Landheims versprach, wenn sie unseren Abend fallen ließen! Die Antwort war: unsere Jungen bildeten schon damals einen „Saalschutz“, bereit, die „Volksgenossen“ hinauszuwerfen, die es wagen würden, unseren Abend zu stören. Der Erfolg war: ein wohlgelungener Liederabend. Bald aber wich unsere Vortragstätigkeit einer erneute Lehrtätigkeit, einer selbstgewählten Erziehertätigkeit an unserem Volk aus dem Geist des echten Volksliedes heraus. Die Singbewegung Finkensteiner Prägung, die zahlreichen Liederbücher, deren Wert heute allgemein zugegeben wird, die zahllosen Singwochen, endlich unsere Finkensteiner Schule in Stuttgart legen Zeugnis ab von dem neuen Aufbauwillen. Das Volkslied ist uns inzwischen das Lied geworden, das die Kräfte in sich birgt, das Volk zum Volk zu machen, ein Maßstab, den wir nun ohne weiteres auch an jedes neue Lied anlegen können! Noch ist die so notwendige Volksliedkunde nicht geschrieben, aber sie ist auf dem Wege. Ich erachte sie umso nötiger, als auch die bisherige wissenschaftliche Erforschung des Volksliedes (bei Anerkennung aller Verdienste in der Einzelforschung, Auffindung und Vergleichung) doch an den wahren Grundideen des Volksliedes vorbeigeht, weil sie die großen – über bloße Motivvergleiche hinausgehenden – Zusammenhänge nicht erkennen kann und vor allem nicht ahnt, daß das Volkslied ein sakrales Überlieferungsgut ist, mythischen Charakter hat und selbst in seiner humoristischen, vermenschlichten Abart noch Spuren einer allen Materialismus durchbrechenden transzendenten Weltanschauung an sich trägt; von der musikalisch dichterischen Minderwertigkeit vieler in wissenschaftlichen Ausgaben veröffentlichten Lieder zu schweigen.

So bin ich zum Volkslied gekommen, auf mancherlei Leidenswegen, durch mancherlei Kampf. Das Volkslied ist uns aber nicht bloß Gegenstand liebevoller Pflege, ein Quell der Verjüngung im persönlichen und völkischen Dasein, sondern – durch seine formenstrenge, liebens- und ursprungsnahe Art – auch ein Sinnbild und Zeichen unserer Arbeit, ein Kampfruf geworden gegen volksverderblichen Schund aller Art. Mein Lebensgang ist so verlaufen, daß ich geradeswegs vom Volke herkomme und nicht erst – wie so mancher andere, auch Gutgesinnte – ein wohlgepflegtes bürgerliches Dasein aufgeben mußte, um den Weg zu des Volkes Herzen zu finden (zunächst seinem Drang nach Kitsch nachgebend!), sondern gleich von vornherein rücksichtslos dem Kitsch als argem Volksfeind den Kampf ansagen kann, denn mein ganzes Leben war und ist ja ein einziges Losbrechen von der Talmi-Volkskultur der Jahrhundertwende und ein instinktives, aber im Lauf der Jahre immer entschiedeneres und bewußteres Hinwenden zu den Quellen unseres Volkstums.

– – –

Am 17. Juli hielt die Finkensteiner Singgemeinde auf dem Marktplatz in Mährisch-Trübau einen „Abendsegen“. Eine schöne alte Mariensäule ziert die Mitte des Platzes; auf deren Stufen stellten sich die Sänger auf. Mit dem Glockenschlage halb acht tönte, von zwei Trompeten und zwei Posaunen geblasen, vom Renaissance-Erker des Rathauses eine

feierliche alte Weise „O quam decora“ in einem Tonsatz von 1678. Mit einemmale verstummte der Tageslärm und die vielhundertköpfige Menge lauschte andächtig den ersten Tönen. Nach ein paar himmelstürmenden Worte, die Ernst Leibl sprach, folgte der Chor „Nun Gottes Deutschland, wache auf!“ Dann sang der Männerchor auf der Nordseite „Der grimmig Tod mit seinem Pfeil“, die Mädchen nach Süden „Maria durch ein Dornwald ging“. Auf der Westseite vereinigte sich wieder der ganze Chor und schloß die Feier mit Luthers 46. Psalm „Ein feste Burg ist unser Gott“.
Eine Stunde später begann in einem Saale der Stadt der Chorliederabend. Er enthielt außer einem Konzert von J. S. Bach für zwei Geigen und Klavier nur mehrstimmigen Gesang im strengen Stil. Dieser Abend unterschied sich schon rein äußerlich von den üblichen Konzertabenden dadurch, daß nicht geklatscht wurde. Ein Sprecher hatte die Bitte geäußert, die Zuhörer möchten sich der Beifallsbezeugung enthalten; die Sänger diese Abends hätten die Bühne nicht aus Eitelkeit bestiegen, um sich „hören zu lassen“. Das Singen sei ihnen etwas Ernstes, etwas Heiliges, sie strebten durch die ernste Arbeit der Finkensteiner Woche und durch diesen Abend nach nichts Geringerem, als den ersten Schritt zu einer Erneuerung unseres deutschen Volksgesangs zu tun; deshalb müßten sie brechen mit allen Formen des Musikbetriebes, die aus dem Wesen der Unterhaltungsmusik entstanden sind. Und willig gingen die Zuhörer auf diese Anregung ein: sie empfanden es bald selbst, daß das leise Ausschwingen eines musikalischen Eindrucks etwas Köstliches sei und daß man das frische Erinnerungsbild des gehörten Kunstwerks nicht durch ein häßliches Geräusch zerstören dürfe. Und neu war es auch, daß vor dem Singen jedesmal der Wortlaut des Liedes deutlich und mit allem Ausdruck gesprochen wurde: so konnte er ganz allein für sich die Dichtung reden und den Boden bereiten für die musikalische Wirkung. Und ungewöhnlich war auch die Reihenfolge, denn fröhliche Chöre eröffneten den Reigen und ernst klang der Abend aus. Dies war die Vortragsfolge:

„Herzlich tut mich erfreuen“. Weise 1545. Neuer Satz von Walther Hensel.
„Der Gutzgauch auf dem Zaune saß“. 6stimmiger Satz von Lemlin. 1540.
„Wir zogen in das Feld“. 4stimmiger Satz aus dem 16. Jahrhundert.
„Wie schön leuchtet der Morgenstern“. Weise 1599. 4stimmiger Satz von J. S. Bach.
„Verstohlen geht der Mond auf“. Weise vom Niederrhein. Neuer Satz von Walther Hensel.
„So wünsch ich ihr eine gute Nacht“. Weise 16. Jahrhundert. Neuer Satz von W. Hensel.
„Innsbruck, ich muß dich lassen“. Weise 15. Jahrhundert. Satz von Heinrich Isaac. 1539.

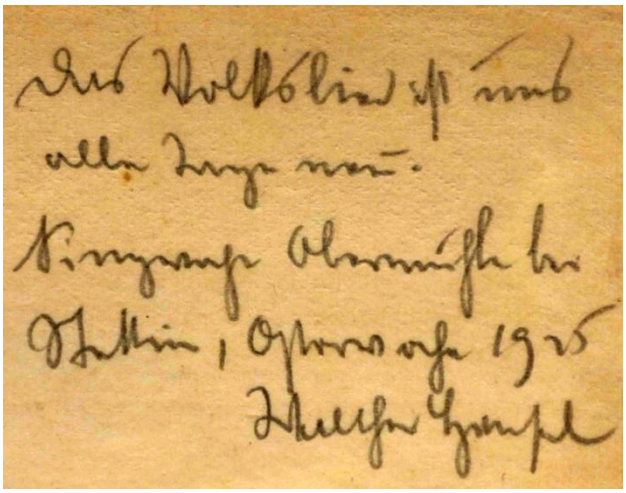
Walther Hensel und die Singbewegung

Eine Singwoche der „Finkensteiner“ im Johannesstift, Sommer 1933

Nach der ersten, der Finkensteiner Singwoche (1923), deren Ziel Walther Hensel (ein Sudetendeutscher, ursprünglich Dr. Julius Janiczek) damals so formulierte: „Wiedergeburt unseres Volkes durch sein Lied“, brachte die Singbewegung – eng liiert mit dem „Wandervogel“ – das gute alte deutsche Volkslied wieder zur Geltung. Ansätze dazu gab es schon im „Zupfgeigenhansl“, den Hans Breuer 1913 herausgab. Chorisch distanzierte sich der „Finkensteiner Bund“ energisch von dem „romantisch-verlogenen“, rührseligen, schmalzigen „Liedertafelstil“ des 19. Jahrhunderts. Hansel stellt die enge Verbindung zwischen dem guten alten Volkslied und dem reformatorischen Choral (gemeinsame Quellen!) klar in seinen „Finkensteiner Blättern“. Von dort kam auch die Verbindung mit den Chorsätzen des 16. und 17. Jahrhunderts zum Ausdruck, besonders der Meister wie: Josquin des Préz, Dufay, Ockeghem, Isaac, Senfl, Lechner, Haßler, Praetorius, Schein, Scheidt und Schütz; während die Komponisten des späten 18. und des 19. Jahrhunderts ausgespart wurden. Die gleiche Wurzel des Chorals und des Volksliedes machte Hensel deutlich bei den Contrafacturen des 16. Jahrhunderts, eine für uns Chorsänger ganz neue Erkenntnis. Zwei Beispiele: „Aus fremden Landen komm ich her“ → „Vom Himmel hoch da komm ich her“; und: Haßlers Liebeslied „Mein Gemüt ist mir verwirret, das macht ein Jungfrau zart“ wird geistlich zu: „O Haupt voll Blut und Wunden“, Paul Gerhardt aus dem mittelalterlichen: „Salve caput cruentatum“. Insofern wurde das Lied- und Satz-Gut der Finkensteiner Singbewegung von größter Bedeutung für die evangelische Kirchenmusik der 20ger- und 30ger-Jahre. Nur aus diesem geistigen Zusammenhang kann man die jungen führenden evangelischen Komponisten verstehen wie: Hugo Distler, Ernst Pepping, Heinrich Spitta, Paul Hindemith,

Walther Hensel auf der Singwoche im Johannesstift Sommer 1933

Autograph Stettin 1925



Nepomuk David, Heinrich Kaminski, Harald Genzmer, Walter Rein und Arnim Knab. All diese Querverbindungen hatte uns – im allgemeinen – im Chorleitungsunterricht und Kompositionsunterricht Gerhard Schwarz schon aufgezeigt. Praktisch aber lernten wir sie kennen, als im Sommer 1933 Walther Hensel selbst im Johannesstift eine Singwoche abhielt, die uns allen neu und hochinteressant war und an der die ganze Kirchenmusikschule 10 Tage lang geschlossen teilnahm. Grundlage der Singwoche war Band 7 (1929/30) der „Finkensteiner Blätter“. Darin stehen Lieder und Sätze wie:

1. Adrian Valerius: „Der du ausspannest das himmlische Zelt“
2. Schweizerlied: „Der Maien ist kommen“
3. Walther Hensel: „Durch Feld und Buchenhallen“
4. Walther Hensel: „Geh aus mein Herz“ Satz: Hensel
5. „Heute ist ein freudenreicher Tag“ Satz: Hensel
6. „Jede späte Rose“ 2stimmiger Kanon Walther Hensel
7. „Ich spring an diesem Ringe“ 1460 Satz: Hensel

Der Leiter der Singwoche imponierte mir durch seine Ruhe und innere Geschlossenheit seiner Haltung. Hervorragend waren die tiefgründigen Einführungen der Singwochen-Teilnehmer in die Texte und die Weisen der erarbeiteten Sätze.

Die „Finkensteiner Blätter“ – über ein Jahrzehnt die wichtigsten Veröffentlichungen der Singbewegung Walther Hensels, kamen heraus in dem neuen Musikverlag „Bärenreiter Verlag“ in Kassel-Wilhelmshöhe. Der junge Verleger, Karl Vötterle, begründete diesen, seinen Verlag mit einem schlichten vierseitigen Liedblatt der Singbewegung, mit Sätzen von Walther Hensel. Der „Bärenreiter“ ist ein kleiner Stern (astericus), der auf der Deichsel des „Großen Wagens“ (Ursa maior) sitzt.

Zum Abschluß dieser Singwoche sangen wir in einer „Abendmusik“ in der Stiftskirche, an einem schönen stillen Sommerabend. Nie werde ich vergessen, wie wir „Chorleute“ in drei Säulen in den Gängen des Mittel- und der Seitenschiffe einzogen, bis vor den Altar, mit dem 3stimmigen Chorsatz von Hensel zum dem Lied von Valerius (1626):

Der du ausspannest das himmlische Zelt,
Herr, du alleiniger Schöpfer der Welt.

Alle Singenden zogen – ruhig schreitend – ein im Rhythmus dieser über 300 Jahren alten holländischen Weise aus der Zeit des Glaubens- und Befreiungskrieges des evangelisch reformierten Holland gegen das fanatische katholische Herr des spanischen Herzogs Alba. –

„Der du ausspannest das himmlische Zelt“

Lied: Adrian Valerius 1626, Satz: Walther Hensel

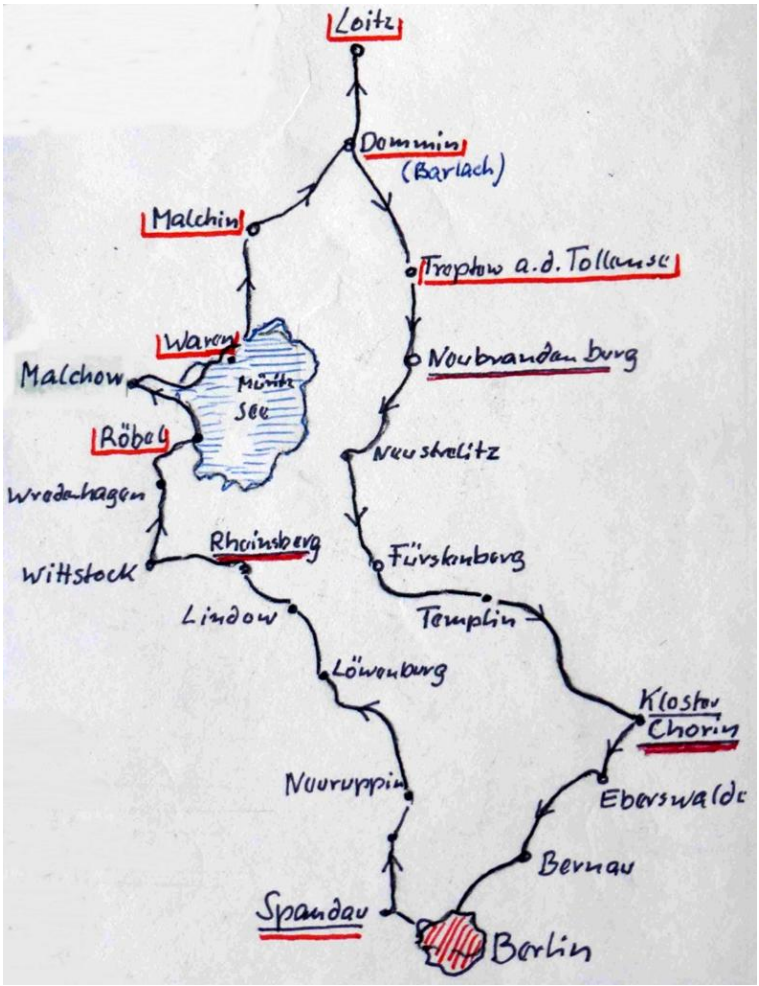
Unser Schlafzelt

Unsere Singfahrt

nach Mecklenburg und Vorpommern im Spätsommer 1933

Im Jahre 1931 war das neue Gesangbuch für Brandenburg und Pommern herausgekommen. Um praktische Übung in der Einführung des Gesangbuchs in den Kirchengemeinden zu bekommen, unternahmen wir eine Choral-Singefahrt nach 6 Gemeinden in Mecklenburg. –

Von Berlin ging es nach Norden: auf Fahrrädern und mit 4-Mann-Zelten. Wir waren sieben Studierende der Berliner Kirchenmusikschule: Herbert Beuerle, Wilm Adrian, Siegfried Jäger, Alexander Kern, Friedel Haase, Helmut Salowsky, Wolfgang Rodatz. Wir hatten brieflich bei den Gemeinden angefragt, ob eine solche Singstunde, verbunden mit Chor- und Orgelmusik, in ihrer Kirche erwünscht sei.



Die Leitung des kleinen Männerchores (2 Tenor-, 2 Erster Baß-, 2 Zweiter Baßstimmen) übernahm Heppes Beuerle. Vorgesehen waren Choralsätze alter Meister und 2 neue Choralsätze für 3 gleiche Stimmen von Gerhard Schwarz (1932).

Das Singen mit der Gemeinde: das Einüben reformatorischer Melodien aus dem Neuen Gesangbuch übertrugen wir Siegfried Jäger. Die Orgelkompositionen des instrumentalen Rahmens wurde mir anvertraut; ich mußte mich als jedesmal mit einem anderen Orgelwerk einrichten. Ich hatte Werke A. M.[12] vorbereitet: Bach (3. + 4. Band), Buxtehude, Lübeck, Bruhns, Pachelbel und Johann Gottfried Walther (Partita über „Jesu, meine Freude“). Folgende Choräle waren vorgesehen zum Einüben mit den Gemeinden: „Ach Gott vom Himmel sieh darein“ EKG 89, „O komm, du Geist der Wahrheit“ EKG 84, „Zeuch ein zu deinen Toren“ EKG 79, „Ist Gott für mich“ EKG 250, „Nun freut euch,

[12] A. M. – Alte Meister

**Rheinsberg: Alexander Kern an der Orgel;
unten: im Schlosspark**

lieben Christen gmein“ EKG 210. Wir sammelten Erfahrungen: Wie reagierten die Gemeindemitglieder auf das Einüben der Choräle? Wie weit durfte die musikalische Einführung, wie lang die theologische Erklärung der Texte sein? Wieviel neue Melodien an einem Abend durfte man der Gemeinde zumuten? Es stellte sich heraus, daß drei neue Melodien das Äußerste waren. –

Die Verpflegung bei den einzelnen Gemeinden, meisten in den Pastoraten, war „bestens“ bis „kaum ausreichend“.

Ein Beispiel der letzteren Gattung wurde bei uns in der Kirchenmusikschule sprichwörtlich: Der hoheitsvolle Herr Oberpfarrer in Röbel am Müritzsee lud uns 7 Mann – wenn auch zögernd, wegen der Anzahl – zu einem „bescheidenen“ Abendbrot ein. Wie wir dann feststellten, nahm er das – leider – wörtlich. Es gab dann für uns 7 hungrige junge Männer, nach der Choralsingestunde in der Kirche, im Pastorat 18 sorgfältig gezählte, dünne Scheiben Schwarzbrot, dünn bestrichen mit Margarine und

Leberwurst (!): das Ganze präsentiert auf einer prachtvollen, goldgerandeten Porzellan-Schüssel. Das sollte nun für 7 Mann reichen. In Wirklichkeit kamen wir so nur gerade auf den Appetit. Dazu gab es bitteren, mächtig stark aufgebrühten Pfefferminztee. –

Um uns von diesen allzu „irdischen“ Genüssen abzulenken, verbreitete sich der Herr Oberpfarrer über die Geschichte der Ordnung der „Vesper“ in Vergangenheit und Gegenwart, über „Kyrie“, „Cantica“ und Hymnen. Als er bei uns über diese – etwas abseitige – Liturgie zu wenig Kenntnisse glaubte feststellen zu müssen, sprach er pathetisch von einer großen Lücke in unserer liturgischen Ausbildung, die er uns warm empfahl, möglichst bald zu schließen.

Von links: Alexander Kern, Herbert Beuerle, Friedel Haase, Siegfried Jäger, Wolfgang Rodatz, Wilm Adrian, Helmut Salowsky

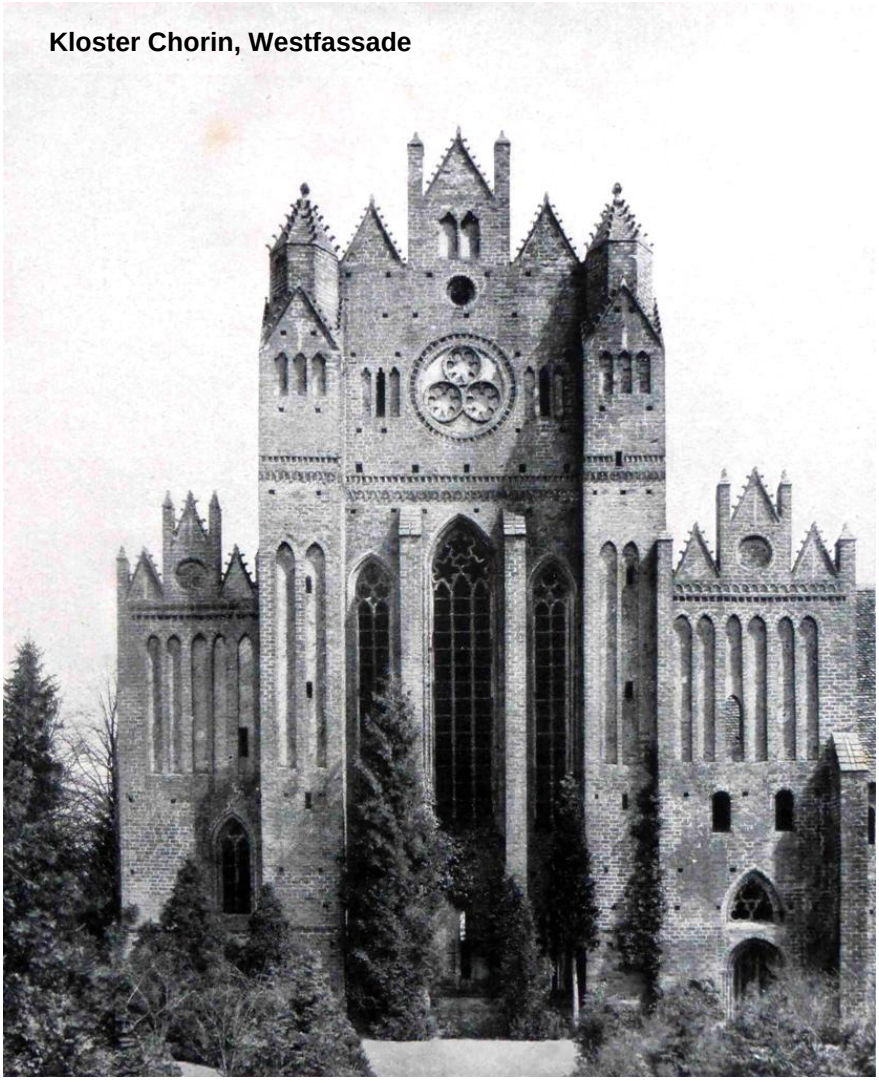
Morgenwäsche

Wilm Adrian

Von diesem geistlichen Zuspruch waren wir natürlich sehr erbaut. Die wenigen Stullen – noch nicht mal für jeden 2! – waren aber schon lange vor dem Ende der Vorlesung verschwunden. Aus lauter Verzweiflung tranken wir immer noch eine Tasse Pfefferminztee. Als „résumé“ dieses opulenten Abendessens in Röbel an „der Müritz“ datierte noch lange in unserer Erinnerung das geflügelte Wort: „– und als wir nun alle satt waren – –!“

Unsere Fahrtroute von Berlin-Spandau war: Neuruppin, Löwenberg, Lindow, Rheinsberg (hier besahen wir den schönen Park am See und das Schloß mit den vielen Erinnerungen an Friedrich II. und seinen Bruder Heinrich). Dann ging es weiter nach Wittstock, Wredenhagen, Röbel, Malchin, Waren, Malchow, Loitz, Demmin, Treptow an der Tollense und Neubrandenburg (mit seinen gewaltigen Stadttoren aus Backstein mit Vor-Toren. Dann nach Neustrelitz, Fürstenberg, Templin, Klosterruine Chorin, Eberswalde, Bernau → Berlin. In den rot markierten Orten sangen wir in den Kirchen.

Kloster Chorin, Westfassade



Auf der Rückfahrt machten wir von Templin aus nach Osten noch einen Abstecher, um die Klosterkirche in Chorin zu besuchen. Als die herrliche Westfassade des Backsteingotik-Baues aus den Bäumen auftauchte, stiegen wir von unsern Fahrrädern ab und schauten nur: so einmalig ist die Ausgewogenheit dieses damals schon 600 Jahre alten Zisterzienserklosters (1334). Das Innere ist kahl, es stehen nur die – wieder – überdachten gewaltigen Grundmauern. Wir aber waren von dem ehrwürdigen Bauwerk so begeistert, daß wir – im Chorraum stehend und zur Apsis blickend – spontan unsern schönsten Chorsatz der Singfahrt anstimmten, einen 3stimmigen Satz über „Was mein Gott will“ von Gerhard Schwarz. Über diesen wunderschönen Kirchbau schreibt Wilhelm Pinder:

> Eine der frühesten Leistungen der Backstein-Gotik findet sich in der Mark Brandenburg: Chorin. Es ist ein Zisterzienserbau, wie Peplin im Ordensland und Doberan im wendischen Quartier der Hansa. Zu den schlichten Bedingungen des Backsteins trat in allen drei Fällen noch das Ordensgebot der Turmlosigkeit. Chorin, dem Westen am nächsten, zeigt ein ungemein kultiviertes Gesicht. Mit noch rein gotischer Konsequenz ist in der herrlichen Westwand der Divisor „drei“ durch die gesamte Gliederung geführt. Die feinfühlige Symmetrie ist klassisch. Die Flügelteile spiegeln den mittleren wider, wie dieser ein frei proportioniertes Abbild des Ganzen ist. So steht und ruht der delikate Bau mit einer unbeschreiblichen Stille – in

wunderschöner Harmonie, selbst mit den schlanken, dunkelschwarzen Nadelhölzern. Es herrscht eine feine Wärme, eine Vornehmheit, die den Schein des Trockenen nicht scheut. –

Kloster Chorin

Quelle: Deutsche Fotothek

Satz: Gerhard Schwarz 1932

Ein Wochenend-Singausflug

nach Buckow bei Eberswalde (Sommer 1933)

Fußmarsch von Eberswalde

Abmarsch aus dem Johannesstift – im Hintergrund die Stiftskirche. Von links: Magdalene Trittelvitz, Wilm Adrian, Dörchen Müller, Alexander Kern, Friedel Haase

Auf der Bahn. Alexander Kern ganz rechts

Alexander Kern, Hilde Kieseler, Else Hamel, Ruth Schüler

Kemenate = ein alter Stall, Logis der Männer = Zelte

Abwaschen

Brotschneiden beim Küchendienst: Ruth Schüler, Alexander Kern

Herbert Beuerle kocht Kaffee

„Fröhlich sei das Mittagessen!“

Volkslieder-Singen im Wald: „Es tagt, der Sonne Morgenstrahl weckt alle Kreatur – –“ Leitung: Magdalene Trittelvitz

Magdalene „Knatterhexe“ Trittelvitz, Tochter des Herrn Missionsdirektors in Bethel:

In Hosen …

… in Hexen-Uniform …

... und im Kleid (bei der Aufsicht)

Helmi Niehoff „auf Wache“

Aufbruch und Abschied von Buckow: Wilm Adrian, Magdalene Trittelvitz, Friedel Haase, Alexander Kern

Vorn: Gerhard Schwarz, Friedel Haase;
stehend: Heinz Wehrmann

Improvisation

Improvisation als Unterrichtsfach für Kirchenmusiker war 1932 etwas völlig Neues. Zwar spielten manchen Organisten freie Fantasien in den Gottesdiensten, wenn es an Literatur für einen bestimmten Choral als Vorspiel fehlte. Sie hatten für dieses „freie“ Spielen aber nie irgendeine formale Ausbildung durchgemacht. Was dabei herauskam, war häufig der mit Recht verpönte, langweilige „Organistenzwirn“, der sich in endlosen Sequenzen „durch die Tonarten“ und chromatisch „verzierten“ Kadenzen erschöpfte: ein formloses „Fantasieren“.

Direktor Schwarz war auf diesem Fachgebiet ein ganz großer Könner. Im Unterricht ging er aus von den klassischen Formen der Choralbearbeitung und den cantus-firmus-freien Kompositionen der Meister des 17. und 18. Jahrhunderts. Anhand der Orgelwerke von Sweelinck, Froberger, Buxtehude, Pachelbel, Lübeck, Bruhns, Böhm und Telemann und – natürlich – Bach erläuterte Schwarz die alten Formen:

a) Choralvorspiele
   1) Orgelchoral
   2) Colorierter cantus firmus
   3) Cantus firmus im Baß oder Tenor und Alt – kontrapunktische Gegenmelodien
   4) Choral-Fugato mit abschließender Choralzeile = also der „Pachelbelsche Vierzeiler“
   5) die Choralfuge, meistens als Thema die 1. Choralzeile.

b) Die freien Formen:
   1) Passacaglia – Ciacona – Chaconne
   2) Toccaten mit kleinen Zwischenfugen (wie Lübeck + Buxtehude)
   3) Präludien und Fugen.

Nach diesen Vorbildern mußten dann wir Schüler (im Rahmen unserer technischen Fähigkeiten auf der Orgel) Choralvorspiele (und später freie Formen) gestalten. Vorlage:

Über diese Themen improvisierte Gerhard Schwarz auf dem Kirchentag in Essen am 24. August 1950 im Wechsel mit Universitätsorganist Utz aus Erlangen.

Nr. 5 Choralpartita über EKG 131: a) Choral, b) Bicinium cantus firmus coloriert, c) cantus firmus im Baß, 2 Oberstimmen, d) Toccata, cantus firmus im Tenor, e) cantus firmus im Sopran, dazu im Baß g–fis–a–gis = BACH!

Gerhard Schwarz 1932

Gerhard Schwarz vor dem Portal der Stiftskirche

Lediglich die Choralmelodie des Gesangbuches. Das erforderte viel Zeit der Vorbereitung. Schwarz selbst setzte uns Studierende immer wieder in Erstaunen, wie selbstverständlich er alle diese Formen beherrschte. Ich selbst hatte auf diesem Gebiet gute Anlagen und habe im Unterricht bei Direktor Schwarz viel dazugelernt. –

Eine ganz besondere Art der Improvisation am Klavier bildete sich im Lauf der 5 Semester meines Studiums mit Gerhard Schwarz als Partner aus: Wir improvisierten 4händig an zwei Flügeln im Chorübungssaal im 2. Stock des „Schütz-Hauses“; das ging so vor sich: Wir einigten uns über:

a) Tonart, b) Takt, c) Form der Musik (also zum Beispiel Toccata, Ciacona, allgemeine Variation, Sonatensatz und so weiter). Wenn wir ansagten: Tonart As-Dur, dann lag der Tonarten-Complex As ganz genau fest:

Subdominante	Tonika	Dominante
Des	As	Es
I	I	I
Parallelen: b	f	c

Schwarz spielte ein Motiv an: ich führte es weiter in der Dominante und baute es aus. Jeder brachte – abwechselnd – während des Spielens – neue harmonische und rhythmische Elemente dazu. Wir waren oft selber erstaunt, welch erfreuliche Musik bei dieser 4händigen Improvisation herauskam, und freuten uns über das Echo des uns mit Begeisterung zuhörenden Chores der Studenten. Dieses Musizieren, das Zusammenspiel mit einem genialen Improvisator – war für mich unvergeßlich, es waren Höhepunkte besonderer, beschwingter Art in meiner Studienzeit.

Gerhard Schwarz: Trauermarsch aus „Das Spiel vom Antichrist“ 1932

Einmal haben Direktor Schwarz und ich auch bei einer offiziellen Feierstunde im Großen Festsaal des Johannesstiftes in dieser Weise improvisiert: In einer Gedenkstunde für die Gefallenen des 1. Weltkrieges. Eine große Leinwand war auf der Bühne ausgespannt für die Bildprojektionen. Davor, links unten, saß an einem Tisch mit einer Kerze der Vorleser, der aus der damals sehr bekannten Sammlung „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ einzelne Briefe vorlas. Während des Lesens erschienen auf der Leinwand Fotos deutscher Kriegerfriedhöfe aus ganz Europa mit den unübersehbaren Reihen von Kreuzen. Dazu erklang ganz verhaltene Musik: von der Orgel (die ich spielte) auf der Empore mit gedeckten Registern (Oberwerk: Gedackt 8‘, Pedal Subbaß 16‘ und Oktave 4‘) und alternierend hinter der Leinwand auf der Bühne vom Cembalo, das Gerhard Schwarz spielte – Variationen über das c-Moll-Motiv des „Trauermarsches“ aus der „Antichrist“-Musik von Schwarz. Der verhaltene, schwermütige Rhythmus, ein langsamer Marsch, von der Orgel und dem Cembalo durch den großen Raum

zugespielt, und – wieder zurückwandernd – vom Cembalo her, in ruhigem steten Wechsel: ein „Ostinato“ der Trauer.

Das Ganze: das Zusammenwirken von gesprochenem Wort, untermalender Musik und den riesigen, den ganzen Raum ausfüllenden Bildern der Soldatengräber in Frankreich, Rußland und Italien, Flandern und Tirol – war von erschütternder, überwältigender Wirkung auf die vielen Besucher dieser Feierstunde im Festsaal.

– – –

**Sonnenbad:
Herbert Beuerle,
Helmi Niehoff,
Wolfgang Rodatz,
Helmut Salowsky**

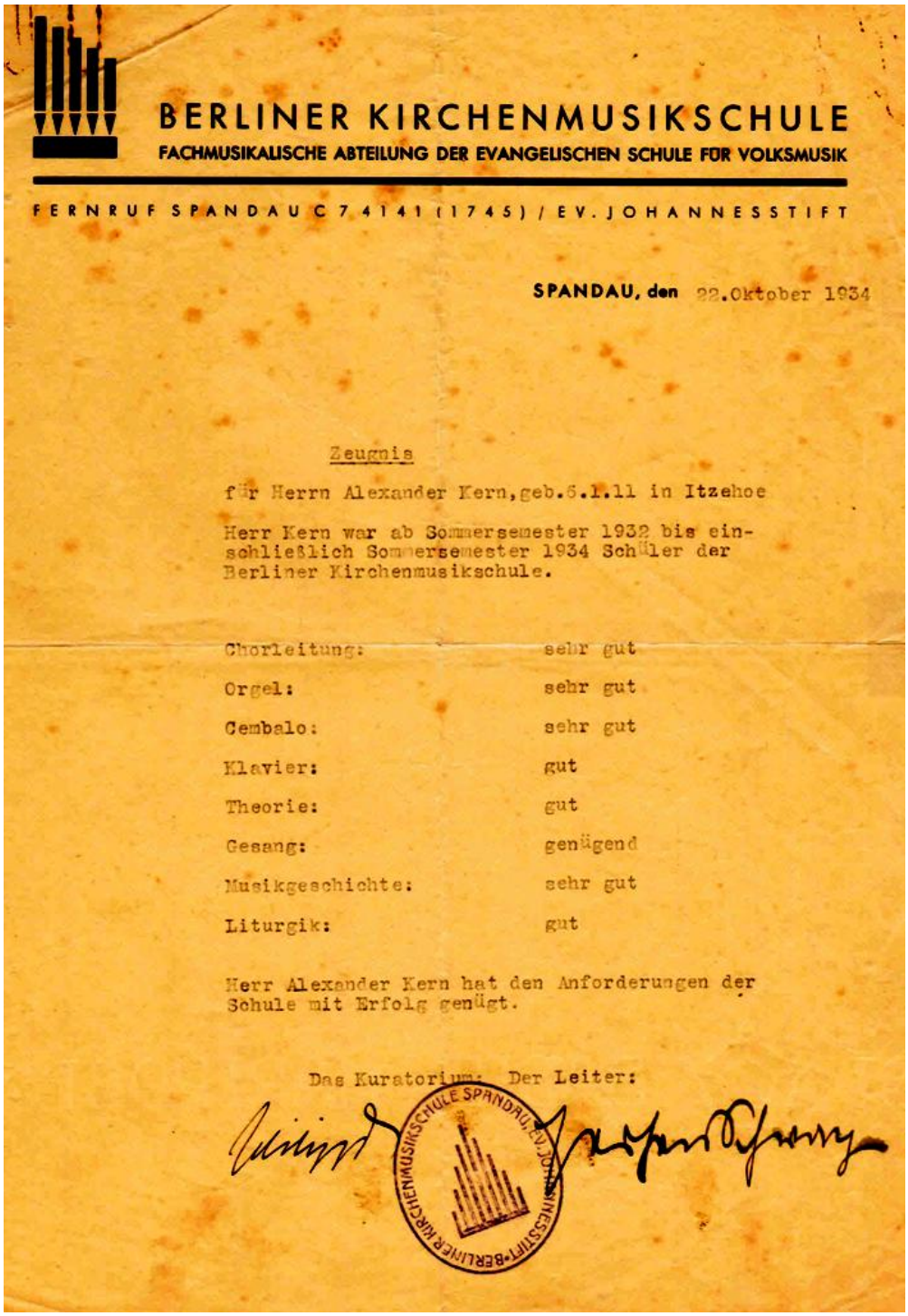
Von links: ?, Dörchen Müller, Magdalene Trittelvitz, Hans Szigula, Helmi Niehoff, Friedel Haase

**Havelheim 1934:
Inge Moldaenke,
Hilde Kieseler**

Meine Improvisations-Aufgabe im B-Examen 1934. Diese Improvisation wiederholte ich am 22. Juni 1986 nach dem Gottesdienst in der Stiftskirche im Johannesstift auf der Walcker-Orgel – nach 52 Jahren!

Und hier ein letztes Streiflicht zum Thema: Improvisations-Unterricht.

Am Ende meiner Abschlußprüfung (gleichzeitig der „B“-Organistenprüfung) an der Berliner Kirchenmusikschule, Ende Juli 1934, bekam ich die Aufgabe: einen Sonntagsgottesdienst in der Stiftskirche liturgisch auszugestalten, mit Gemeindechorälen, Chormusik, Orgelspiel. Alle Choralvorspiele waren Improvisationen. Bei Beginn der Predigt gab Gerhard Schwarz mir ein Notenblatt mit einem Fugenthema (siehe Abbildung) mit der Weisung: „Darüber improvisieren Sie als Nachspiel eine 4stimmige Fuge, wie üblich, dreiteilig.“



BERLINER KIRCHENMUSIKSCHULE

FACHMUSIKALISCHE ABTEILUNG DER EVANGELISCHEN SCHULE FÜR VOLKSMUSIK

FERNRUF SPANDAU C 7 4141 (1745) / EV. JOHANNESSTIFT

SPANDAU, den 22. Oktober 1934

Zeugnis

für Herrn Alexander Kern, geb. 6.1.11 in Itzehoe

Herr Kern war ab Sommersemester 1932 bis einschließlich Sommersemester 1934 Schüler der Berliner Kirchenmusikschule.

Chorleitung:	sehr gut
Orgel:	sehr gut
Cembalo:	sehr gut
Klavier:	gut
Theorie:	gut
Gesang:	genügend
Musikgeschichte:	sehr gut
Liturgik:	gut

Herr Alexander Kern hat den Anforderungen der Schule mit Erfolg genügt.

Das Kuratorium: Der Leiter:

BERLINER KIRCHENMUSIKSCHULE SPANDAU (EV. JOHANNESSTIFT)

Während der Predigt überlegte ich, wie das zu machen sei: formal, harmoniemäßig und so weiter. Von der Predigt habe ich natürlich nicht viel mitbekommen. Ich erfand ein 2. Thema, ein Gegenthema zu dem gegebenen, und führte nach der regulären Hauptfuge auch dieses 4stimmig aus; im 3. Teil vereinigte ich beide Themen, die sich rhythmisch gut ergänzten. Da ich damals als Schwarz‘ Improvisationsschüler gut in Übung war, gelang diese Aufgabe ganz ordentlich und klang meines Erachtens überzeugend. Ich schloß mit dem Thema I. im Sopran auf einem Orgelpunkt und endete in D. Pause. –

Dann sagte Direktor Schwarz, der die ganze Zeit neben dem Orgelspieltisch gestanden hatte: „Gut!“ Damit hatte ich die Abschlußprüfung der Kirchenmusikschule bestanden.

RHEINISCHE POST 27. August 1977

Ehrung für Prof. Gerhard Schwarz im „Sommerlichen Orgelkonzert“

Die schwierige Kunst der Improvisation

Vor wenigen Tagen konnte ein Mann seinen 75. Geburtstag feiern, der mit Düsseldorfs Kirchenmusik nicht nur lange verbunden war, sondern ihr auch entscheidende Impulse – beispielsweise beim Bau der beiden weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannten Orgeln in der Johanneskirche und Neanderkirche – vermittelte: Professor Gerhard Schwarz. Der gebürtige Schlesier wurde bereits mit 25 Jahren Organist am Deutschen Dom in Berlin, später Gründer und Leiter der Berliner Kirchenmusikschule Spandau-Johannesstift.

Seit 1949 wirkte Schwarz als Kirchenmusiker an der Düsseldorfer Johanneskirche, gründete die Landeskirchenmusikschule Rheinland und lehrte als Professor für Orgelimprovisation an der Kölner Musikhochschule. 1967 ging Gerhard Schwarz nach seiner Pension als Organist einer Dorfgemeinde in die Nähe von Göttingen.

Prof. Gerhard Schwarz

Mit einem der „Sommerlichen Orgelkonzerte“, die auch in diesem Jahr wieder jede Woche aufs neue die Neanderkirche restlos füllen, wollte der Evangelische Kantorenkonvent nun den Jubilar ehren. Und wie hätte man dies besser tun können, als mit einer Spezialgattung des Orgelspiels, die Gerhard Schwarz mit entscheidenden Impulsen stets nachhaltig beeinflußte: Die freie Orgelimprovisation über vorgegebene Themen. Fünf von ihm geschaffene Melodien hatte man ausgewählt; zwei hierfür prädestinierte Organisten zeigten mit ihren höchst unterschiedlichen Improvisationen, wieviel Entfaltungsmöglichkeiten diese Melodien in sich bargen.

Der aus Düsseldorf stammende und heute in Sinzig wirkenden Organist Peter Bares wies bei seinen Bearbeitungen einen äußerst harten, unverbindlichen Charakter auf. Schwül, drohend und finster klang das erste Werk, wobei man sich nach dem Textbezug („Also liebte Gott die arge Welt …“) fragen mußte. Auch das zweite Lied von Gerhard Schwarz (ebenfalls aus der Kirchenkampfzeit stammend) bearbeitete Bares in atonaler Form. Dagegen schien seine Improvisationen zu „August“ zwar strukturell verständlicher, haschte aber mit einer an Vogelgezwitscher erinnernden Begleitung durchaus auch Effekte. Brutalstes Beispiel der Improvisationen von Peter Bares war das letzte Stück, in dem die Lautstärke streckenweise die Schmerzgrenze erreichte.

Wohltuender Kontrast dagegen der aus Amerika zurückgekehrte Organist Christhart Kratzenstein, der eine Vielzahl charakteristischer Formen und Stile vieler Epochen in seinem Spiel vereinte. Ein heiter spielfreudiges Zwischenspiel schob er beispielsweise in das erste Werk ein, arbeitete im dritten mit synkopischen Rhythmen und lehnte sich bei „Du hast meine Klage verwandelt …“ an die virtuose Spieltechnik der französischen Orgelschule an.

Gerhard Schwarz selbst improvisierte zum Abschluß der ungewöhnlichen, aber mit ihren Vergleichen äußerst reizvollen Veranstaltung eine Sinfonie, deren Themen er Vorschlägen des Publikums entnahm. Hier mischte sich als hohe Schule der Improvisation ein logischer Aufbau mit einem dynamischen Ablauf und vielen farblichen Reizen. WOLFGANG HORN

Hugo Distler

Erinnerungen an meinen Lehrer – September 1933 bis Juli 1934

Im Herbst des Jahres 1933 wurde der junge Komponist Hugo Distler an die Berliner Kirchenmusikschule im Johannesstift, Spandau, berufen als Lehrer für Harmonielehre und Komposition. Ich selbst was damals als Student im 4. Semester an der BKMS. Es waren nur 8 Monate, die ich Schüler von Distler sein durfte, aber seine Persönlichkeit und die Lehrzeit unter ihm sind mir unvergeßlich. Direktor der BKMS war damals Gerhard Schwarz, dessen große Kunst der Orgelimprovisation weit über Berlin hinaus gerühmt wurde. –

Im Kompositionsunterricht ließ Hugo Distler seinen Schülern ziemlich viel Freiheit. Sein Unterricht basierte auf seiner „Funktionellen Harmonielehre“, die zwar erst um 1940 im Druck des Bärenreiter-Verlages erschien, heute eine Selbstverständlichkeit ist, damals aber ganz neu war für uns. Distler entwickelte seine Auffassung über Komposition vor allem anhand alter Vokalwerke (Schütz!) mit einer Fülle von Beispielen. Bei diesen Erläuterungen ging er etwas mehr aus sich heraus. Er war sonst scheu – von großer Zurückhaltung, ja beinahe schüchtern. Ich habe eine derartige Bescheidenheit – was die eigene Person angeht – bei keinem anderen Fachlehrer wieder erlebt. Diese Tatsache war an sich erstaunlich, denn gerade in diesen Monaten (1933) kamen fortlaufend neue Chorwerke Distlers im Bärenreiter-Verlag im Druck heraus und wurden von den bedeutendsten Chören Deutschlands uraufgeführt. Die Uraufführung seiner „Choralpassion“ im März 1933 in der Marienkirche in Berlin, mit dem Evangelisten Heinz Marten (meinem damaligen Gesangslehrer an der BKMS) und Paul Gümmer als „Stimme Jesu“, habe ich selbst miterlebt. Im April 1933 erschien der „Jahrkreis“, und im Dezember des gleichen Jahres wurde Distlers „Weihnachtsgeschichte“ von der Kantorei der Berliner Kirchenmusikschule unter der Leitung von Gerhard Schwarz uraufgeführt, gleichzeitig mit dem Lübecker „Singkreis“ unter Bruno Grusnick.

Hugo Distler
24. Juni 1908 – 1. November 1942

Leider konnte ich unsere Uraufführung nicht mitsingen, weil ich – nach einer schweren Blinddarm-Operation – in Itzehoe im Krankenhaus lag. Von dort schickte ich meine Kompositionsarbeiten zu Hugo Distler, nach Lübeck. Eine meiner damaligen Arbeiten, eine Kantate über das Weihnachtslied „Es ist ein Ros entsprungen“, für 1–4stimmigen gemischten Chor, Streicher und Orgel, ist mir erhalten geblieben, weil ich zu Weihnachten 1934 meiner Mutter eine Abschrift nach Itzehoe schickte. Bekanntlich bildet dieses Lied den Choral-

Rahmen in Distlers „Weihnachtsgeschichte“. Ich schrieb damals im Krankenhaus vier verschiedene Sätze über den gegebenen cantus firmus – natürlich stark unter dem Einfluß der Schreibweise Hugo Distlers – und schickte sie an meinen Lehrer. Schon Anfang Dezember kamen meine Arbeiten zurück: Sehr sorgfältig durchgesehen, korrigiert, mit Anmerkungen versehen und mit guten Wünschen für meine Gesundung. Ich würde sehr viel darum geben, wenn ich die von Distler korrigierten Aufgaben – auch der folgenden Monate – noch besäße. Leider sind alle diese Noten – zusammen mit meiner großen Bibliothek – 1945 in Lauenburg/ Pommern geblieben und verbrannt. Die Abschrift der „Ros“-Kantate fand ich 1946, nach meiner Rückkehr aus englischer Gefangenschaft in Belgien, in Itzehoe bei meiner Mutter wieder. Dabei erinnerte ich mich, daß Hugo Distler bei der Durchsicht 1933 unter den Eingangschorsatz (siehe Abbildung) geschrieben hatte: „Dieser Satz könnte in meinem ‚Jahrkreis‘ stehen!“ Das hieß aber nur, daß es mir gelungen war, Distlers Stil in etwa nachzuahmen. –

Unvergeßlich ist für mich auch eine „Geistliche Abendmusik“ in der Eosanderkapelle im Schloß Berlin-Charlottenburg im Sommer 1934; unter der Leitung von Gerhard Schwarz sangen wir (Spandauer Kantorei) unter anderem aus Heinrich Schütz‘ „Geistlicher Chormusik“ (1648) die 6stimmige Motette „Das ist je gewißlich wahr“ und „Verleih uns Frieden gnädiglich“. Hugo Distler spielte Orgelwerke von Buxtehude und Bach auf der schöne Arp-Schnitger-Orgel in der Kapelle. (Leider wurde auch dieses alte Orgelwerk im letzten Kriege durch Bomben vernichtet.)

Distler spielte an diesem Abend unter anderem die Triosonaten in Es (Nr. 1) und in G (Nr. 6) von Johann Sebastian Bach. Sie erklangen in kristallener Klarheit, dünn und sehr durchsichtig registriert. Komposition, Disposition der Orgel und die

Darstellung waren einander ebenbürtig. Nach Schluß der Abendmusik sagte Distler zu uns, den um den Orgelspieltisch stehenden Musikstudenten (sinngemäß): „– vor diesen Triosonaten habe ich die größte Hochachtung: Sie erfordern allerhöchste Aufmerksamkeit bei der Wiedergabe, denn diese durchsichtigen Sätze sind so prekär, daß die geringste rhythmische Unsauberkeit auffällt." –

Im Sommer 1934 war ich zu Gast im Hause Distler in Lübeck. Seine Organisten-Dienstwohnung als Kantor und Organist von St. Jacobi lag direkt neben der Kirche, Jacobi-Kirchhof Nr. 1, in einem sehr alten Backsteingebäude.

Da ich in Itzehoe/Holstein zu Hause war, hatte Distler mich eingeladen, ihn auf der Durchreise von Berlin zu besuchen; er hatte versprochen, mir die alten Orgelwerke in Jacobi und in Marien zu zeigen; auch sollte ich auf den berühmten Werken selbst spielen dürfen. –

An einem sonnenhellen Tage läutete ich an der Jacobi-Organistenwohnung, wurde vom Ehepaar Distler begrüßt und saß bald darauf mit Hugo Distler in seinem Musikzimmer. Es war ein niedriger, ziemlich enger Raum mit schweren Deckenbalken. Die holzgetäfelte Zimmerdecke war mit farbenfreudigen Malereien des 18. Jahrhunderts geschmückt. (Dies Zimmer und die Wohnung blieben bei dem englischen Bombardement in der Nacht zu Palmarum 1942 verschont, ebenso wie die Jacobi-Kirche. Nach dem Krieg

St. Jacobi, Lübeck – große Orgel (Foto: Arnoldius)

St. Jacobi, Lübeck – kleine Orgel
(Foto: Hans-Jörg Gemeinholzer)

haben Bruno Grusnick, der Kantor von Jacobi, und Kirchenrat Söhngen in diesem Musikzimmer einen Gedächtnisraum für Hugo Distler eingerichtet, mit vielen Manuskripten und Erstdrucken des Komponisten aus den Jahren 1931–37.)

Bei meinem Besuch in dieser Wohnung, im Jahre 1934 arbeitete Distler gerade an einem Cembalo-Konzert und zeigte mir einige Takte, die er an diesem Morgen komponiert hatte. (Später, 1957, erkannte ich die Passage in der gedruckten Partitur des Konzertes, Bärenreiter-Ausgabe Nr. 1000, wieder: op. 14, Seite 12–13). Als ich Distler nach seiner Arbeitsweise fragte, sagte er (dem Sinne nach): „Wenn mir an einem Tage etwas gelungen ist, und seien es nur einige wenige Takte, mit denen ich zufrieden bin, dann höre ich auf, dann gehe ich hinaus in die Welt unserer alten schöne Kirchenbauten: St. Marien, Petri, Aegidien, und vor allem in den Dom."

Distler zeigte mir auch einige Seiten aus seiner „Geistlichen Chormusik" (Bärenreiter-Ausgabe op. 12). Wir gingen dann die paar Schritte hinüber in „seine" Jacobi-Kirche; zuerst die schmale Wendeltreppe zur „kleinen Orgel", einer „Schwalbennest-Orgel", hinaus. Distler spielte mir längere Zeit auf diesem Orgelwerk vor. Einige der Register stammten noch aus dem 15. Jahrhundert. Für dieses Orgelwerk und auf dem Grunde dieses Orgelklanges komponierte Distler Anfang der 30er-Jahre die beiden Choralpartiten: „Nun komm, der Heiden Heiland", op. 8,1, und „Wachet auf! Ruft uns die Stimme", op. 8, 2. (Beide Partiten habe ich in späteren Jahren viele Male in Orgelmusiken und geistlichen Abendmusiken in Itzehoe, Kiel, Hamburg, Alte Kirche Pellworm und anderen gespielt; zuletzt noch beide Partiten zusammen im November 1972 in Itzehoe, zum 30. Todestag des Komponisten.)

Hugo Distler an seiner Orgel 1931–1937

Es war für mich, den damals 23jährigen Studenten, ein großes Erlebnis: Hugo Distler auf „seiner" Orgel improvisieren zu hören. Als Thema wählte er unter anderem auch das Fugenthema aus dem 3. Satz seiner „Wachet auf"-Partita, diesen leichten, tänzerischen 3/8-Rhythmus, der „vor Freuden springt"! Als ein von Distler besonders bevorzugtes

Lübeck, Marienkirche vor 1942

Flöten-Register spielte er in einem Triosatz das uralte Register „Holflöte 4'" im Rückpositiv, das aus dem Jahre 1485 stammte und dessen voller, wunderschöner Klang, frei von aller Erdenschwere, sich durch den Pfeilerwald der Jacobi-Kirche schwang. (Ich kann dieses weiche, volle Orgelregister nicht anders schildern – auf die Gefahr hin, für hoffnungslos romantisch gehalten zu werden.) Immerhin war ich damals sehr jung, und das klangliche Erlebnis einer gotischen Orgel war überwältigend für mich.

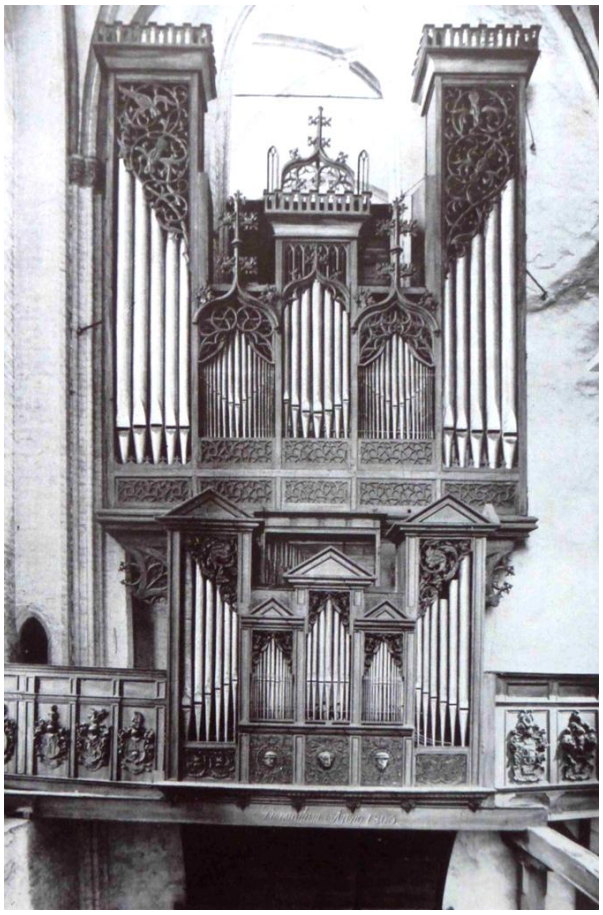
Von der Schwalbennest-Orgel, die an der Nordwand von St. Jacobi hängt, gingen wir dann auf die Westempore zur „großen" Jacobi-Orgel. Distler führte mir dieses Werk nicht vor, er zeigte mir nur den Aufbau der Disposition. Die „kleine" Orgel war ihm lieber. Die schon oft veränderte und teilweise umgebaute große Orgel hatte damals teils mechanische, teils pneumatische Traktur. –

Durch die Breite Straße gingen wir dann den kurzen Weg zur Marienkirche, der Wirkungsstätte Dietrich Buxtehudes (1668–1707). Welch ein ungeheures gotisches Gewölbe! 60 Meter hoch greifen die schlanken Pfeiler in den Himmel.

Auch diese Kirche besaß drei Orgelwerke: die riesige Hauptorgel an der Westwand, die „Totentanzkapellen-Orgel" in einem Seitenschiff und eine Lettner-Orgel. Der gotische Prospekt der Hauptorgel, mit dem weitmensurierten Prinzipal-Register des Hauptwerkes (32') und den fröhlich trompetenden Barockengeln rechts und links auf den Pfeifenfeldern, erhob sich in 18 Metern Höhe über dem Kirchenschiff mit seinen vielen reichgeschnitzten Kirchenstühlen und den prachtvollen Epitaphien an den Pfeilern. Schon der Anblick dieses Orgelprospektes war ein Erlebnis! Auch hier führte eine enge, stark ausgetretene Ziegel-Wendeltreppe zum Spieltisch-Stübchen, mitten im Prospekt. Wir standen am Spieltisch Buxtehudes. Man saß hier – sozusagen – mitten im Gehäuse der Orgel, deren Regierwerk, Gehirn, der Spieltisch war.

Distler stellte mich dem Marienorganist, Walter Kraft, vor und

Lübeck, Marienkirche: Spieltisch der großen Orgel



spielte dann auch auf dieser Orgel. Danach hatte ich längere Zeit die Möglichkeit, viele schöne Einzelregister auszuprobieren und auf den einzelnen, reich ausgebauten Werken zu spielen: welche Fülle allein an Rohrwerken! Es waren 4 Manuale und Pedal. Ich zähle mich zu den glücklichen Organisten meiner Generation, die auf diesem alten Orgelwerk und auf der Totentanz-Orgel der Marien-Kirche noch haben spielen dürfen, bevor sie 1942 verbrannt – vernichtet wurden durch Bomben. –

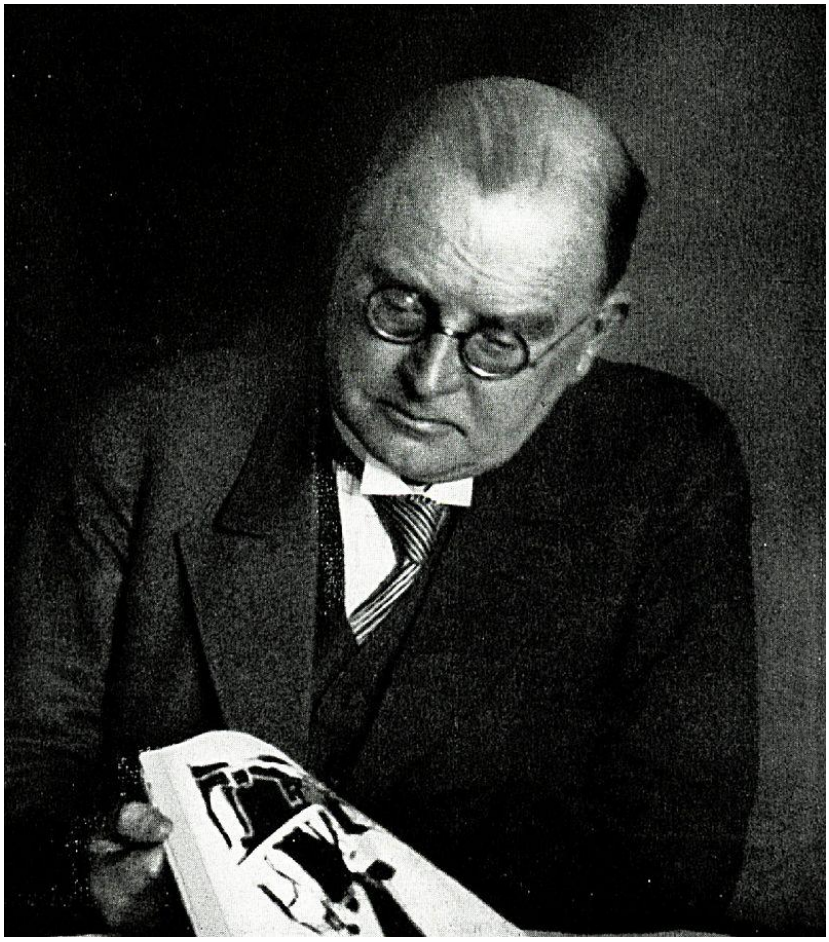
Vom Spieltisch der großen Marien-Orgel gingen wir durch sehr schmale Mauergänge zu den 6 Seiten-Emporen für Chor und Instrumente, die Buxtehude hoch über dem Kirchenschiff, rechts und links neben dem Prospekt hatte ausbauen lassen. Von hier erklangen zum ersten Mal die Kirchenkantaten Buxtehudes (zum Beispiel „In dulci jubilo“, „Jesu, meine Freude“, „Lobet Christen euren Heiland“) und von den 6 kleinen Emporen wurden wahrscheinlich die großen Kantaten-Cyklen der berühmten Lübecker „Abend-musiken“ wie „Das Jüngste Gericht“, „Magnificat“, „Missa brevis“ musiziert. Hier hat Johann Sebastian Bach im Jahre 1705 die Aufführung des „Castrum doloris“ miterlebt. Es war dies eine Trauerkantate für den verstorbenen römischen Kaiser deutscher Nation, Leopold I., für den die freie Reichsstadt Lübeck eine besondere Trauerfeier veranstaltete, wie – eine Woche später – mit der Begrüßungskantate „Templum honoris“ der neuen Kaiser, Joseph II., begrüßt wurde. Beide Kantaten hatte Buxtehude komponiert.

Dieser Ort war kirchenmusikalischer Boden höchster Potenz! Auch der siebenteilige Passions-Cyklus „Membra Jesu nostri“ erklang hier 1680 zum 1. Mal. (Nach dem 2. Weltkrieg habe ich dann das „Jüngste Gericht“, „Membra Jesu nostri“ und viele Kantaten von Buxtehude mehrfach in Itzehoe aufgeführt.)

Wieder ging es die Wendeltreppe hinab und durch das Mittelschiff zu der Orgel in einer Seitenkapelle, deren Wände Fresken eines mittelalterlichen Totentanzes bedeckten. Diese 3manualige Orgel stand in halber Höhe der Pfeilerwand. Unter den 37 klingenden Stimmen waren besonders klangvolle Rohrwerke: Trompete, Fagott, Regal, Schalmei, Krummhorn, verteilt auf Hauptwerk, Brustwerk, Rückpositiv und Pedal, sowie ganz milde Mixturen. Damals, 1934, befand sich in der engen Balgkammer hinter der Orgel noch ein Reihe von alten Schöpfbälgen, die von mehreren Calcanten[13] mit den Füßen bedient werden mußten. Auch auf dieser schönen Orgel improvisierten Kraft und Distler nacheinander. Distler in seiner leichten, unverkennbaren Art, wie sie uns überliefert ist in seinen „Spielstücken für die Kleinorgel“. Der Einfallsreichtum Distlers war einfach frappant. Als Improvisationsschüler von Gerhard Schwarz konnte ich schon damals ermessen, wem ich da zuhörte und was ich da erlebte.

[13] Calcant, Kalkant – Bezeichnung für die Person, die auf der Orgel für die Luftzufuhr zu den Pfeifen sorgt – durch Treten der Bälge (in der Zeit vor der Installation von Windmotoren)

Paul Brockhaus in den 30er-Jahren



Später – am Abend des Tages – trafen wir uns in der Altstadt mit dem Professor Paul Brockhaus, dem Herausgeber des Lübecker Jahrbuches „Der Wagen“, Oberstudienrat für Deutsch und Geschichte an der alten Gelehrtenschule. Professor Brockhaus war ein alter Freund meines Elternhauses: mein Vater (Neusprachler) und er waren 1905–1907 Lehrerkollegen an der deutschen Schule in Brüssel/Belgien gewesen und hatten als Junggesellen fröhliche Jahre in Belgiens Hauptstadt verlebt. Hugo Distler hat in seinen Lübecker Jahren mehrere Gedichte von Paul Brockhaus vertont. –

In einem winzigen Lokal, dicht bei Sankt Marien, die „Eule“ genannt, saßen wir lange und ich erfuhr viel Interessantes über die alte Hansestadt und ihre 5 Kirchen. Später – gegen Mitternacht – traten wir hinaus und sahen vor uns die langgestreckte Rathausfassade, darüber die Apsis und die beiden gewaltigen Türme der Marienkirche. Scheinwerfer hoben das herrlich aufstrebende Bauwerk aus dem blauen Dunkel der Sommernacht, silbergrün, jede Einzelheit glasklar.

Nach dem frühen Tode Hugo Distlers (1. November 1942) hat Professor Brockhaus im „Wagen“ 1942–43 einen Nachruf, ein Gedicht über Distler veröffentlicht:

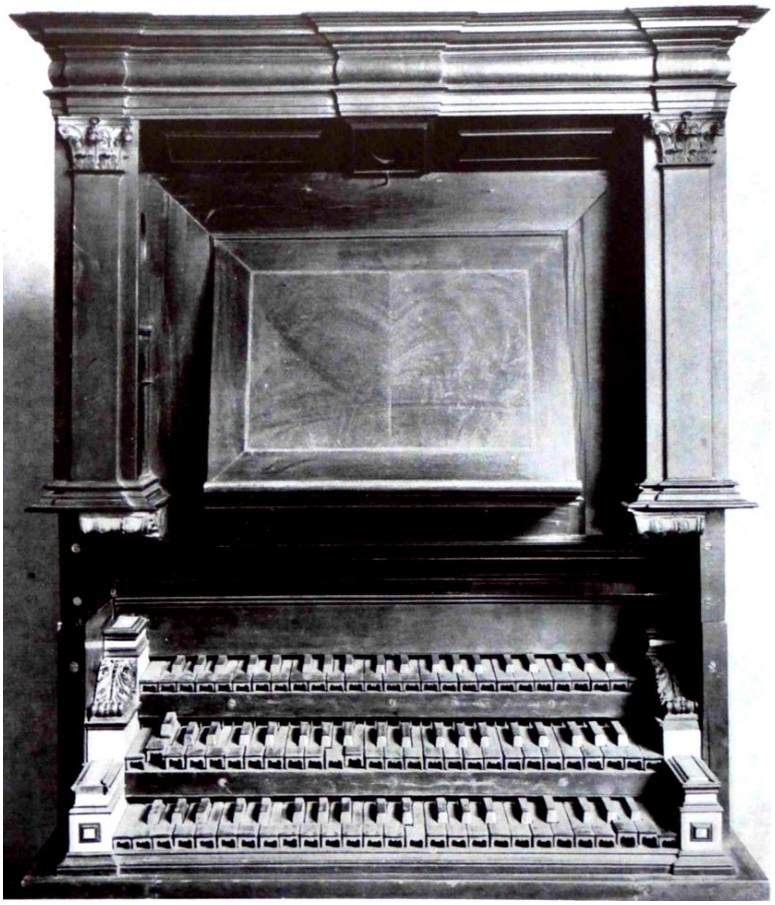
Dich trieb es fort, als deine Stunde schlug,
aus stillem Wirken in das große Leben,
Der Unrast Stachel war dir eingegeben;
Du warst dir, dir das Leben nie genug.

So hatte sich des Schaffens Glück und Not
Zu Heil und Unheil tief in dir verbunden.
Wir aber denken der beschwingten Stunden,
Da deiner Seele Flamme uns geloht.

Der Welt zur Freude hast du hell geglüht.
Nun, da du eingingst in das ewge Schweigen,
Wie wir dich liebten, bleibst du uns zu eigen:
Ein lodernd Herz, das schenkend sich versprüht.

Diese Nacht logierte ich im Hause von Professor Brockhaus in der Wakenitzstraße. Er führte mich am nächsten Tage noch in das St. Annen-Museum, in dem Schätze aus dem alten Lübeck in großer Reichhaltigkeit zusammengetragen waren; unter anderem fand ich dort sehr alte Blasinstrumente aus dem Besitz der Marien-Kirche wie: Krummhörner, Zinken,

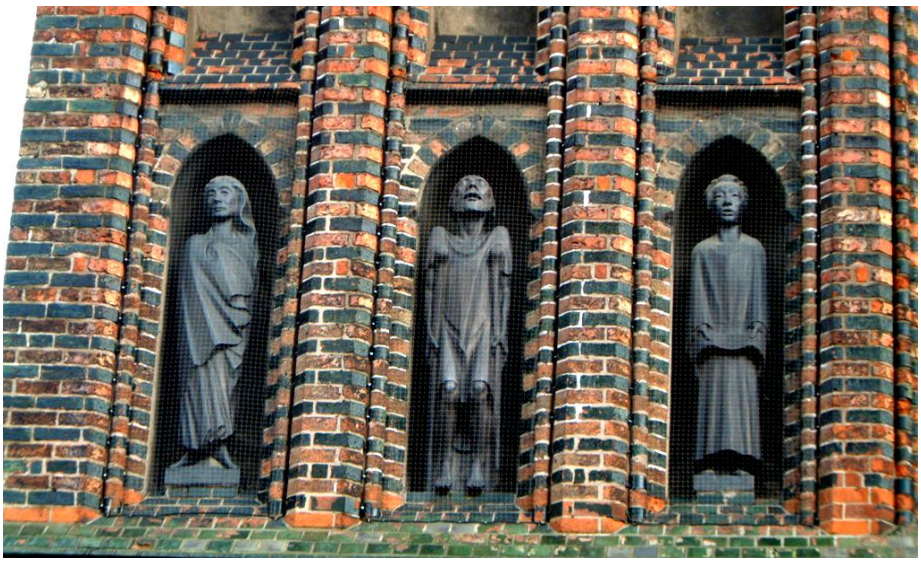
Spieltisch der Domorgel (Arp Schnitger 1699) im St. Annen-Museum



Posaunen und Bassethorn, die alle viele Jahre im Mittelalter bei Kirchenmusiken geblasen wurden.

Auch der alte Orgelspieltisch aus dem Dom, von der Arp-Schnitger-Orgel von 1699, stand im Museum. Ganz besonders schön fand ich den Remter[14] des alten Annen-Klosters (1510), das nur einige Jahre als solches gedient hat. In der Leichtigkeit des Kreuzgewölbes lag eine gewisse Fröhlichkeit, die sich dem Beschauer mitteilte. In diesem von schlanken Monolith-Säulen getragenen Gewölbe finden häufig Konzerte auf alten Instrumenten statt. (Während des Bach-Festes in Lübeck, 1952, hörte ich hier zwei weltliche Kantaten von Schütz und Bach und ein Konzert für 2 Cembali und Streicher; es war ein nicht nur musikalisches Erlebnis in diesem Rahmen.)

Bei unserem weiteren Gang durch die Stadt begrüßte ich an der Westfassade der Katharinenkirche – auch eine Zisterzienser-Klosterkirche aus dem Mittelalter – die mir seit langem bekannten und vertrauten drei Barlach-Statuen: „Frau im Wind“, „Der Bettler“ und „Der singende Klosterschüler“. Die letzte Gestalt steht auch über dem Grabe Barlachs in Ratzeburg. Welch eine erstaunliche Einheit zwischen den alten Mauernischen und den Plastiken unserer Zeit!



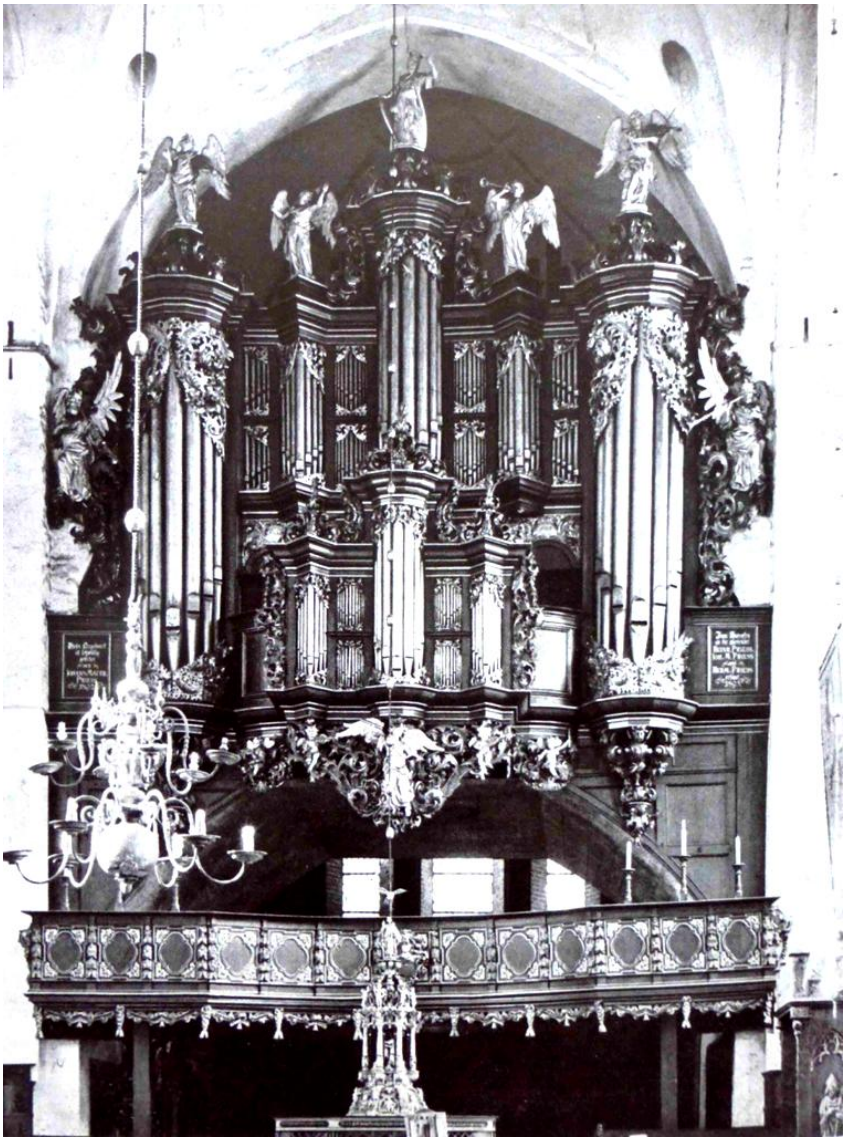
Westfassade der Katharinenkirche (Foto: ABrocke)

Wir kamen dann zum Dom, der ein romanisches Langhaus und einen gotischen Chor mit Apsis hatte (und nun – Jahrzehnte nach Kriegsende – wieder hat). Auch der Dom hat ein ungeheures Gewölbe, und in den Seitenschiffen reiht sich eine reich geschmückte Grabkapelle an die andere. Dies war die „Welt der alten Kirchen“, die Hugo Distler so sehr liebte und aus der er sich Inspirationen holte. Damals (1934) stand aber noch an der Südwand der herrliche Orgelprospekt, den Arp Schnitger 1696–99 erbaute, und der dann 1942 in der Bombennacht verbrannte, unwiederbringlich dahin ist. Die Ähnlichkeit dieses alten Domorgelprospektes mit denen der Jacobikirche in Hamburg (1693), St. Laurentii – Itzehoe (1719) und St. Salvator – Pellworm (1711) ist unverkennbar.

[14] Speise- und Versammlungssaal

Dieser mein Besuch bei Hugo Distler in seiner Wohnung, seiner Kirche und der schönen Stadt Lübeck, der mir musikalisch, baugeschichtlich und auch menschlich so reichen Gewinn brachte, wir mir unvergeßlich bleiben.

Hugo Distler nahm sich das Leben am 1. November 1942. Er wurde von den Nazis in den Tod getrieben, da er von seinem Kirchenamt in Berlin nicht lassen wollte. Am 5. November 1942 fand auf dem Stahnsdorfer Friedhof bei Berlin die Trauerfeier statt. Auf dem schlichten Holzkreuz steht der Spruch Johannes 16,33.[15]



Lübeck: Domorgel
(Arp Schnitger 1699)

Lübeck: Der Dom nach dem Luftangriff 1942
(Bundesarchiv-Bild 146-1977-047-16)

[15] Siehe, es kommt die Stunde und ist schon gekommen, dass ihr zerstreut werdet, ein jeder in das Seine, und mich allein lasst. Aber ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir.

Aus Ursula Herrmann HUGO DISTLER. RUFER UND MAHNER Berlin 1972, Seite 170ff.

Die kaum noch zu bewältigende Arbeitslast – sein Stundenplan umfaßte 34 Wochenstunden und eine Unmenge Vorarbeit musikalischer und organisatorischer Art – hatten zu beängstigender körperlicher Entkräftung geführt. Hand in Hand damit ging eine totale geistig-seelische Niedergeschlagenheit. In seinem letzten Brief an seine Leipziger Verwandten spiegelt sich Distlers derzeitige Verfassung wider:

> Ich gehe in Arbeit geradezu unter, zu meiner eigentlichen Arbeit, der Komposition, komme ich mit keiner Note mehr. Ich entschloß mich nun, ein Jahr lang nicht zu komponieren, da im Augenblick entscheidend ist, was ich mit dem Domchor schaffe … es ist alles zur Zeit so unerhört schwer … Wir haben hier wie allerorts eine große Angst vor dem Kommenden; man rechnet hier allgemein mit einem baldigen Beginn ganz großer Angriffe auf Berlin … Wir müssen uns damit abfinden, und wenn wir darüber verrückt werden wollen, daß innerhalb des nächsten Jahres oder der nächsten Jahre unser herrliches Deutschland mit seiner einzigartigen Städtekultur ein großer Trümmerhaufen wird. Weh über die, die es verschuldeten! (10. Oktober 1942)

In Gesprächen, die Distler im Freundeskreis führte, offenbarte sich seine leidenschaftliche Ablehnung des immer erschreckendere Ausmaße annehmenden Hitlerregimes. Flammend rief er einmal aus:

> Warum findet sich denn unter denen, die ihr Leben ohnehin verwirkt haben, nicht einer, der dieses Tier aus dem Abgrund beseitigt?

Distler wurde jetzt ganz offen wegen seines Eintretens für die Kirchenmusik angegriffen. Im Oktober wurde er erneut zu dem SS-Funktionär Karl Cerff zitiert. Kurz darauf hatte sich auch Distlers Verleger Karl Vötterle vor Cerff zu verantworten, wobei es zu folgendem Gespräch kam:

> Cerff: „Wie ich sehe, verlegen Sie unentwegt Kirchenmusik. Ich will nichts gegen alte Kirchenmusik sagen, das sind Dokumente unserer Geschichte. Aber Sie verlegen ja auch viel neue Kirchenmusik.“ Vötterle: „Ist denn die Musik, die ich verlege, schlecht?“ Cerff: „Darum geht es nicht! Deutschland führt Krieg gegen das Weltjudentum. Christentum und Judentum sind eins. Wer neue Kirchenmusik verlegt, hilft den Gegnern des deutschen Volkes. Waren Sie schon einem in einem Schulungslager? Nein? Dann wird es höchste Zeit! Ich habe vor wenigen Tagen Ihrem Autor Hugo Distler genau dasselbe gesagt. Man muß Euch nur richtig anfassen, dann werdet Ihr schon begreifen, worum es geht. Hugo Distler wird es auch einsehen. Jedenfalls ist er zusammengeklappt wie ein Taschenmesser.“

Nunmehr war die mit konsequenter Härte vom Nazismus verfolgte Linie der „Entkonfessionalisierung“ ganz klar. Man strebte die Verdrängung aller christlichen Einflüsse aus dem Volksleben an und wollte die Kirche in das Ghetto verbannen.

Seit Beginn des Krieges hatte Distler unter der stets drohenden Möglichkeit des Einberufenwerdens gelitten. Das Motiv war keinesfalls persönliche Furcht oder Mutlosigkeit, sondern es war das Grauen vor dem menschenunwürdigen Kriegsapparat. Bis zum äußersten erregte ihn deshalb die Aufforderung, beim Leiter des Wehrbezirksamtes Eberswalde, den er als „unmenschliche Personifikation des Militarismus“ ansah, persönlich zu erscheinen. Am 25. Oktober 1942 hatte er sich einer Nachmusterung zu unterziehen und erhielt vom Wehrbezirkskommando den Gestellungsbefehl zum 3. November. Damit sah er seine Aufbauarbeit mit dem Berliner Staats- und Domchor jäh zunichte gemacht. Leidenschaftlich bäumte er sich im Innern dagegen auf und rief voll Verzweiflung seine Frau nach Berlin. Schon auf dem Wege vom Bahnhof sagte er sehr erregt:

Distlers Handschrift

Ich glaubte bisher, Gott sei bei mir, aber nun glaube ich, er hat mich verlassen.

Dank des Einsatzes einflußreicher Persönlichkeiten wurde der festgesetzte Einberufungstermin noch in letzter Minute verschoben. Am Reformationstag konnte Distler noch telefonisch von Professor Stein erfahren, daß ihm die Unabkömmlichkeitsstellung nunmehr so gut wie garantiert sei. Aber er vermochte in dieser Welt des Betruges und der harten Gewalt der Nachricht keinen Glauben mehr schenken. (Welch tragischer Umstand, daß die schriftliche Bestätigung erst einen Tag nach seinem Tode eintraf!)

Um sich in die Lage dieses Mannes versetzen zu können, muß man neben seinen äußeren Lebensumständen auch seine charakterliche Veranlagung bedenken. Er verzehrte sich selbst durch sein von Leidenschaft getriebenes, rastloses Streben und seinen brennenden Ehrgeiz, während er im steilen Aufstieg unfaßbar schnell jene Sprosse des Lebens erreichte, über die hinaus es keine Steigerung mehr gab. Er, der überaus sensible Mensch, der ein unendliches Verlangen nach Liebe, Wärme, Freundschaft und Geborgenheit hatte, mußte sich, oft von seinen Lieben getrennt, in zermürbenden Alltagssorgen durch das Leben schlagen. Sein glanzvolles Vorankommen wurde immer wieder durch die Maßnahmen der Nazi-Führung im Bereich der Kultur und viele oft kriegsbedingte Schwierigkeiten überschattet. Abgrundtiefe Weltangst und stete innere Unruhe begleiteten ihn auf seinem ganzen Lebensweg, so daß er sich an keinem Ort längere Zeit wohl fühlen konnte. Wie von einem Dämon getrieben suchte er immer neue Wirkungskreise. Er glaubte sich ständig von Feinden umgeben und litt unter starken Minderwertigkeitskomplexen. In unüberwindlicher Schwermut schrieb er vierzehn Tage vor seinem Tode an seine Frau:

> Weißt Du, in mir hockt dauernd jene nicht zu beschreibende Einsamkeit, das Gefühl, von allem und jedem getrennt zu sein.

Die täglichen Enttäuschungen, seine Pläne nicht realisieren zu können, deprimierten ihn tief. Er mußte mitansehen, daß die Leistungsfähigkeit des Staats- und Domchores durch Evakuierung vieler Knaben beträchtlich nachließ. Auch konnte er sich nicht damit abfinden, daß sein kompositorisches Wollen, das große Oratorium musikalisch zu gestalten, unausführbar blieb. Das Leben wurde ihm eine nicht mehr zu ertragende Last. Er faßte den schon mehrfach geäußerten und seiner Meinung nach für ihn einzig möglichen Entschluß, aus dieser Welt zu scheiden.

Um noch einmal im Kreise seiner Lieben weilen zu können, lud er seine Verwandten aus Leipzig, denen er sich immer besonders eng verbunden fühlte, zum Reformationsfest nach Strausberg ein. Am Nachmittag des Reformationstages machte Distler einen Spaziergang mit seinem kleinen Sohn und rief Dr. Söhngen an, um ihm zu sagen, daß ja nun wohl auch seine leidige persönliche Angelegenheit (Einberufung) in Ordnung kommen werde. Dr. Söhngen fiel zwar der ungewöhnlich ernste Ton Distlers auf, doch schob er ihn auf die großen Aufregungen der letzten Tage und die damit verbundene Erschöpfung. Wie konnte er auch ahnen, daß in Distler zu dieser Stunde bereits der Entschluß gereift war, aus dem Leben zu gehen.

Am Abend setzt sich Distler an seine geliebte Hausorgel und spielte als Abschied Johann Sebastian Bachs Choralbearbeitung „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ (A-Dur BWV 662).

Frau Distler war durch die Sorge um ihren Mann und viele schlaflose Nächte wegen der an Keuchhusten erkrankten Kinder so erschöpft, daß sie am nächsten Vormittag zu Hause blieb, während ihr Mann mit seiner Tante und Kusine zum Sonntagsgottesdienst in den Dom fuhr. Obwohl er sich eigentlich für diesen Gottesdienst als Chorleiter hatte beurlauben lassen, übernahm er doch die Leitung des Staats- und Domchores selbst, um diesen seinen Verwandten vorzuführen. Er hatte ihnen vorher ausdrücklich gesagt, daß sie nach dem Gottesdienst nicht auf ihn warten sollten, da er noch Besprechungen und manches zu regeln habe. So fuhren sie allein nach Strausberg zurück, nicht ahnend, welche Tragödie sich unterdessen zutrug.

Hugo Distler hatte sich noch vor Beendigung des Gottesdienstes aus dem Dom entfernt und war in seine Dienstwohnung gegangen. Er verdunkelte die Küche und öffnete den Gashahn.

Seine Familie wartete in Strausberg vergebens auf ihn und nahm schließlich ohne ihn das Mittagessen ein. Als er aber bis zum Kaffeetrinken noch nicht gekommen war, machte sich seine Frau mit Ruth Dittrich auf, ihn in Berlin aufzuspüren. Am Dom konnte keiner über Distlers Verbleib Auskunft geben, so gingen sie in die Bauhofstraße, wo es Sonntagnachmittag etwas schwierig war, in das verschlossene Haus hineinzukommen. In seiner Wohnung fanden sie ihn tot vor, in der einen Hand ein Bild seiner Frau und seiner Kinder und mit der anderen ein schlichtes Messingkreuz umklammernd. Neben ihm lag der Abschiedsbrief, der seine ganze innere Not aufzeigt.

1. 11. 42

Meine liebste, beste Waltraut,

ich habe nur noch eine Bitte in der Welt: daß Du mir nicht zürnst; wer weiß wie Du, welche Lebensangst in mir gesessen hat, seit ich lebe; alles, was ich schaffte, stand unter diesem Zeichen, noch zuletzt mein geplantes Oratorium.

Laß die Kinder gut von mir denken: es kommt die Zeit, und sie ist nicht fern, wo auch die meinen letzten Schritt verstehen, die es heute nicht tun. Meine lieben, lieben Kinder. Ach, wenn Du wüßtest, was an Schmerzen in mir umgeht.

Betet für mich. Ich sterbe als ein armer sündiger Mensch, und hoffe auf die Barmherzigkeit Gottes – was wollte ich noch singen lassen in Schützens Exequien: „aber sie sind in Frieden.“ Denke an Deine Mutter: auch ihr darf niemand ein Wort nachsagen wegen ihres letzten Entschlusses.

Es war zuletzt alles schwer.
Ich kann nicht mehr
Ihr Guten
Liebe Tante, Onkel, Ruth und Inge
Liebe Großmutter
Lieber Alfred, Frau Kreutz
Liebe Mutter – Du wirst mich am wenigsten verstehen.
Und Ihr wieder meine Waltraut, meine Kinder

Ich will im kleinen Kreis zur Ruhe gebracht sein; meiner Mutter, ebenso Deinen Verwandten erst nachträglich Mitteilung geben.

Ich vermache Dir alles, was ich habe und an Einkünften besitze.

Dein

Hugo

Erstes Kirchenamt

an der St. Salvator-Kirche in Lauenburg/Pommern

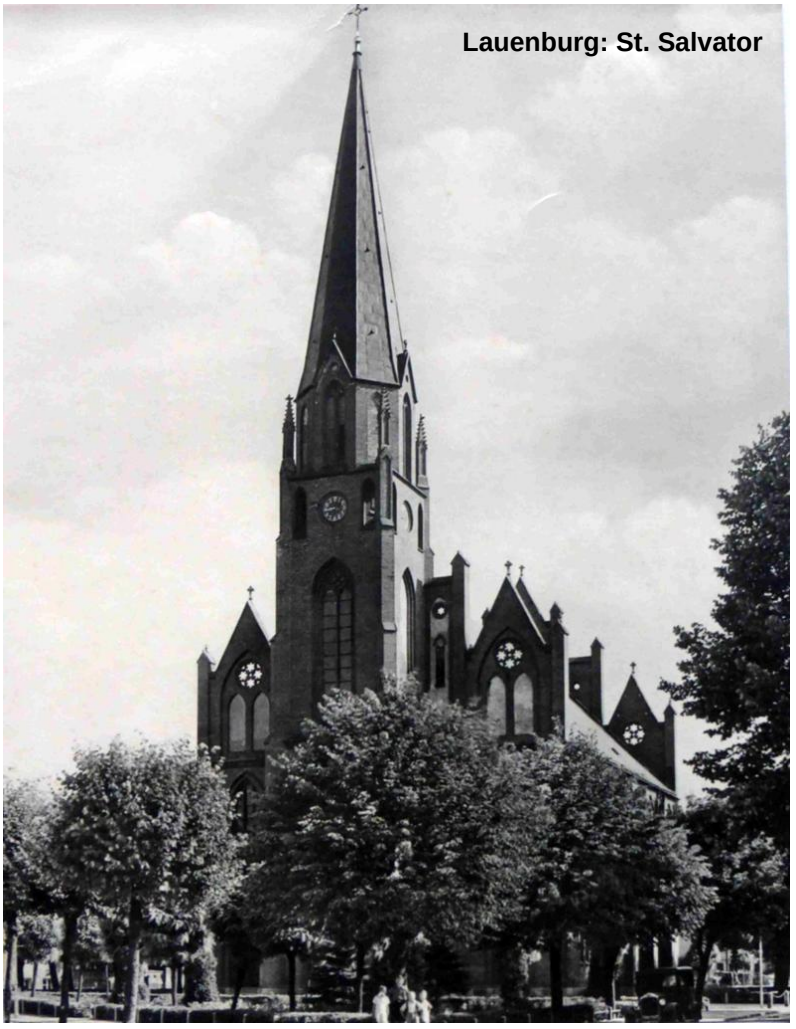
Aus der LAUENBURGER STADTGESCHICHTE 1967

Kirchenmusik in Lauenburg 1934–1939 (1945)

von Martin Leuchtmann

Im Jahre 1934 wurde die bis dahin nebenamtliche Kirchenmusikerstelle (Lehrer Drews) an der Salvator-Kirche zur hauptamtlichen gemacht.

Im Juli dieses Jahres wurde nach einem Probespiel der Absolvent der Berliner Kirchenmusikschule Alexander Kern (geb. 1911) von den Geistlichen (Oberpfarrer Rohde, Pastor W. Haack, Pastor Schneider) und dem Kirchenvorstand gewählt und trat sein Amt am 1. Oktober 1934 an. –



Lauenburg: St. Salvator

Der Gottesdienstbesuch und das Gemeindeleben war in Lauenburg sehr rege. Abendmahlsgottesdienste mit über 1000 Gästen des Altars waren keine Seltenheit. Der Kindergottesdienst umfaßte mehrere hundert Kinder an jedem Sonntag. Am Heiligabend 1935 konnte zum Beispiel der 4stimmige Kanon von Stephani: „Ehre sei Gott in der Höhe“ mit 200 Stimmen bei jedem Einsatz = ca. 800 Kindern gesungen werden! Ein gemischter Chor wurde mit 30 Stimmen übernommen.[16]

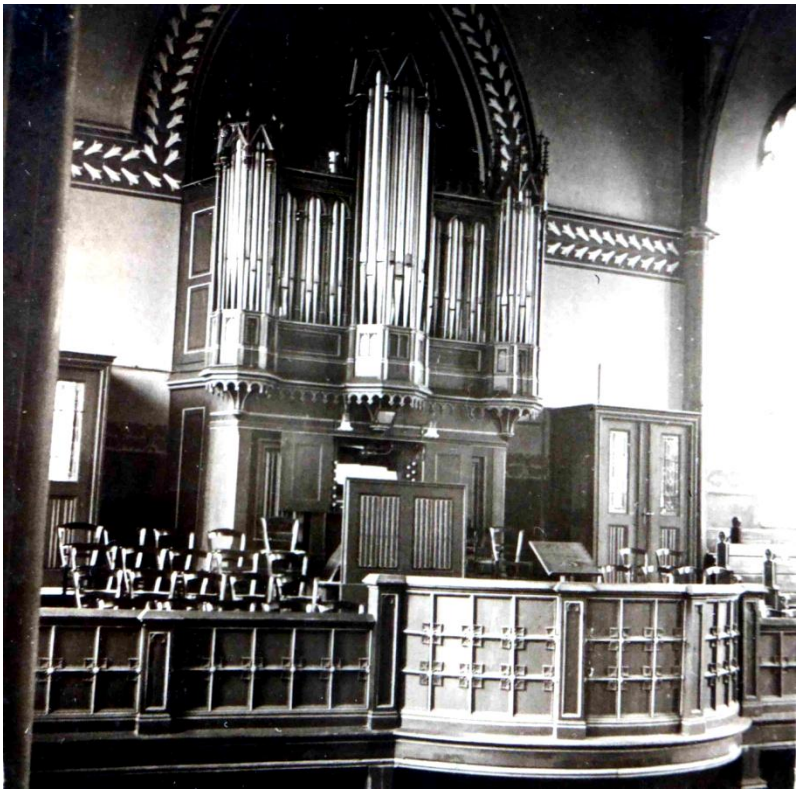
Die Hauptaufgabe des neuen Kantors und Organisten an der St. Salvator-Kirche war – nachdem vor kurzem das neue Gesangbuch für Brandenburg und Pommern vom Kirchensenat eingeführt worden war (1. Advent 1932) –, das vorwiegend reformatorische Liedgut der Gemeinde nahe zu bringen in Choralsingestunden und in der Singearbeit mit einzelnen Gruppen der Gemeinde, Konfirmanden, Kindergottesdienstgruppen und anderen.

Bei dieser Arbeit war der St. Salvator-Kirchenchor ein guter Helfer, dessen Mitglieder auch in der folgenden Zeit des immer straffer organisierten (Ein-)Parteiwesens der NSDAP bis zum Kriege hin der Kirche vorbildlich die Treue gehalten haben. Die Mitgliederzahl von 25–30 Sängern blieb konstant. Ein Posaunenchor mit ca. 10–12 Bläsern (Leitung Diakon Müller) blies auf kircheneigenen Instrumenten bei Gottesdiensten und Feiern im großen

[16] **Anmerkung von Alexander Kern**: Der Chor war ganz im Fahrwasser eines Mendelssohn und Bortnjanski erzogen. Es war natürlich unklug von mir in der ersten Probe, unter meiner Leitung, dem Chor Hugo Distlers Motette „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ zuzumuten, voller Ideale von der Kirchenmusikschule kommend!
Die Umstellung war zu kraß. Wir konnten diese schöne Motette zwar singen am Reformationsfest, aber es gab Verluste an Chorstimmen: so einen Fehler macht man als junger Chorleiter nur einmal!

St. Salvator: Kirchenschiff und Apsis

Gemeindehaus, und bei den stark besuchten Ostergottesdiensten am 1. Osterfeiertag, früh morgens um 6 Uhr auf dem evangelischen Friedhof an der Wollmerstraße.
Zusammen mit einigen guten Instrumentalisten (meist Streichern) aus der Stadt konnte der Kirchenchor in Gottesdiensten und regelmäßigen Geistlichen Abendmusiken eine ganze Reihe von geistlichen Werken, Motetten, Kantaten und Choralsätzen aufführen. So erklangen u. a. von Dietrich Buxtehude die Kantaten: „In dulci jubilo“, „Lobet, Christen, euren Heiland“, „Jesu, meine Freude“; von Heinrich Schütz aus der „Geistlichen Chormusik“ 1648: „Die mit Tränen säen“, „Verleih uns Frieden gnädiglich“, „Unser keiner lebt sich selber“ und die Kantate: „Der Herr ist mein Hirt“. Daneben viele Einzelsätze von Haßler, Praetorius, Vulpius und Gumpelshaimer u. a. An zeitgenössischer Kirchenmusik erklangen vor allem Motetten aus dem „Jahrkreis“ von Hugo Distler und Sätze von Pepping und Schwarz.
Am Karfreitag, 1937, wurde die Matthäus-Passion von Melchior Vulpius (1613) mit Dr. Gudelius als Evangelisten und Einzelsängern des Chores aufgeführt. Die geistlichen Abendmusiken hatten stets gottesdienstliche Prägung, d. h. sie waren aufgebaut auf Schriftlesungen und beteiligten die Gemeinde mit Choralversen in der Art der Alternatim-Praxis.
Besondere Orgelfeierstunden vermittelten Kompositionen alter Meister wie: Dietrich Buxtehude, Bruhns, Vincent Lübeck, Johann Pachelbel und Johann Sebastian Bach; an zeitgenössischen Werken: Max Reger, Paul Hindemith, Hugo Distler, Ernst Pepping, Nepomuk David und Hans Friedrich Micheelsen. Da Organist Kern von 1934–39 (also bis zu seiner Einberufung zur Wehrmacht) einen Lehrauftrag für Orgel- und Klavierspiel an der „Hochschule für Lehrerbildung“ in Lauenburg hatte, bekam ein Reihe der Junglehrer eine Verbindung zur Kirchengemeinde und beteiligte sich als Sänger oder Instrumentalisten (Orgel-Kontinuo und Streicher) am gottesdienstlichen Singen und Kantatenaufführungen.



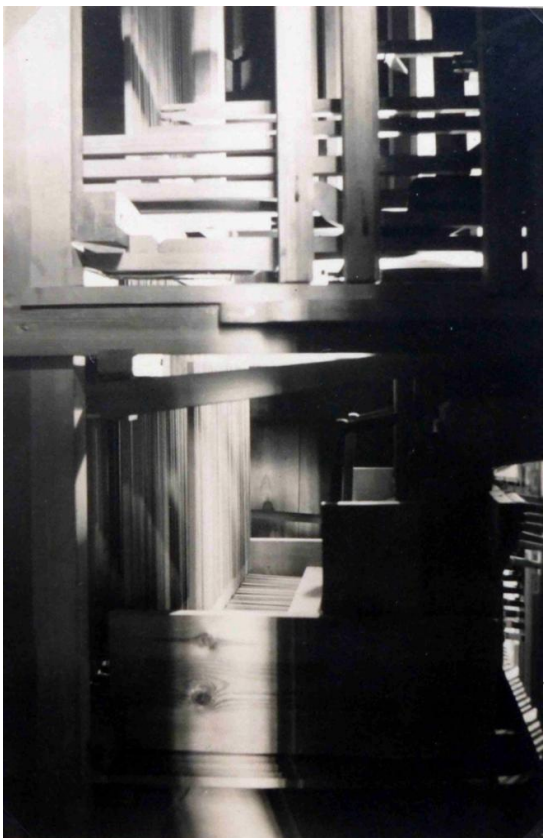
St. Salvator: Orgelempore

Spieltisch, Manuale und Pedal.

Unten: Pfeifen des Hauptwerkes, Registerzüge

Die Orgel in der St. Salvator-Kirche wurde 1866 von der Orgelbaufirma Grünberg in Finkenwalde bei Stettin erbaut. Sie hatte folgende Disposition:

Hauptwerk	Oberwerk	Pedal
1. Bordun 16‘	1. Quintatön 16‘	1. Subbaß 16‘
2. Prinzipal 8‘	2. Rohrflöte 8‘	2. Violonbaß 16‘
3. Gedackt 8‘	3. Geigenprinzipal 8‘	3. Oktavbaß 8‘
4. Viola da Gamba 8‘	4. Salizional 8‘	4. Gedacktbaß 8‘
5. Oktave 4‘	5. Progressiv 3fach	5. Oktave 4‘
6. Quinte 2 2/3‘	Mechanische Traktur Schleifladen Manual-Coppel Pedalcoppel I/P, II/P Schweller Oberwerk	6. Posaune 16‘
7. Superoktave 2‘		
8. Mixtur 4fach		
9. Trompete 8‘		



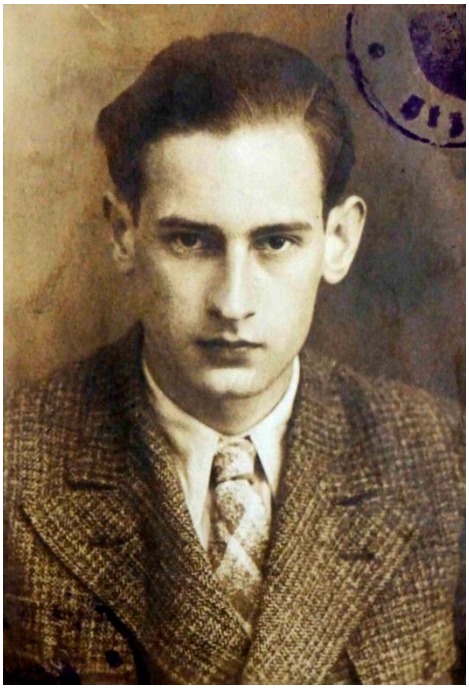
Meine Staatsprüfung (A)

für Organisten und Chorleiter an der Akademie für Musikerziehung und Kirchenmusik

Februar 1938 im Schloß Charlottenburg – Berlin

Während meiner Amtszeit an St. Salvator in Lauenburg/Pommern (ab 1. Oktober 1934) fuhr ich alle 2–3 Monate von dort nach Berlin, um weiteren Unterricht zu nehmen, vor allem bei Professor Ernst Pepping, meinem Kompositionslehrer. Meistens schickte ich ihm vorher meine Arbeiten ein, und er zeigte mir, bei meinen Besuchen im Johannesstift, seine Änderungsvorschläge und gab mir neue Aufgaben. 2x mußte ich auch Direktor Schwarz bei Gemeindeabenden im Festsaal vertreten in der Leitung der Kantorei bei Kantaten und Motetten.

Im Herbst 1935 führten wir mit Chor-Solo-Sängern und Streichern die „Serenata, im Walde zu singen“, Text von Matthias Claudius, komponiert von Abraham P. Schulz, im Saal auf; darin der Schluß-„Choral“: „Hoch sitzt im Sopha der Baron, den Schweizer an der Tür – und wir, wir sitzen hier und freun uns über diesen Wald und danken Gott dafür.“



Passfoto 1938

Aus dieser Zeit stammt eine Choralmotette über EKG 195 „Aus tiefer Not“ für 1–4stimmigen gemischten Chor aus meinem Unterricht bei Pepping; die ich später vervielfältigte und vom Kirchenchor singen ließ (siehe Seite 128).

Bei diesen „Studienfahrten“ nach Berlin logierte ich auf generelle Einladung immer bei den Philipps-Tanten in der Achenbachstraße. Als ich im Frühjahr 1937 wieder einmal in Berlin bei den Tanten wohnte, fragte mich Tante Martha (das „Sprachgenie“) so nebenbei: „Sag mal, Alex, wann willst Du eigentlich Dein Staatsexamen in Charlottenburg an der Akademie machen? Deine B-Prüfung in der Kirchenmusikschule liegt doch schon 3 Jahre zurück!“ Als ich ihr dann aufzählte, wie besetzt meine Zeit in Lauenburg sei, durch Kirchendienst, Chorarbeit, Orgelunterricht an der Hochschule für Lehrerbildung und privaten Klavierunterricht, so daß ich für die Vorbereitung auf das „große“ Examen kaum Zeit hätte – da sagte die Tante mir ganz unverblümt: „Ja, wenn Du jetzt keine Zeit dafür findest, wirst Du die Prüfung wohl nie machen!“ Das saß! Es hatte dieses kräftigen Anstoßes bedurft, um mich „in Trab“ zu bringen. Der Tante Martha Philipps bin ich für diesen „Rüffel“ – für diesen „Liebesdienst“ – heute noch dankbar.

Gleich nach meiner Rückkehr von diesem Berlin-Aufenthalt nach Lauenburg schrieb ich an das Sekretariat der Akademie, der „Staatlichen Hochschule für Musikerziehung und Kirchenmusik (Nebenabteilung)“, wie sie seit 1934 hieß. Gegründet wurde sie im Jahre 1822 von C. F. Zelter, dem Freunde Goethes, als „Institut für Kirchenmusik“, 1925 wurde der Name geändert in „Akademie für Kirchen- und Schulmusik“, und nun war, neuestens, die

Kirchenmusik zu einer „Nebenabteilung“ degradiert. „Sic transit – –.“[17] Ich bat dort um Angabe des Termins für die nächste Staatsprüfung sowie um die Prüfungsordnung. Die Antwort kam sehr bald: Am 26. Februar 1938 wäre die nächste Prüfung festgesetzt. Die neue Prüfungsordnung für Organisten und Chorleiter in Preußen von 1937 würde dann zum 1. Male praktiziert.

Sophie, Marie und Martha Philipps mit Neffe Martin (Stiftsvorsteher im Johannesstift) etwa 1950

Da hatte ich ein Ziel!

Absichtlich hatte ich 1934 die Staatsprüfung nicht gleich nach der Abschlußprüfung der Berliner Kirchenmusikschule versucht, da ich es für besser hielt, in der Praxis des Kirchenamtes noch mehr Erfahrungen zu sammeln, vor allem auf dem Gebiet der Chorleitung. Dazu hatte ich nun von 1934–37 durch die Arbeit mit 2 Chören in Lauenburg Gelegenheit gehabt. Auch auf dem Gebiet der Komposition war ich unter Ernst Peppings Leitung erheblich weitergekommen. Umgehend meldete ich mich nun für die Prüfung im Februar 1938 in Berlin an.

Sofort begann ich nach genau festgelegtem Plan die Prüfungsfächer (9) durchzuackern. Von Mitte Sommer 1937 arbeitete ich an jedem freien Abend von 20–24 h, an den von Proben besetzten Abenden von 22–24 h.

Es gab 9 Prüfungsfächer:

1. Orgelspiel
   a) Künstlerisches: 1. Alter Meister 2. Bach 3. Moderner Meister
   b) Liturgisches: Freies Choralvorspiel, improvisiert.
   c) Orgelliteraturgeschichte: Übersicht
   d) Orgelbau-Kunde: die 3 technischen Systeme
2. Klavierspiel:
   a) Johann Sebastian Bach
   b) Klassiker
   c) Romantiker
3. Singen und Sprechen:
   a) Choral – Schemelli – Bach
   b) Kunstlied
   c) Rezitation eines Gedichts
4. Chorleitung: Einstudierung einer Motette (5stimmig)
5. Komposition (Clausur 5 Stunden):
   a) 3stimmige Motette über einen gegebenen cantus firmus

[17] Sic transit gloria mundi – So vergeht der Ruhm der Welt

   b) 5stimmiger Choralsatz – instrumental für Bläser
   c) Orgelvorspiel, Choralmelodie gegeben
6. Gehörbildung und Musiklehre:
   a) Musikdiktat: einstimmiger und vierstimmiger Choral
   b) Generalbaß, Bachkantaten-Continuo
   c) Akkordbestimmung
   d) Partiturspiel (auch in alten Schlüsseln)
7. Chorliteratur – Entwürfe für Kirchenmusiken
8. Liturgik – Kirchenkunde – Gottesdienstordnungen
9. Musikgeschichte. –

Musikgeschichte war schon immer mein bevorzugtes Gebiet gewesen. Bald „schmückten" ellenlange Geschichtstabellen meine Zimmerwände. Auch mußte ich die zu spielenden Orgel- und Klavierwerke aussuchen und – möglichst jeden Tag – daran üben, um sie technisch und musikalisch einwandfrei darstellen zu können.

Die Forderungen für künstlerisches Orgelspiel waren 3 größere Kompositionen. Ich wählte aus:

1. Vorklassik: Dietrich Buxtehude, Praeludium und Fuge E
2. Klassik: Johann Sebastian Bach, Fantasie und Fuge C BWV 537
3. Moderne: Max Reger, „Gloria in excelsis" op 59

Auf dem Klavier:

1. Bach, Praeludium und Fuge c, Wohltemperiertes Klavier II.
2. Beethoven: Kleine Sonate op. 14,2 in G
3. Liszt: Valse impromptu.

Sologesang. Für dieses Fach wählte ich aus:

1. Choral: aus dem Schemelli-Gesangbuch Nr. 7 (?)
2. Kunstlied: Franz Schubert, „Schäfers Klage"
3. Rezitation: Theodor Storm, „Ostern", Gedicht: „Ich stand daheim auf unserm Meeresdeich – –"

Zur Übung in der Komposition einer 3stimmigen Choralmotette schrieb ich in den Vorbereitungsmonaten eine Reihe „Mustermotetten", auch über choralfreie Bibelsprüche. Eine dieser „Übungsmotetten" komponierte ich über einen Spruch aus dem 2. Petrusbrief 1,19: „Wir haben desto fester das prophetische Wort, und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort; bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen." Darin spielt in der letzten Zeile der Choral „Wie schön leuchtet der Morgenstern" hinein. Auch diese Motette habe ich später vielfach in St. Laurentii in Itzehoe singen lassen.

Da ich als „Extraner", also „Auswärtiger", zur Prüfung nach Berlin-Charlottenburg kam, weil ich nicht an diesem Institut meine Pflichtsemester studiert hatte, war anzunehmen, daß man mich bei der Prüfung ganz schön scharf herannehmen würde. Ich fuhr also mit recht gemischten Gefühlen Ende Februar 1938 nach Berlin. –

Bei meinen Anmerkungen zu den einzelnen Fächern werde ich nach der obigen Nummerierung gehen.

Die Klausur-Arbeiten wurden am 26. 2. von 8 h – 13 h im Schloß Charlottenburg geschrieben. Es waren 12 junge Organisten zur Prüfung erschienen; darunter ein blinder Kollege, der gesondert in Braille-Schrift geprüft wurde.

Nach sorgfältiger Anfertigung des 5stimmigen Choral-Satzes – bei dem in erhöhtem Maße die „verpönten“ Quinten- und Oktav-Parallelen auftreten können – war die Instrumentierung für 5 Bläser (Flügelhörner, Tenorhorn, Posaune und Tiefbaß) mehr eine Routinesache. Die längste Zeit der Klausur verwendete ich für den Entwurf und die Ausführung der Choralmotette (3stimmig, Sopran, Alt, Baß) über „Aus meines Herzensgrunde sag ich Dir Lob und Dank“, EKG 341. Ich gestaltete die Motette dreiteilig: Akkordlicher 1. Teil, 3stimmiger, polyphoner 2. Teil und den Schlußteil beinahe wie einen homophonen Choralsatz, mit dem Choralzitat im Sopran. Übrigens mußte mit dem Satz in Reinschrift auch der Entwurf abgegeben werden. Zu einem Orgelvorspiel konnte ich nur noch wenige Takte fertigbekommen; dies war auch nicht obligat. Man staunt dann, wie schnell 5 Stunden vorbeirauschen.

Nachmittags prüfte man Gehörbildung: speziell Musikdiktat 6a. Die Leitung hatte Professor Chemin-Petit. Er spielte auf dem Flügel zunächst eine einstimmige, recht komplizierte Tonfolge, kompliziert nicht nur rhythmisch, sondern auch melodisch. Der Anfangston wurde gegeben und der Schluß erfolgte über den Leiteton his nach Cis-Dur. Das Diktat wurde aber – zur Kontrolle – mehrfach wiederholt. Danach spielte der Prüfende einen Bachchoral, der in den 4 Stimmen laufend mitgeschrieben werden mußte. Das hatte ich viel geübt und hatte schon beim 1. Spielen das meiste auf meinem Notenblatt. Ich konnte sogar noch „umliegenden Ortschaften“ (hilfeflehenden Nachbarn) aushelfen. –

Nach diesen Klausuren wurde der Sonntag als „Ruhepause“ eingelegt, da die schriftlichen Arbeiten alle durchgesehen, kritisiert und beurteilt werden mußten, ehe die instrumentalen und mündlichen Einzelprüfungen begannen. –

Für mich fing der letzte Prüfungstag schon um 8.30 Uhr an mit künstlerischem Orgelspiel 1a. Prüfende waren hier Professor Heitmann und Professor Reimann. Die 3manualige Orgel stand im Goldenen Saal des Schlosses, einem schönen Barocksaal, hell und hoch, in weißen und goldenen Farbtönen.

Berlin, Schloss Charlottenburg (Foto: Axel Mauruszat)

Als erstes spielte ich Buxtehude: Praeludium und Fuge in E. Natürlich konnte ich keinen häufigen Registerwechsel machen, da ich nur kurz (1/2 Stunde) Gelegenheit gehabt hatte, mich auf dem Instrument (elektrische Traktur) einzuspielen. Ich wechselte nur die Manuale, wobei ich grobe (4fach) Mixturen im Hauptwerk, feine durchsichtige Mixturen im Brustwerk und weichte Gedackte Stimmen im Oberwerk registriert hatte. Aber das genügte meines Erachtens auch für die terrassendynamische Musik von Buxtehude. Der Prüfende fand nur ein silberhelles Zwischenspiel im Brustwerk zu schnell gespielt, sonst ging es glatt.

Dann spielte ich den ziemlich ausgedehnten Bach: Fantasie und Fuge in c (Peters, III. Band). Ich spielte die ca 180 langen Takte auch ganz. Die sehr schöne Fuge mit dem hellen Quinten-Motiv gelang mir – meiner Meinung nach – gut im Schwung der Komposition. Keine Ausstellungen der prüfenden Herren.

Bei Regers „Gloria“ op. 59 konnte ich ganz einfach mit Tutti-Knopf und Piano-Zug im Wechsel arbeiten, dazu den Jalousieschweller im Oberwerk (III. Manual) benutzen; diese Komposition zeigt auch pedaltechnisch etwas her.

Im ganzen waren die von mir ausgesuchten Orgelwerk mittelschwer; man geht da lieber auf Sicherheit als bei extrem schwierigen Werken.

Darauf folgte liturgisches Orgelspiel 1b = Improvisation eines cantus-firmus-Choralvorspiels, Melodie im Tenor, gegebener Choral. Ich begann mit einem Gegenmotiv im Begleitmanual und brachte den cantus firmus mit der Trompete 8‘ im Hauptwerk. Das war kein Problem für mich.

Im Fach: Orgelliteratur 1c bekam ich Fragen über Neuausgaben, Einzelausgaben berühmter Barock-Komponisten: Vincent Lübeck, Nikolaus Bruhns, Johann Gottfried Walther – nach Herausgeber (meist Seiffert) und Verlag. Das ging glatt. Wesentlich schwieriger war eine Frage nach formalem und gedanklichen Aufbau großer Bachscher Choralbearbeitungen, auf die theologischen Ideen des 18. Jahrhunderts bezogen, Formalanalyse also. Ich nahm als Beispiel die große Choralfantasie: „Komm Heiliger Geist, Herre Gott“ aus dem 7. Band der Bachschen Orgelwerke und sagte dazu ungefähr folgendes: Der 3stimmige Fugatosatz im Manual zu Beginn jeder Teilzeilenbearbeitung vor den cantus-firmus-Einsätzen im Pedal

Charlottenburg: Schlossgarten (Foto: Babbsack)

steht in klarem Gegensatz zu den langen Notenwerten des Pedals. Die 3 Oberstimmen der fugierten 1. Zeile deuten auf eine meditative Ausdeutung des Chorales im Sinne des Pietismus – die Spitzentöne des cantus firmus sind zudem in dem Fugatothema vorhanden. Im Baß-cantus firmus, der aber in der ganzen Komposition auch tragende Generalbaßfunktion hat, kann man das reine, unveränderte Wort Gottes, den zugrunde liegenden orthodoxen Bibeltext verstehen. Im erweiterten Sinne hier also:

a) Schriftlesung = cantus firmus – Pedal: orthodox
b) Ausdeutung, Kontemplation, Auslegung = Oberstimmen-Fugati = pietistisch.

Diese meine ziemlich weitgehende, freie Ausdeutung fand aber bei den prüfenden Herren keinen Widerspruch.

Singen 3. Bei der Auswahl eines Kunstliedes hatte ich auf meinen Solo-Gesangsunterricht bei dem sehr guten Tenor und Evangelisten Heinz Marten (1933–34) zurückgegriffen. Das Lied „Schäfers Klage“ von Franz Schubert hatte mir schon damals gut gelegen (in „h“ = höchster Ton „d^1“, da ich in günstiger Bariton-Lage einige sympathisch klingende Töne produzieren konnte. Der prüfende Professor verzichtete auf den angegebenen Schemelli-Choral und wollte gleich den „Schubert“ hören. Das ging ganz ordentlich, die Begleitung übernahm ein Musikstudent der Hochschule.

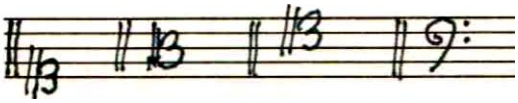
Im Fach: Sprechen rezitierte ich das Gedicht „Ostern“ von Theodor Storm. Inhalt: Der Blick vom Seedeich auf die Stadt Husum, Glockenläuten am Ostersonntag-Morgen; mit der unübertrefflich schönen Schilderung der Watten- und Inselwelt:

Wie brennend Silber funkelte das Meer,
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel,
Die Möwen schossen blendend hin und her,
Eintauchend in die Flut die weißen Flügel – –

Es gab eine Überraschung für mich bei dieser Gesang- und Sprechprüfung: Dem prüfenden Professor gefiel mein Gesang gut, aber meine Rezitation lobte er in kräftigen Worten. Er fragte mich, ob ich des öfteren Lyrik öffentlich vortrüge. Ich verneinte. Darauf er: Er empfehle mir, das oft zu tun, denn auf diesem Gebiet hätte ich entschieden sehr gute Anlagen. (Was mir ganz neu war.)

Generalbaß und Partiturspiel 6 b–d. In diesen Fächern prüfte Professor Bodky, damals in Berlin ein Cembalo-Virtuose, Spezialist für Barockmusik.

Zuerst legte Bodky mir einen Generalbaß mit reicher Bezifferung aus einer Bachkantate vor. Dann mußte ich nach dem EKG einen Choral harmonieren. Auf beides war ich gut vorbereitet, seit Jahren. Schwieriger wurde es bei der Aufgabe im Partiturspiel. Er gab mir einen alten Motettensatz mit 5 Stimmen in alten Schlüsseln, also:
„Ich übernehme den Baß“, sagte er, „Sie spielen die restlichen 4 Stimmen.“ Ich ackerte mich langsam durch den Satz.



Sopran-, Alt-, Tenor-, Bassschlüssel

Dann kam eine – mir bekannte und von mir erwartete – Prüfungsaufgabe, die heute, nach 50 Jahren, schon längst „historisch“ geworden ist; denn man schaffte sie noch vor dem 2. Weltkrieg ab. Es galt damals, Bachchoräle in den (obigen) alten Schlüsseln vom Blatt zu spielen. Das ist, bei einiger Übung, gut zu schaffen. Aber dann wurde verlangt, denselben Choral eine Terz höher (oder tiefer) transponiert zu spielen. Das ist außerordentlich schwierig, es erfordert eine ungewöhnliche Konzentration. Ich selbst habe ein halbes Jahr lang solche Transponier-Übungen nach der Sammlung „Wührer“ regelmäßig geübt und kam daher glatt durch: kannte man doch bei der Übung die meisten der Bachchoräle beinahe auswendig!

1 d Orgelbau. Prüfer Professor Reimann. Dieses Prüfungsfach war für mich die reinste Erholung. In einem Saal des Schlosses standen „en miniature“ 4 Modelle von Orgelbausystemen aufgebaut und zwar:

a) mechanische Schleiflade
b) mechanische Kegellade
c) pneumatische Taschenlade
d) elektrische Bälgchenlade,

dazu in Gestellen viele Pfeifentypen aus den Gattungen der Labial- und der Lingualstimmen.

Ich hatte nun zunächst die 4 Systeme der Laden zu erklären, das heißt, den Weg von der Taste über die „Traktur“ bis zur Pfeife, und die Zeiten (historisch) ihrer Erfindung und Verwendung anzugeben. Da mir bekannt war, daß Professor Reimann ein Bejaher der Freiburger Orgelbewegung war (1925), Anhänger der Orgelrenaissance der Barock-Orgel, verbreitete ich mich länger über das System der Schleiflade, erwähnte auch die großen Orgelbauer, die diese Lade bevorzugten (zum Beispiel Schwerer, Gabler, Schnitger, Silbermann), sprach auch über die besondere Variante der Springlade, die damals (1938) nur noch in einigen Exemplaren existierte, so zum Beispiel in St. Cosmae/Stade und St. Marien/Lemgo.

Die Bestimmung einzelner Pfeifen = Registernamen betraf nur bekannte Typen und ging glatt. Professor Reimann erklärte mir nur eine kleine Rolle vor dem Aufschnitt einer Labialpfeife, die ich noch nie gesehen hatte: „freins harmonique“, französisch, wörtlich übersetzt: „harmonischer Bart“, verwendet bei schwer ansprechenden Labialen. Es folgten noch Fragen über die Verteilung der Rohrwerke im Verhältnis zu den Labialen im „klassischen“ 18. Jahrhundert; dann nach Quintregistern, wie sie größenmäßig den Grundstimmen der Prinzipale zugeordnet werden, also:

dem Prinzipal 16‘ ➙ Quinte 10 2/3‘
dem Prinzipal 8‘ ➙ Quinte 5 1/3‘
dem Prinzipal 4‘ ➙ Quinte 2 2/3‘
dem Prinzipal 2‘ ➙ Quinte 1 3/5‘

In diesem Fach blieb ich keine Antwort schuldig, was dann dementsprechend honoriert wurde.

4 Chorleitung. Prüfer Professor Martens. Zur Vorbereitung dieser Prüfung hatte man mir 2 Tage vorher eine Motette von Schütz zu 5 Stimmen zugeschickt, aus der „Geistlichen Chormusik“ 1648: „Verleih uns Frieden gnädiglich“. Der Studentenchor der Akademie, ca. 30 junge gute Chorstimmen, war unser „Übungschor. Wir hatten zu zeigen, wie wir uns vor einem Chor benähmen, mit dem Chor arbeiten könnten – Disziplin und so weiter. Ich begann sofort mit dem Einüben der drei Frauenstimmen: Sopran 1 und 2, Alt, in kleinen Abschnitten; dann der beiden Männerstimmen. (Nun zeigte sich, was ich in den 3 „praktischen“ Amtsjahren in Lauenburg gelernt hatte!)

Bei der Qualität dieses Chores klappte es natürlich in kurzer Zeit. Da merkte ich an dem Grinsen zwischen Tenor und Alt, daß einige Stimmen mich „frozzeln“ wollten: plötzlich sangen die Altstimmen an einer Stelle beharrlich einen Ganzton zu tief. Ich winkte ab und ließ die 3 Frauenstimmen einige Takte wiederholen. Der Fehler blieb. Da ging ich auf zwei besonders „aktive“ junge Mädchen im Alt zu und bat sie höflich, die betreffenden Takte doch mal allein vorzusingen. Erfolg: brausendes Gelächter im Chor; denn ich hatte damit angedeutet, die Damen könnten nicht richtig vom Blatt singen. Der prüfende Professor schmunzelte; dann sagte er zu mir: „Geben Sie mal die Partitur her; und nun dirigieren Sie

die ganze Motette: auswendig!“ Da ich mich 2 Tage gründlich vorbereitet hatte, konnte ich alle Einsätze der einzelnen Stimmen einwandfrei geben.

9 Musikgeschichte. Prüfender: Professor Haas (der Herausgeber der „Katholischen Kirchenmusik“ und der „Aufführungspraxis“ im „Handbuch der Athenaion-Musikwissenschaft“). Er stellte keine Einzelfragen, sondern erkundigte sich, mit welcher Kirchenmusikgeschichte ich mich genauer beschäftigt hätte. Da gab ich – natürlich – Professor Dr. Friedrich Blumes „Evangelische Kirchenmusikgeschichte“ an, die ich 1933 beim Autor selbst 2 Semester lang gehört hatte. Ich zeigte den Aufbau des Werkes auf. Bei den folgenden Fragen kam Haas auf den Indifferentismus in der Entwicklung der evangelischen Kirchenmusik, die Zeit der Stagnation um 1800, der dann um 1830 die große Bach-Renaissance ein Ende bereitete, die bis auf unser Zeitalter ausstrahlt. Es war mehr ein Gespräch als eine Prüfung: meine Lauenburger Vorarbeiten und die minutiösen Zeittabellen hatten sich bewährt.

Zeugnis
über die Ablegung
der Staatlichen Prüfung
für Organisten und Chorleiter

STAATLICHE HOCHSCHULE
FÜR MUSIKERZIEHUNG
UND KIRCHENMUSIK
Berlin-Charlottenburg

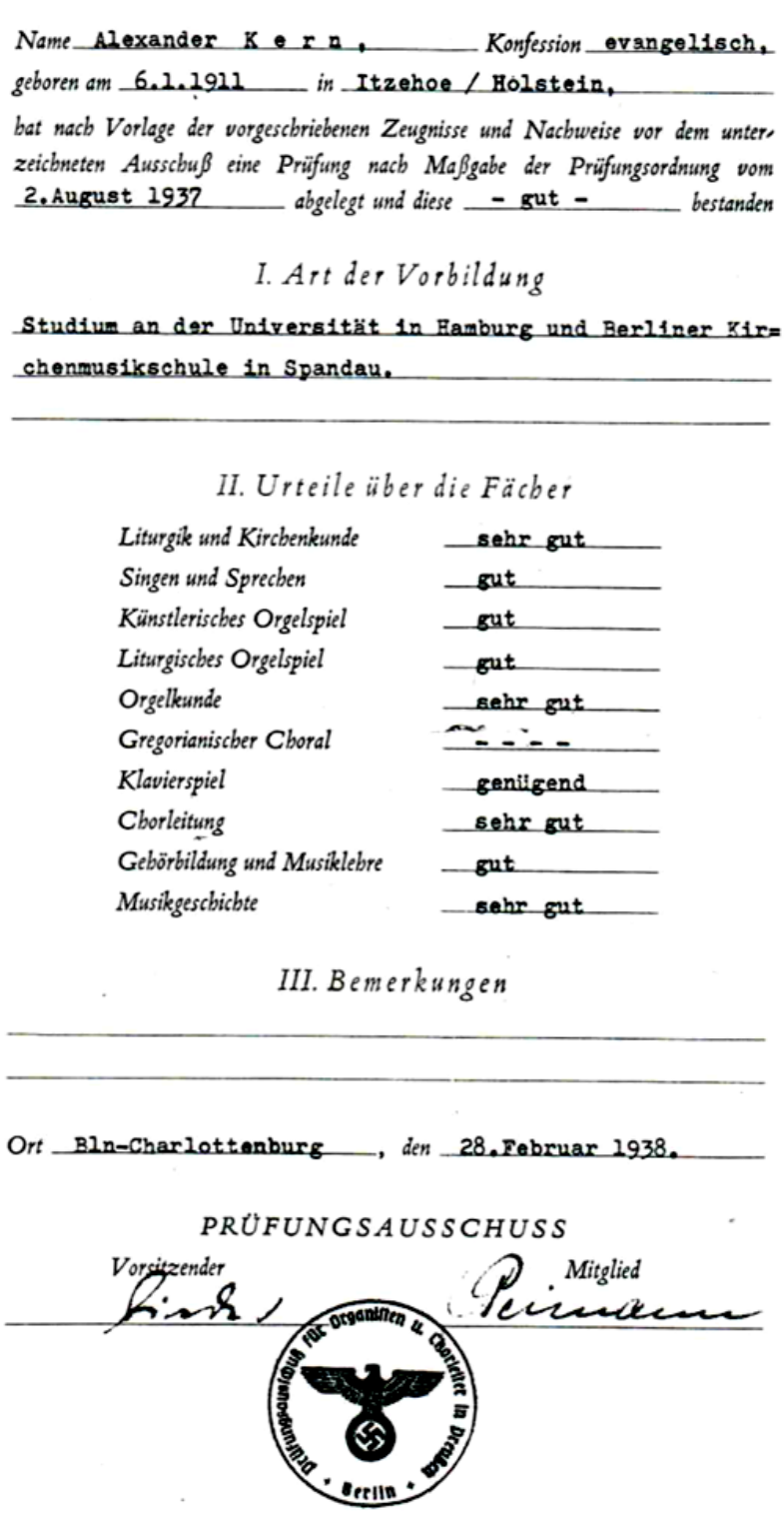
2 Und dann die letzte Prüfung: Klavierspiel, abends um 21.30 Uhr. Prüfer: Professor Besch. Wir waren alle schon recht abgekämpft; so war meine Leistung im Klavierspiel: mäßig bis weniger gut. Ich spielte Bach: Wohltemperiertes Klavier II., Praeludium und Fuge in c. Die kurzen Sätze gelangen auch musikalisch einigermaßen. Die Beethoven-Sonate op. 14,2 in G-Dur (mit 12 Seiten Notentext) spielte ich zwar notenmäßig richtig, aber nur so heruntergespielt ohne Gestaltung, ohne Schwung und Verve – zu der es bei mir nervenmäßig nicht mehr reichte. Das dritte Stück: eine Komposition von Liszt, ließ sich der Prüfende, Professor Hans Besch, gar nicht mehr vorspielen. Hier hatte ich versagt, das wußte ich. Ich war ziemlich „fertig“. Der Professor sagte: „– den Beethoven haben Sie zwar notenmäßig richtig gespielt, aber wo blieb die Gestaltung?“ Ziemlich „bedripst“ mußte ich mir das anhören, denn es stimmte: er hatte vollkommen recht!

Gegen 22.30 Uhr verkündigte der Direktor Dr. Bieder (ein angeblich stark politisch engagierter Nachfolger [1934] des vorigen Direktors: Professor Dr. Hans Joachim Moser) uns 12 Prüflingen die Prüfungsergebnisse. Ich hatte – immerhin noch – mit „Gut“ bestanden; die Note „genügend“ im Klavierspiel war die einzige unter „2“. –

Gegen 23.30 Uhr landete ich bei den gespannt wartenden Tanten Philipps in der Achenbachstraße und stattete ihnen meinen besonderen Dank ab für ihre „Ermunterung“, das Examen abzulegen. Sie waren mit dem Ergebnis auch zufrieden.

Eine besondere Freude habe ich meiner lieben Mutter in Itzehoe mit dem bestandenen Staatsexamen gemacht. Zur ihr fuhr ich noch in der Nacht mit der Bahn.

Mit dieser letzten Prüfung (A), für Organisten und Chorleiter, war meine Studienzeit beendet: 1931–1938.



Name Alexander K e r n , Konfession evangelisch,
geboren am 6.1.1911 in Itzehoe / Holstein,
hat nach Vorlage der vorgeschriebenen Zeugnisse und Nachweise vor dem unterzeichneten Ausschuß eine Prüfung nach Maßgabe der Prüfungsordnung vom 2.August 1937 abgelegt und diese - gut - bestanden

I. Art der Vorbildung

Studium an der Universität in Hamburg und Berliner Kirchenmusikschule in Spandau.

II. Urteile über die Fächer

Liturgik und Kirchenkunde	sehr gut
Singen und Sprechen	gut
Künstlerisches Orgelspiel	gut
Liturgisches Orgelspiel	gut
Orgelkunde	sehr gut
Gregorianischer Choral	- - - -
Klavierspiel	genügend
Chorleitung	sehr gut
Gehörbildung und Musiklehre	gut
Musikgeschichte	sehr gut

III. Bemerkungen

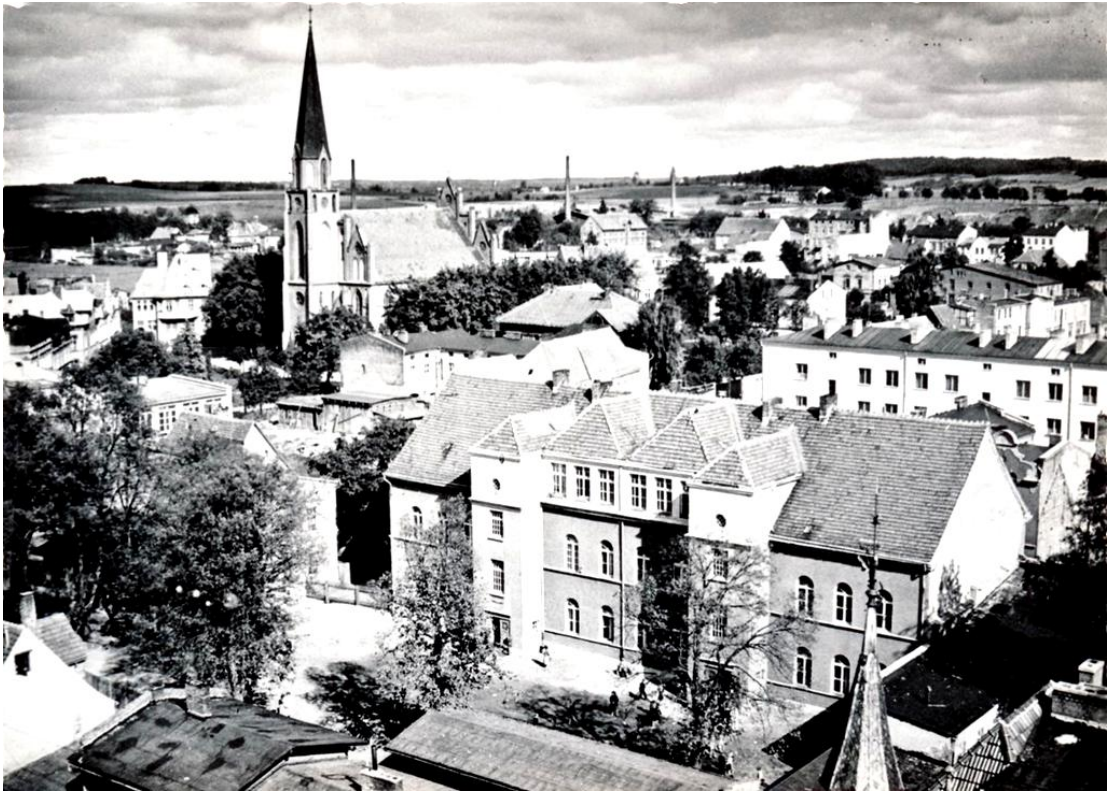
Ort Bln-Charlottenburg, den 28.Februar 1938.

PRÜFUNGSAUSSCHUSS

Vorsitzender Mitglied

Prüfungsausschuß für Organisten u. Chorleiter in Berlin

Die pommersche Kreisstadt Lauenburg



Der Bericht von meinem Staatsexamen schloß ursprünglich mit dem Satz:

„– und Fräulein Maria Wulf aus Lauenburg im Pommern, Blücherplatz 15, war auch nicht gerade böse über dieses erfreuliche Ergebnis meiner Prüfungsreise nach Berlin.“

Ja, da steht es: „aus Lauenburg in Pommern“. Von dieser Kreisstadt in Ostpommern habe ich bisher nur die evangelische Kirche erwähnt, in der ich ab Oktober 1934 mein Organistenamt versah, bevor ich am 3. Dezember 1939 zur Wehrmacht eingezogen wurde und damit für mich der „aktive“ Krieg begann – der mich erst nach 7 Jahren, im März 1946 aus seinen Klauen ließ, das heißt: aus englischer Gefangenschaft, als ich nach Lauenburg nicht mehr zurückkonnte, da es von den Russen und Polen annektiert worden war. Ich mußte daher auf Lauenburg verzichten, auf Kirchenamt, Heimat, Wohnung, meine Musikinstrumente: Flügel, 2 Geigen, 3 Flöten und meine große Bibliothek, und dahin gehen, wo ich geboren war, nach Itzehoe in Holstein, wo meine Mutter im eigenen Haus lebte und wohin 1945 auch meine Frau Maria über Danzig, Pillau und die Ostsee geflüchtet war. Wir hatten uns 4 Wochen nach meinem Staatsexamen verlobt, heirateten ein Jahr später, am 30. Juni 1939, und waren gerade in unserer kleinen Wohnung in der Kaiser-Heinrich-Straße 4 fertig eingerichtet, als der Krieg ausbrach. Ich hatte damals noch 3 Monate „Schonzeit“, ehe ich zur Wehrmacht nach Stettin eingezogen wurde. (Was ich dann im Krieg erlebte, davon erzählt ein anderes Buch, über die Jahre 1939–1946.)

Aber es scheint mir hier an der Zeit, etwas mehr über die Stadt Lauenburg in Pommern zu berichten. Dazu soll eine Geschichte dienen, die meine Eindrücke – so um 1936 – in Lauenburg schildert, die ich später in Itzehoe aufgeschrieben habe. Die Erzählung handelt von einem Arzt, Doktor Wollmer, der um 1800 Kreisphysiker in Lauenburg war – und der, aus Angst, einmal lebendig begraben zu werden, sich überhaupt nicht beerdigen ließ. –

Ich setze die „Wollmer-Geschichte“ hierher, die übrigens 1965 in der „Pommerschen Zeitung“, im Feuilleton, das heißt: im „literarischen Unterhaltungsteil“ = unter dem Strich, erschienen ist.

Professor D. Wolfgang Sucker (1905–1968), 1964–1968 Kirchenpräsident, war 1936 Dozent für Theologie an der Hochschule für Lehrerbildung in Lauenburg, als ich dort Orgel- und Klavier-Unterricht gab. Wir amtierten oft zusammen an der dortigen Salvator-Kirche. Er schrieb mir: „Mit besonderem Dank für die Wollmer-Geschichte, die Sie veröffentlichen sollten! Ihr Wolfgang Sucker und Frau“

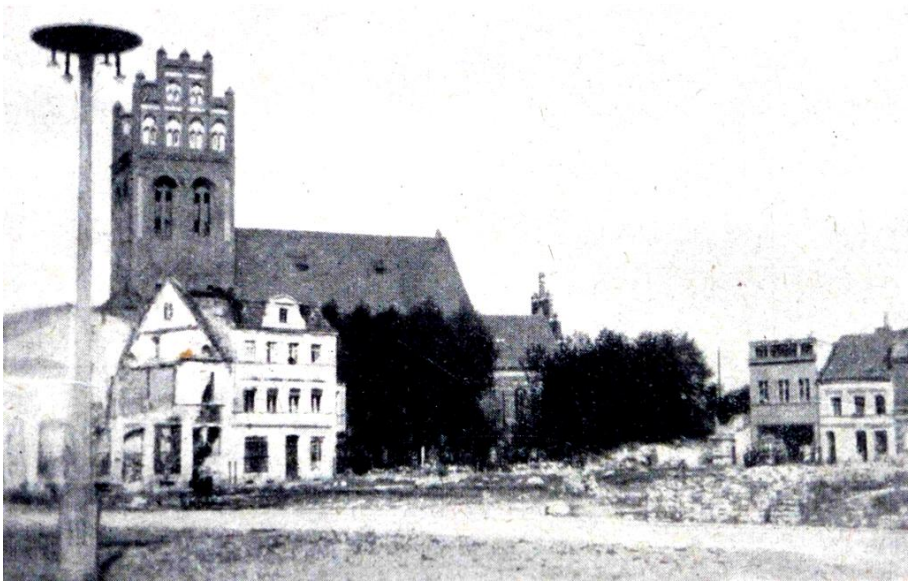
Die Furcht des Dr. Wollmer

Nach dem Einzug der Russen in Lauenburg in Pommern am 9. März 1945 waren die Einwohner der Stadt wehrlos der Plünderung ausgesetzt. Es war aber noch nicht zu den unglaublichen Exzessen gekommen, die wenige Tage später begannen, als die Russen ein Spirituosenlager von annähernd 100.000 Litern im Keller der Destillationsfirma Kasper in der Parade-Straße entdeckten – Exzesse, in deren Verlauf die bis dahin unversehrte Stadt Lauenburg zur Hälfte in Flammen aufging.

Am 10. März 1945 kamen zwei russische Soldaten aus dem Pfarrhaus Wollmerstraße 2. Sie hatten die Wohnung des Pastors Dr. Pribnow einer genauen Prüfung unterzogen und sahen jetzt befriedigt auf ihre Beute: zwei Armbanduhren und ein Küchenwecker. Nur der Vollständigkeit halber gingen die beiden Russen auch noch in den Garten neben dem Pastorat mit den alten Laubbäumen und standen nach wenigen Schritten plötzlich vor einer eigenartigen, in die Erde eingelassenen Hütte.

Es war seltsam still um diese Hütte, die Gartenmauer hielt den Straßenlärm ab. Sicherheitshalber brachte der eine Russe seine Maschinenpistole in Anschlag: der andere ging öffnen. Er suchte vergebens nach Türgriff oder Schloß, aber, als er an der Tür hantierte, ging sie wie von selber auf; ganz plötzlich, lautlos schwangen die Flügel nach außen. Verdutzt wichen die beiden zurück, eine Gefahr witternd. Dunkel starrte das Innere einer Gruft; allmählich hob sich in dem unsicheren Licht in einem Sarg ein hochgewölbter Schädel in gelblich-bräunlichen Tönen vom Hintergrund ab, und es war wohl nur eine unwillkürliche Reaktion auf diesen verblüffenden, gänzlich unerwarteten Anblick, der den einen der russischen Soldaten den Abzug seiner im Anschlag liegenden M.P. durchziehen ließ, bis das ganze Magazin auf den Sarg verschossen war.

Lauenburg, Markt und Jacobi-Kirche – vor und nach dem Krieg. Im Frühjahr 1945 wurden fast alle an den Markt grenzenden Häuser zerstört



Danzig, Marienkirche
(Foto: Andrzej Otrębski)

Es tat dem im Sarge Liegenden nicht mehr weh, daß die winzigen Knochensplitter seines Schädels im Raum der Gruft zerstiebten. Er lag dort nun schon 155 Jahre! Immerhin hatte er auch dieses letzte Mal durch sein unerwartetes und ungewöhnliches Benehmen seine Mitmenschen in Erstaunen versetzt.

*

Im Sommer der Jahres 1719 erreichte die damals in Europa wütende letzte große Pestepidemie auf ihrem Weg von Marseille über Brest, Amsterdam, Hamburg, Wismar, Stettin auch die alte Hansestadt Danzig, wo sie durch Matrosen eingeschleppt wurde. Eines der ersten Opfer in der Stadt war der Senator Peter Barringhus, der Patenonkel des kleinen sechsjährigen Georg Wollmer; am 2. Juni von der Seuche befallen, verstarb der Senator schon am nächsten Tage und wurde am Tage nach seinem Ableben in der Familiengruft auf dem alten Friedhof an der Straße nach Oliva beigesetzt. Ganz in der Nähe dieser Gruft befand sich die eilig zugeschaufelte Grube eines Armenbegräbnisses.

Bei der Beerdigung des Senators stand der kleine Georg eng an seine Mutter geklammert, ängstlich und aufgeregt mitten in der Trauergemeinde am Grabe seines Patenonkels. In die letzten Worte des Gebetes, das der Geistliche sprach, tönten plötzlich Schreie aus der Nähe, ganz aus der Nähe, aber man sah niemanden, der schrie. Die Schreie wurden immer lauter und gingen in ein unheimliches, unmenschliches, dumpfes Heulen über. Jetzt hörte man es genau: Die Schreie kamen aus der Erde, aus der nachlässig zugeworfenen Grube in der Nähe des Erbbegräbnisses. Der Segen des Pastors ging unter in der Unruhe des Trauergefolges. Zwei Totengräber gingen zu der Grube, aus der das Heulen immer stärker herausklang, und schaufelten hastig die lose Erde von dem flüchtig eingescharrten Sarge. Man hörte nun deutlich Schläge gegen den Sargdeckel. In größter Eile wurde der Sarg geöffnet, und zum Entsetzen der Umherstehenden richtete sich der darin Begrabene auf, starren Blickes immer weiter schreiend, während er mit seinen Fäusten um sich schlug.

Dieser Anblick war so furchtbar, daß mehrere Frauen des Trauergefolges ohnmächtig wurden und weggebracht werden mußten, darunter auch die Mutter des kleinen Georg, der laut jammernd hinterher lief. –

Der Scheintote wurde zur Stadt ins Hospital getragen. Es stellte sich heraus, daß er in der Eingeschlossenheit des Sarges wahnsinnig geworden war. Er starb dann wirklich, wenige Tage später.

Dieses schaurige Erlebnis prägte sich dem Gedächtnis des kleinen Georg Wollmer so unauslöschlich ein, daß er es sein ganzes Leben lang nicht mehr vergaß.

Die Geschichte, die ich zu erzählen habe, wird nur unter diesem Aspekt glaubhaft, so unglaublich sie uns Menschen des 20. Jahrhunderts klingen mag.

Es ist die merkwürdige Geschichte des Doktors der Medizin Georg Wollmer, der, um nicht lebendig begraben zu werden, sich lieber überhaupt nicht beerdigen ließ.

*

Die kleine Kreisstadt Lauenburg in Pommern ist eine Gründung der Ordensritter (um 1320), die damals gleichzeitig die benachbarten Burgen von Bütow und Rummelsburg bauten, feste Burgen, gedacht als Stützpunkte für den weiten Vorstoß in das Baltikum, der über Danzig-Oliva, Marienburg, Königsberg, Riga, Dorpat und Reval weit in den Osten führte.

In Lauenburg war um 1770 von den mittelalterlichen Wehrbauten des Deutschen Ordens noch vieles erhalten: Die aus den großen Backsteinen errichtete Stadtmauer mit ihren in kurzen Abständen eingebauten viereckigen Wachttürmen mit Schießscharten für Armbrust und Schießrohre, das alte Ordensschloß, umspült von dem kleinen Flusse Leba, der durch die Stadt fließt, der Innenhof des Schlosses mit der Mühle am Wehr und den uralten Kastanien. Die alten Stadttore an den Ausfallstraßen nach Danzig und Stolp standen noch, ebenso wie der sechseckige Epheuturm, der spätere Stockturm und Ratsgefängnis, der eine Ausfallpforte nach Norden deckte und dicht an der gotischen Jacobikirche stand. Da stand auf dem Marktplatz das mächtige alte Rathaus mit dem riesigen Saal im 1. Stock und dem Rathaus gegenüber der alte Gerichtssitz der Hausvogtei, von der die Sage ging, es führe von dort ein unterirdischer Gang unter den Altar der Jacobikirche, der Jacobikirchturm mit seinem weithin sichtbaren Treppengiebel und das schöne gotische Kreuzgewölbe in der dämmerigen Kirche. Auch die Juden hatten von alters her eine Freistatt in Lauenburg; man brauchte die geschickten Kaufleute für den Handel mit den östlichen Völkern, den Polen, Kaschuben; Litauern und Russen. Die alte Synagoge in der Straße am Epheuturm erinnerte ebenso daran wie der alte Judenfriedhof oben am Waldhang in der Nähe des Schützenplatzes. Dort schauten die moosgrünen Grabsteine mit den uralten hebräischen Schriftzeichen den Hang hinab über den Bach, der weiter unten in der Stadt in die Leba mündet; denn nach jüdischem Ritus muß der Blick der Verstorbenen über einen Bach gehen. Es ist dies die Erinnerung an den Bach Kidron am Abhang der Stadtmauer von Jerusalem.

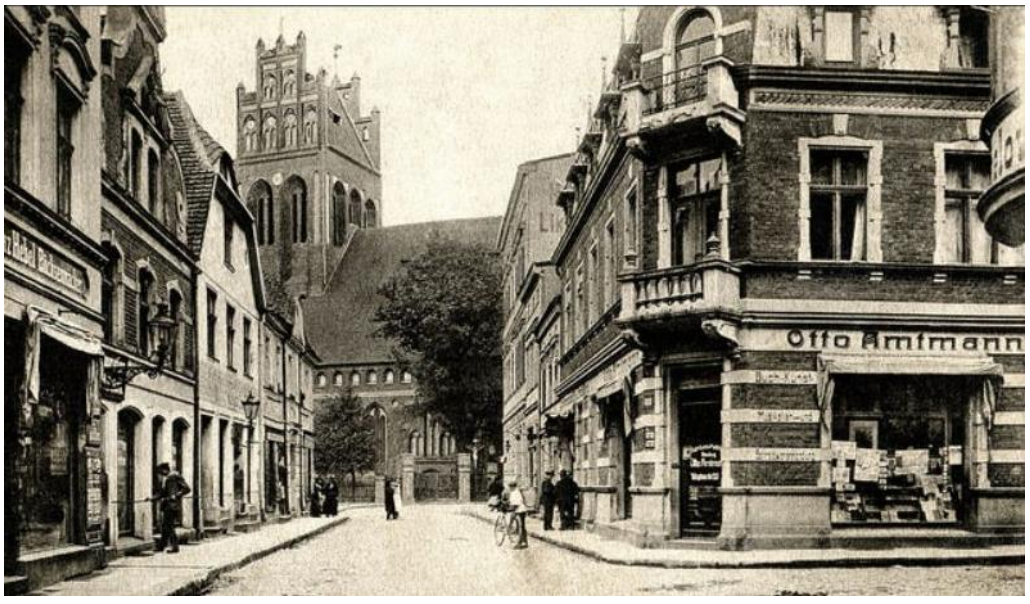
Lauenburg, Schloss

*

Das neue Lauenburger Rathaus (1899) in der Paradestraße mit dem gotischen Giebel, der dem alten (mittelalterlichen) Rathaus nachgeahmt wurde (Foto: Jan Jerszyński)

Im Jahre 1772 lag dem Rat der Stadt Lauenburg ein Gesuch vor; dieses Gesuch kam von dem wohlapprobierten Doktor der Medizin Georg Wollmer, der, wie seine Urkunden auswiesen, in Wismar geboren war, in Königsberg und Berlin studiert und seinen Doktorhut in Straßburg im Elsaß erworben hatte. Danach war er an vielen Orten als Wundarzt tätig gewesen und hatte auch im Siebenjährigen Krieg im preußischen Heer als Feldchirurg jahrelang seine Kunst unter Beweis gestellt. Die Stadt Lauenburg zählte um 1770 ca. 1800–2000 Einwohner und zur Zeit praktizierte nur ein schon sehr alter Mediziner in der Stadt. Darum wurde das Gesuch zusagend beschieden, und im Herbst des Jahres zog in einer großen Kalesche der Dr. Wollmer in die Stadt ein. Er schien wohl begütert zu sein, nahm zunächst Quartier im Königlichen Hof an der Schützenstraße, erwarb bald darauf ein Bürgerhaus am Gänsemarkt und richtete sich dieses nach seinen Geschmack sehr „honorig“ und bequem ein, was wieder den Handwerkern der Stadt guten Verdienst gab. Der amtliche Titel des neuen Arztes war: „Kreisphysikus“. Er war Junggeselle, hager, und aus seiner bedeutenden, hochgewölbten Stirn blickte ein Paar graue Augen, spöttische Augen, wie man konstatierte, die dem Doktor den Kontakt mit den Einwohnern der Stadt nicht gerade erleichterten. Einige sehr freigeistige Bonmots des Dr. Wollmer machten bald die Runde um den Markt der Stadt.

Man wisperte über die sehr umfangreiche Bibliothek des Arztes, und ein Jurist, der gelegentlich eines Kaufvertrages den Doktor besuchte, wurde von diesem in den geräumigen Bibliothekraum geführt. Der Rechtsanwalt wußte viel zu erzählen von Hunderten von Prachtbänden philosophischen und naturwissenschaftlichen Inhalts. Da standen die Werke des Schweizer-Franzosen Jean Jacques Rousseau, des Dr. Wolff aus Halle, des großen französischen Philosophen Voltaire, das Dictionnaire des französischen Enzyklopädisten Pierre Bayle, Werke von Diderot und Jean Meslier und sogar das jetzt vielgenannte, gelobte und geschmähte Werk des französischen Arztes de Lamettrie: „L‘homme ma-



Lauenburg, St. Jacobi

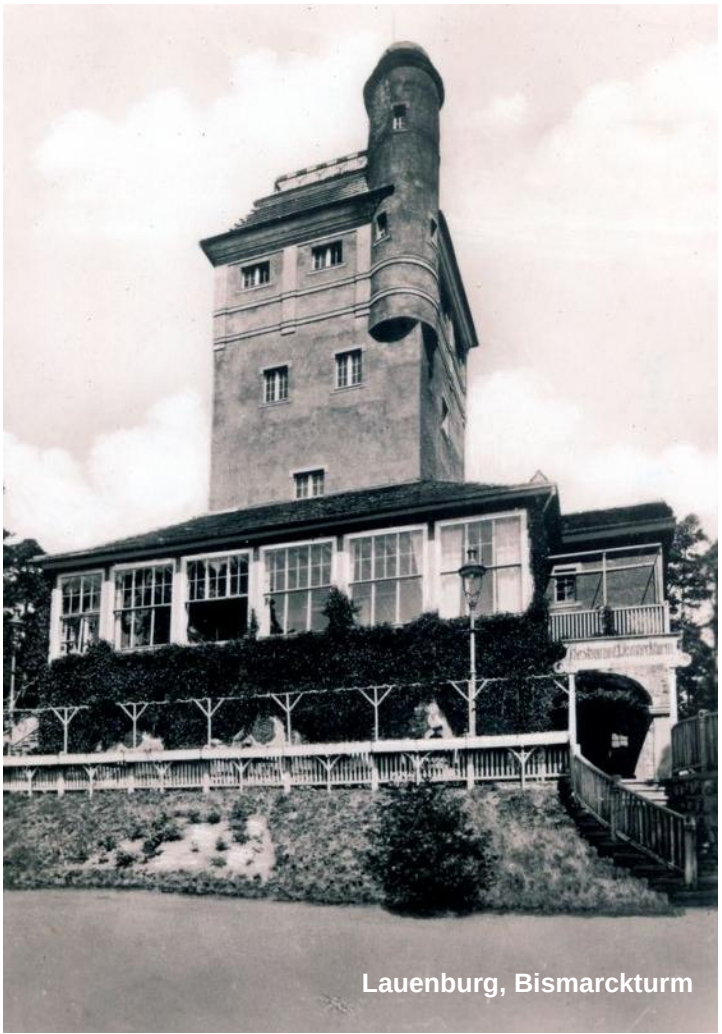
Lauenburg, Efeuturm

chine“, in Leiden zuerst erschienen im Jahre 1748, in dem der Autor beweist, daß der menschliche Körper nur eine gut funktionierende Maschine ist. Leider vergaß er, den Erfinder und den Monteur dieser „Maschine“ anzugeben.

Theologische Werke hatte der Jurist kaum gesehen. An geschichtlichen Werken fielen dem Rechtsanwalt vor allem die Werke des florentinischen Staatsmannes G. Machiavelli auf mit seinem Hauptwerk „Il principe“, „Vom Fürsten“, das neben dem Jugendwerk „Der Antimachiavell“ des großen Preußenkönigs Friedrich stand.

Physikalische Instrumente, eine Elektrisiermaschine und ein astronomisches Fernrohr standen auf den Tischen.

Was den Kontakt mit den Einwohnern der Stadt betrifft, so könnte man folgendes dazu sagen: Ein Mensch, der es wagt, in einer Kleinstadt, in einer Umgebung von Spießbürgern, eigene und eigenwillige Gedanken zu haben und sogar zu äußern, die den Maximen seiner Umgebung widersprechen, so ein Mensch muß folgerichtig ein Original sein – oder werden. – Natürlich ging es nicht an, daß man öffentlich Dr. Wollmer wegen seiner „freien“ Ansichten entgegentrat, denn: seine geistigen Kronzeugen, Voltaire und Lamettrie, waren ja in Sanssouci hochangesehene Gäste des preußischen Königs; und hier, in Lauenburg, war man auf brandenburgischem Gebiet, nachdem 1657 Pommern von Polen an Preußen abgetreten worden war.



Lauenburg, Bismarckturm

Da der Junggeselle Dr. Wollmer über das Heiratsalter schon hinweg war, fiel dieser, für Eltern heiratsfähiger Töchter wichtige Anziehungspunkt leider auch fort.

Der Kirche hielt sich der Arzt ziemlich fern, abgesehen von gelegentlichem Gottesdienstbesuch an Feiertagen. Der Gottesdienst der evangelischen Christen fand seit 1637 beklagenswerterweise immer noch im großen Sitzungssaal im 1. Stock des Rathauses statt.

Lauenburg, Hochschule für Lehrerbildung

Damals vor 135 Jahren, nach dem Tode des letzten Pommernherzogs, hatte die evangelische Gemeinde das schöne gotische Gotteshaus, die Jacobi-Kirche, in dem die Gemeinde seit der Reformation Bugenhagens (um 1540) ihre Gottesdienste abgehalten hatte, auf Befehl der nunmehrigen Herren des Landes, der Polen, an die winzig kleine, nur einige Dutzend Gläubige umfassende katholische Gemeinde zurückgeben müssen.

In einer Gemeinde fester und angestammter Gläubigkeit, die durch die Jahrhunderte wachgehalten wurde, nicht zuletzt auch durch den Stachel der in der Stadt lebenden kleinen bigotten katholischen Gemeinde, war es natürlich für einen Geistesjünger Voltaires nicht leicht, Fuß zu fassen. Daß der Doktor Wollmer der Kirchengemeinde fernstand, – wer wollte es ihm verdenken? In seiner Studienzeit und Wanderschaft als Wundarzt hatte er wohl kaum Gelegenheit gehabt, eine geistig lebendige Kirchengemeinde kennen zu lernen.

Festsaal der Hochschule

Man sah dem Doktor aber manches nach wegen seiner unermüdlichen Hilfsbereitschaft und seiner Tätigkeit an den Kranken in Stadt und Kreis. Wie oft wurde der bald auch in der Umgebung bekannte Wundarzt abends und nachts nach auswärts gerufen! Und immer trabten die geduldigen Pferde vor seiner Kalesche über das holperige Pflaster zum Tor hinaus, um auf teils unmöglichen Wegen die Kranken in Groß Jannewitz und Charbrow, in Garzigar und Gr. Boschpol, in Lischnitz und Goddentow und in Luggewiese am Luggewieser See zu erreichen.

Von der damaligen Landschaft und den Wegeverhältnissen in den Kreisen Stolp und Lauenburg kann man sich ein Bild machen, wenn man im Tagebuch der Mutter W. v. Kügelgens liest (das sie während einer Reise von Berlin über Stettin nach Königsberg führte): „Ich weiß gar nicht, warum die Russen ihre Verbannten nach Sibirien schicken, Hinterpommern ist doch viel näher."

*

Lauenburg, Wollmer-Haus 1936

Nach einigen Jahren erwarb Dr. Wollmer an der Landstraße nach Stolp, kurz hinter dem Stolper Tor, das damals die Stolper Straße nach Westen hin abschloß, ein Gartengrundstück. Es lag dem alten Friedhof der Gemeinde schräg gegenüber.

Der nun bei der Bevölkerung bekannte Arzt war auch beim Rat der Stadt angesehen, und so wurde ihm das Gartengrundstück zugeschrieben. In der Ratssitzung fehlte es auch nicht an freundlich-anzüglichen Bemerkungen, daß, von der Stadt her gesehen, die Gartenwohnung des Arztes jetzt vor dem Friedhof läge; das wäre insofern ein Sonderfall, als hier einmal die Ursache vor der Wirkung sichtbar wurde.

Bald erhob sich auf dem Gartengelände ein stattliches Gartenhaus mit einem großen Mittelraum. Eine hohe Mauer umzog das ganze Gelände. Bürgermeister und Ratsherren mit ihren Damen wurden eingeladen zu einer fröhlichen Einweihungsfeier des Gartenhauses. Zur Gartenseite hin öffneten sich hohe und breite Fenster und gaben den Blick frei auf allerlei fremdartige Sträucher, Büsche und Rabatten mit vielerlei Kräutern und Blumen.

Auch zwei richtige Statuen aus Marmor waren aufgestellt, fühlten sich aber sichtlich nicht recht wohl in der nordischen Kälte. Die Damen der Ratsherren beschlossen, vorläufig lieber nicht so genau hinzusehen, denn es waren Kopien klassischer Meisterwerke, und zwar in der Urfassung, nicht in der Fassung des Vatikans.

Nun, man wußte ja, Wollmer war ein „Freigeist“. Die Herren des Rates konstatierten, daß die eine Statue einen Äskulap aus der römischen, die andere eine sehr freigiebige Demeter aus der spätgriechischen Epoche darstellte. Dieser Appell an den Kunstsinn der Bürger und Bürgerinnen Lauenburgs war gewagt, aber, was wollte man? Es war ja eine hohe Mauer um den Garten gezogen! Also sagte man gar nichts; warum sich exponieren? Man guckte nur – aus kunstgeschichtlichem Interesse natürlich!

Inzwischen war das Jahr 1786 herangekommen, und der große König Friedrich, dessen Jugendwerk die Bibliothek des Doktors zierte, starb in Berlin. Im Herbst dieses Jahres ließ der Arzt im Garten vor dem Stolper Tor ein merkwürdiges Gebäude errichten, dessen Sinn, Bedeutung und Verwendung selbst den dabei beschäftigten Handwerkern unklar war und blieb.

Eine ca. 5 m lange, 3 m breite stabile Hütte lag mit ihrem Dach beinahe auf dem Erdboden auf. Sie war aus Holz und Stein aufgeführt und mit Ziegeln gedeckt. Das Innere war kahl. Mitten im Raum war eine ca. 1 m tiefe rechteckige Grube ausgehoben und ausgemauert, über der quer, im Abstand von 1,80 m, 2 klobige, 5 Zoll dicke Eichenbalken lagen. Im Hintergrund der Hütte lief ein breiter Sims über die ganze Breite des Bauwerks.

Merkwürdig war auch, daß die beiden massiven Türflügel aus Eichenholz, die die fensterlose Hütte verschlossen, außen weder Türgriff noch Schloß aufwiesen, so daß die Flügel nur von innen zu öffnen waren. Von außen dagegen konnte man sie nicht abschließen.

In der ganzen Stadt begann nun das Rätselraten über dieses Bauwerk. Aber die Lösung brachte erst das Jahr 1790: In diesem Jahre starb der allgemein geachtete Stadtarzt Dr. Wollmer am Schlagfluß.

Die Eröffnung des von ihm bei dem Bürgermeister hinterlegten Testamentes war eine Sensation!

Dr. Wollmer vermachte seine große Stadtwohnung am Gänsemarkt, sein Gartenhaus mit dem großen Garten vor dem Tor und 20.000 Reichsthaler der Stadt Lauenburg unter der Bedingung, daß der Rat der Stadt die Wünsche über seine Beisetzung buchstabengetreu erfülle. Er, Dr. Wollmer, habe (so hieß es im Testament) sein ganzes Leben lang unter der Angst gelitten, einmal lebendig begraben zu werden, nachdem er als sechsjähriges Kind ein furchtbares Erlebnis auf einem Friedhof in Danzig gehabt habe. Er bestimme hiermit, daß der Sarg mit seiner Leiche auf die beiden Eichenbalken in der von ihm in seinem Garten errichteten Gruft gestellt werde, und daß sein Sarg nicht der Erde übergeben werden dürfe, bis die Eichenbalken, auf denen er stände, durchgefault und vermodert wären.

Wollmer-Haus, Fenster zum Garten (oben). Eine Gruppe der Evangelischen Jugend vor dem Kamin im Wollmer-Haus 1936 – links Kreisjugendwart Kurt Schatz

Hier muß eingefügt werden, daß die Kirche einen nicht unberechtigten Protest gegen die Beisetzung auf nicht geweihtem Grunde anmeldete: Oberpfarrer Elgeti richtete nach Eröffnung und Bekanntwerden des Testamentes ein Schreiben an den Rat der Stadt: „Es ist unmöglich, daß ein Christenmensch …“ „und wenn er auch nur selten den Gottesdienst …“ „er ist ein getaufter Christ und muß als solcher in der geweihten Erde des Friedhofs zur Ruhe gebracht werden …“ Soweit der Einspruch des Geistlichen. Dagegen standen: zwei wertvolle Grundstücke mit Gebäuden und 20.000 Reichsthaler; und in der Stadtkasse war – wieder einmal – Ebbe. Der endliche Beschluß des Rates der Stadt zugunsten des Testamentes gewinnt noch an Reiz, wenn man hört, daß seit den Zeiten des Großen Kurfürsten (ca. seit 1680) der Magistrat der Stadt Lauenburg das Patronat der Evangelischen Kirchengemeinde hatte, – also die Interessen der Kirche bei weltlichen Angelegenheiten zu vertreten hatte. Dieses Patronatsverhältnis wurde erst zu meiner Dienstzeit in Lauenburg (1936) von dem nationalsozialistischen Bürgermeister aufgelöst.

Die Beisetzung – von einer Beerdigung konnte ja nicht gut die Rede sein – fand dann auch ohne Mitwirkung eines Geistlichen bei Fackelschein in der Nacht statt. Anwesend waren einige Freunde des Verstorbenen und alle namentlich im Testament genannten Ratsmitglieder, sozusagen schon von Amts wegen – in spe! Denn jetzt kommt der fröhliche Anhang des Wollmerschen Testamentes: W. bestimmte, daß von den Zinsen der zwanzigtausend Reichsthaler jedes Jahr an seinem Geburtstag, dem 17. August, eine Gedächtnisfeier zu seinen Ehren gehalten werden sollte. Teilnehmer daran sollten sein: der Bürgermeister und zwölf Ratsherren (ohne Damen), die namentlich aufgeführt waren.

Zu dieser Feier wäre den Teilnehmern in dem Gartenhause ein Festmahl mit fünf Gängen aufzutragen, von denen ein Gang Schweinebraten und ein Gang Wildbraten sein müsse. Zum Mahle und danach sollten die Geladenen so viel Burgunder trinken, wie sie wollten und vertragen konnten. Der Burgunder sollte bei der Firma Brinkmann & Co. in Danzig besorgt werden.

In diesem absonderlichen Testament war sogar daran gedacht, daß es den Ratsherren nach dem Festmahl und dem Trinkgelage vielleicht nicht ganz leicht fallen würde, ihre Stadtwohnung wieder zu erreichen. Dr. Wollmer hatte im Testament festgesetzt, daß drei Ratsdiener bereitstehen sollten, um die Herren heim zu geleiten und, falls auch das nicht mehr möglich sei, wären drei oder vier Schubkarren bereitzustellen zur Beförderung der „gefüllten“ Ratsherren. Für jeden Ratsdiener war als „Salair“ ein Reichsthaler festgesetzt.

Bei dieser letzten Bestimmung des Testaments ist man versucht, sich das mokant-lächelnde Gesicht des Doktors vorzustellen, wie er sich – beim Schreiben – dieses Gedächtnismahl ausmalt.

Bei der Betrachtung einzelner Punkte des merkwürdigen Testamentes hat man das unangenehme Gefühl, daß unser Doktor so ganz tief innen sich über Stadt und Rat lustig macht, so makaber die Angelegenheit auch war.

Um sicher zu gehen bei der Erfüllung seiner Testamentsbestimmungen, hatte er listig einen Angelhaken ausgeworfen: Die Stiftung der 20.000 Reichsthaler, und er war sicher, daß dieser Haken halten würde! Er kannte seine Stadtväter.

Der Leser, der seine (berechtigte) Empörung nur noch mühsam bändigen kann, wird dem Berichterstatter nun unterstellen, daß seine lebhafte Fantasie mit ihm doch wohl unerlaubte Sprünge mache.

Wenn der Schreiber dieses auch zugibt, in einigen Fällen seine Fantasie bemüht zu haben, so muß er doch mit ehrlichem Augenaufschlag beteuern: Alles, was mit dem Gartenhaus, mit der Gruft und mit dem ominösen Testament zusammenhängt, ist wörtlich wahr. Es gibt noch viele Zeugen dafür – Lauenburger Bürger in ganz Deutschland.

Als junger Organist wohnte ich in Lauenburg in Pommern (von 1934–1939). Im Jahre 1938 stand das 2. Pfarrhaus einige Monate leer, das die Kirchengemeinde auf dem Teil des Wollmer-Gartens, den sie von der Stadt gekauft hatte, errichten ließ. Der Teil des Gartens, in dem die Gruft lag, verblieb bei der Stadt. Im Sommer des Jahres 1938 habe ich einige Monate in dem leer stehenden Pfarrhaus gewohnt und den Schauplatz meiner Erzählung gründlich erforschen können. Ich habe oft vor der geschilderten Gruft gestanden, deren schwere Eichenholzflügeltüren sich bei leichtem Berühren geisterhaft, wie von selbst,

öffneten und weit aufschwangen. Ich habe mir auch das Innere der Gruft mehreremal genau angesehen.

Damals lag Dr. Wollmer schon 148 Jahre in seinem Sarge. Aus dem Dunkel der Gruft leuchtete blaßgelb-braun der hochgewölbte Schädel aus dem Sarge, dessen Deckel ein längliches Glasfenster hatte. Der Sargdeckel war nur lose aufgelegt, weder angeschraubt noch genagelt. Die Gestalt des Doktors war nur noch in mumienhaften Resten erhalten, An-

Lauenburg: das Pastorat auf dem Wollmer-Grundstück, in dem Alexander Kern 1938 wohnte

deutungen von Spitzenjabot, Spitzenmanschetten, eines bräunlich-grauen Tuchrockes; an der Seite lag ihr ein schmaler Kavaliersdegen in schwarzer Lederscheide mit verziertem Degenkorb.

Warum aber hatte man zu der Zeit (1938) den Sarg nicht längst der Erde übergeben? – Weil die beiden Eichenbalken, auf denen der Sarg stand (seit 1790), noch so eisenfest waren, daß sie noch einmal 150 Jahre aushalten würden.

Auf dem großen, breiten Sims an der Rückwand der Gruft standen noch die Utensilien, die der vorsichtige Doktor dort selbst hingebracht hatte für die Möglichkeit, daß er doch noch einmal aufwachen sollte.

Da stand eine Öllampe, ein Feuerzeug, Zunder, Stein und Wachslichte lagen bereit, da waren Gefäße mit (jetzt längst vergangenen) Lebensmitteln; da lag ein Signalhorn zum Herbeiruf von Hilfe aus der Stadt, und da waren schließlich auch noch der lose Sargdeckel und die Tür der Gruft, die nicht abschließbar war. Die Vernunft hatte also alle Möglichkeiten einkalkuliert und entsprechend vorgesorgt.

Der Leser: Aber so etwas ist doch unmöglich! In unserem aufgeklärten Zeitalter, noch im Jahre 1938?! Hätte da nicht der Rat der Stadt …?? Und warum nicht??

Nun, von dem Kapital von 1790 war auch nach der Inflation von 1923 in der Stadtkasse noch einiges nachgeblieben, und man hatte damals, 1790, versprochen! Und die wertvollen Grundstücke hatte die Stadt auch noch im Besitz, konnte einen Teil des Gartens 1932 für teures Geld an die Kirche verkaufen! In dieser Zeit hatte man aus Dankbarkeit auch die Straße, die an dem Garten vorbeiführte, in „Wollmerstraße“ umbenannt, zur Erinnerung an einen Wohltäter der Stadt! Und da das fröhliche Gedächtnismahl nur bis zum Ende des 19. Jahrhunderts abgehalten wurde, kamen diese Zinsen all die Jahre auch noch zum Kapital! Man denke!

Es ist erstaunlich, was in einer Kleinstadt alles möglich ist, wenn sie nur weit genug vom Zentrum des Reiches entfernt liegt!

Lauenburg liegt im hintersten Teil von Hinterpommern.

Geänderter Schluß in der Fassung von 1972:

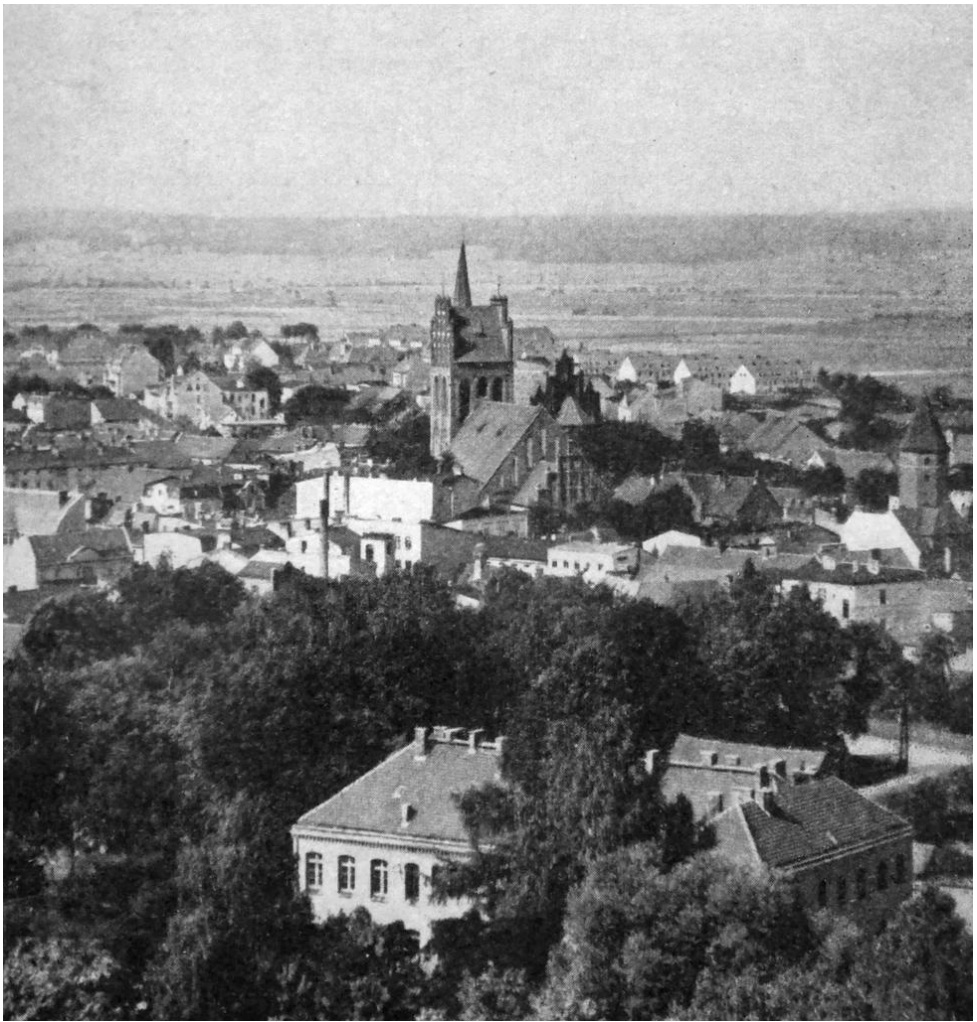
Lauenburg liegt im hinteren Teil von Ostpommern.

*

Nachwort:

Der Leser: „Und die Moral? Warum hast Du uns das alles erzählt?“

Der Schreiber: „Denk mal selbst darüber nach! Wäre diese skurrile Geschichte nicht eine ganz brauchbare Parabel zu dem Begriff ‚Gottvertrauen‘? Und dann: Spielt diese Geschichte wirklich n u r in Hinterpommern?“



Erinnerungen an meinen Lehrer Ernst Pepping

1901–1981

1. Erstes Kennenlernen und Unterricht an der Berliner Kirchenmusikschule im Johannesstift, Berlin-Spandau 1934 bis 1938 (von Lauenburg/Pommern)

Der damals schon bekannte Komponist Ernst Pepping trat im Frühjahr 1934 sein Lehramt an der Kirchenmusikschule an. Direktor Schwarz stellte uns ältere Schüler Herrn Pepping vor; wir hatten Order von Schwarz, einige unserer letzten Arbeiten in der Komposition mitzubringen. Pepping sollte als Dozent die Fächer: Generalbaß, Kontrapunkt und Komposition geben.

Ich legte ihm damals als eine meiner letzten Kompositionsarbeiten eine Vertonung vor, deren Text von Erich Kästner stammte: Besetzung Chor und kleines Orchester. Es handelte sich um ein Gedicht auf meinem Wandkalender über die Gedanken eines arbeitslosen jungen Menschen.

<u>Die Zeit fährt Auto</u>

Die Städte wachsen. Und die Kurse steigen.
Wenn jemand Geld hat, hat er auch Kredit.
Die Konten reden. Die Bilanzen schweigen.
Die Menschen sperren aus. Die Menschen streiken.
Der Globus dreht sich. Und wir drehen uns mit.

Die Zeit fährt Auto. Doch kein Mensch kann lenken.
Das Leben fliegt wie ein Gehöft vorbei.
Minister sprechen oft vom Steuersenken.
Wer weiß, ob sie im Ernste daran denken ?
Der Globus dreht sich und geht nicht entzwei.

Die Käufer kaufen. Und die Händler werben.
Das Geld kursiert, als sei das seine Pflicht.
Fabriken wachsen. Und Fabriken sterben.
Was gestern war, geht heute schon in Scherben.
Der Globus dreht sich. Doch man sieht es nicht.

Auf die Refrain-Zeile mit dem „Globus“ hatte ich damals viel Sorgfalt verwendet bei meinem „Ton-Bild“: Der Globus dreht sich um die Sonne; diese Drehung deutete ich an durch Achtel-Triolen. Aber gleichzeitig dreht er sich auch um sich selbst, und zwar wesentlich schneller. Daraus ergab sich für mich eine Sechzehntel-Triolen-Bewegung, sinngemäß in Gegenbewegung zu den Achtel-Triolen. Zur Begleitung des Uni-sono-Chores hatte ich eine Jazz-Band mit dem obligaten Saxophon-Chor (Sopran, Alt, Tenor, Baß), tiefe Streichinstrumente (Viola, Cello, Contrabaß) und reichhaltiges Schlagzeug ausgewählt. Das Ganze hatte ich rhythmisch untermauert mit einem „Basso ostinato“ (à la Igor Strawinsky). So weit mein „Opus“; es umfaßte rund 80 Takte. –

Nach Durchsicht der vorgelegten Noten sagte Pepping dann: „Glauben Sie, daß diese Textwahl für einen Kirchenmusikschule als normal anzusehen ist?“ und weiter: „Sehen Sie mal: hier, in der Partitur, haben Sie die Bratschenstimme unter dem Altsaxophon notiert. Wie wäre es, wenn Sie erstmal die Anordnung der Orchesterinstrumente nach den Gepflogenheiten der internationalen Instrumentation ausrichten würden?“

Diese sarkastischen (und völlig richtigen) Bemerkungen machten damals einen starken Eindruck auf mich. Sie lagen mir lange im Ohr (und im Magen). Der Mann hatte eine geradezu beißende Ironie = das war ja direkt nachahmenswert!

Pepping gab mir darauf als Aufgabe zwei Choralmelodien, „Der Morgenstern ist aufgedrungen“ und „Mit meinem Gott geht ich zur Ruh“, über die ich Zwiegesänge (Bicinien) in der Art des Michael Praetorius schreiben sollte; vielleicht mit einigen Stützbässen unter den Singstimmen.

Nach 8 Tagen lieferte ich ihm meine Arbeiten ab, die wohl notenmäßig richtig waren, aber für meine Begriffe viel zu „sedat“ (gesetzt, veraltet, schläfrig, harmlos).

Pepping meinte dazu (überraschenderweise): „Sie können ja tatsächlich ganz gesanglich schreiben, hier, das klingt sogar – hätte ich gar nicht vermutet!“ Und dann begann der Unterricht mit seiner Analyse, Kritik im Einzelnen und Verbesserungsvorschlägen. (Die beiden Sätze in ihrer endgültigen Form hier als Abbildungen).

Noch während des Examens (B) an der BKMS, Ende Juli 1934, erhielt ich von der Kirchengemeinde Lauenburg/Pommern eine Aufforderung, mich m die hauptamtliche Kirchenmusiker-Stelle an der dortigen St. Salvatorkirche zu bewerben – auf einen empfehlenden Hinweis von Professor Otto Spreckelsen. Der Vorsitzende des Kirchenvorstandes, Oberpfarrer Rohde, bat mich, zu einem Orgel-Probespiel nach Lauenburg zu kommen: auf Kosten der Kirchengemeinde. –

Das Probespiel gefiel den würdigen 3 Pastoren und den Kirchenältesten. Am Abend desselben Tages fand eine Kirchenvorstandssitzung statt und man trug mir die Kirchenmusiker-Stelle an. Man hatte lediglich Bedenken wegen meiner Jugend. (Ich war aber immerhin schon 23 Jahre.) Ich zerstreute die Bedenken, indem ich den Herren klarmachte, daß sich dieser Fehler ja mit jedem Monat gäbe. So wurde ich zum 1. Oktober 1934 als Kantor und Organist angestellt. –

In den Monaten August–September blieb ich in engem Kontakt mit Ernst Pepping. Das blieb auch so bis 1938. Ich schrieb im Herbst 1934 eine längere Komposition, eine Choralmotette über das Luther-Lied „Aus tiefer Not“, durchkomponiert in 5 Strophen. Im 2. und 3. Vers finde ich noch heute Elemente von Distlerscher Schreibweise. Ich setze die ganze Choralmotette – als meines Erachtens gute Schüler-Arbeit – hierher, in der der Endfassung.

EKG Nr. 195 „Aus tiefer Not schrei ich zu dir"
Melodie: 17. Jahrh. 1524
[Pommern A. 1934 = Nr. 140]
Chorsatz nach ... für 4 st. gem. Chor (1934)
in 5 Strophen
1. Strophe
Sopran
Alt
Tenor
Bass
Aus tiefer Not schrei ich zu dir, Herr Gott, erhör mein Bitt
Dein gnädig Ohren kehr zu mir und meiner
1.
2.
Ru — fen
öff — fen;
denn so du willst das sehen an —
hör mein Bitt
was Sünd und Unrecht ist getan —
wer kann, Herr, vor dir bleiben?

2. Strophe
Sopr. cf.
Alt
Bass
piano
Bei dir gilt nichts dein Gnad u. Gunst, die
es ist doch unser Tun umsonst auch
Ky-ri-e e-le-i-son, Ky-ri-e e-le-i-son
Ostinato
Sünd die zu vergeben,
in dem besten Leben.
Vor dir niemand sich rühmen kann,
Ky-ri-e e lei-son.
Ky-ri-e, Ky-ri-e,
Ky-ri-e e-le-i-son, Ky-ri-e
sempre piano
des muß dich fürchten
ja dir mann und deiner Gna-
-de Le-ben.
Ky-ri-e e-le-i-son,
Ky-ri-e e lei-son.
Kyri-e e-le-i-son, Kyri-e e lei-son.
pp

3. Strophe
Bicinium Tenor in der Unterquinte
Tenorstimme
Sopran
Alt
Da-rum auf Gott will hoffen ich, auf mein Verdienst nicht
Darum auf Gott will hoffen ich auf mein Ver-
bauen, auf ihn mein Herz soll lassen sich und seiner Güte, u. seiner
-dienst nicht bauen; auf ihn mein Herz soll lassen sich und seiner Gü-
forte
Gü-te trauen, die mir zu sagt sein Wortes, sein Wortes, sein Wortes Wort; das
-te, u. seiner Gü-te trauen, die mir zu sagt sein Wortes, s. Wortes, s. Wortes Wort;
ist mein Trost u. trauer Hort, des will ich allzeit har-ren.
Das ist mein Trost u. trauer Hort, des will ich allzeit har-ren.

4. Strophe
Männerstimmen
Tenor
Bass
mf Und ob es währt bis in die Nacht, u. wieder, und wieder an den
Mor - gen, doch soll mein Herz an Gottes Macht verzweifeln nicht, ver -
zweifeln nicht noch sor - gen. So tu Is - rael rechter Art, der
forte
aus dem Geist er - zeu - get ward und seines Gotts er — har — re .
mf

5. Strophe
+ m. Sem. Chor
S.
A.
T.
B.
mf Ob bei uns ist der Sünden viel, bei Gott ist viel mehr Gna — de;
mf Sein Hand zu helfen hat kein Ziel, wie groß auch sei der Schа — de.
8va
forte Er ist al - lein der gute Hirt, der Israel er - lö — sen wird
Er ist al - lein der gute Hirt, der Is - ra - el er - lö — sen wird
Er ist al - lein der gute Hirt, der Isra - el er - lö - sen wird
p aus seinen Sünden al — — len —
aus seinen Sünden al — len.
aus seinen Sünden al — len.
Fine

Düsseldorf: Orgel in der Johanneskirche (Foto: Beckstet)

2. Erstes Wiedersehen nach dem Kriege in Düsseldorf auf der Internationalen Orgeltagung in der St. Johannes-Kirche, 9.–14. Oktober 1954. Orgelweihe der von-Beckerath-Orgel

Damals lud Gerhard Schwarz – inzwischen Landeskirchenmusikdirektor und Leiter der Kirchenmusikschule in Düsseldorf – alle ihm adressenmäßig bekannten ehemaligen Spandauer Schüler ein zu einer Orgelwoche in „seiner“ Kirche; den Orgel- und Chor-Abendmusiken war ein Kirchenmusik-Fachlehrgang für Organisten im Amt angeschlossen.

Der Anlaß zu dieser Woche war die Fertigstellung einer großen Orgel des Hamburger Orgelbaumeisters Rudolf von Beckerath.

Das neue Orgelwerk war ein mutiger Versuch: Es hatte bisher in Deutschland niemand gewagt, eine Orgel mit 65 klingenden Stimmen auf 4 Manualen mit mechanischer Traktur und Schleifladen neu zu erstellen. Es verband sich in diesem Orgelwerk der Geist des alten Orgelbaues mit dem Klangwillen der Gegenwart. –

Zu dieser Woche waren Organisten von internationalem Ruf verpflichtet worden, wie:

Erné, Lambert – Utrecht, Holland
Linder, Alf – Stockholm, Schweden
Litaize, Gaston – Paris, Frankreich
Noehren, Robert – Michigan, USA
Tagliavini, Luigi Ferdinando – Italien

Aus Deutschland:

Klotz, Hans – Köln
Piersig, Johannes – Leipzig
Schneider, Michael – Detmold
Reda, Siegfried – Mülheim
Schwarz, Gerhard – Düsseldorf

An ausgezeichneten Chören waren vertreten:

Spandauer Kantorei unter Gottfried Grote
Kantorei Barmen-Gemarke unter Helmut Kahlhöfer
Mülheimer Singkreis unter Hans Bril.

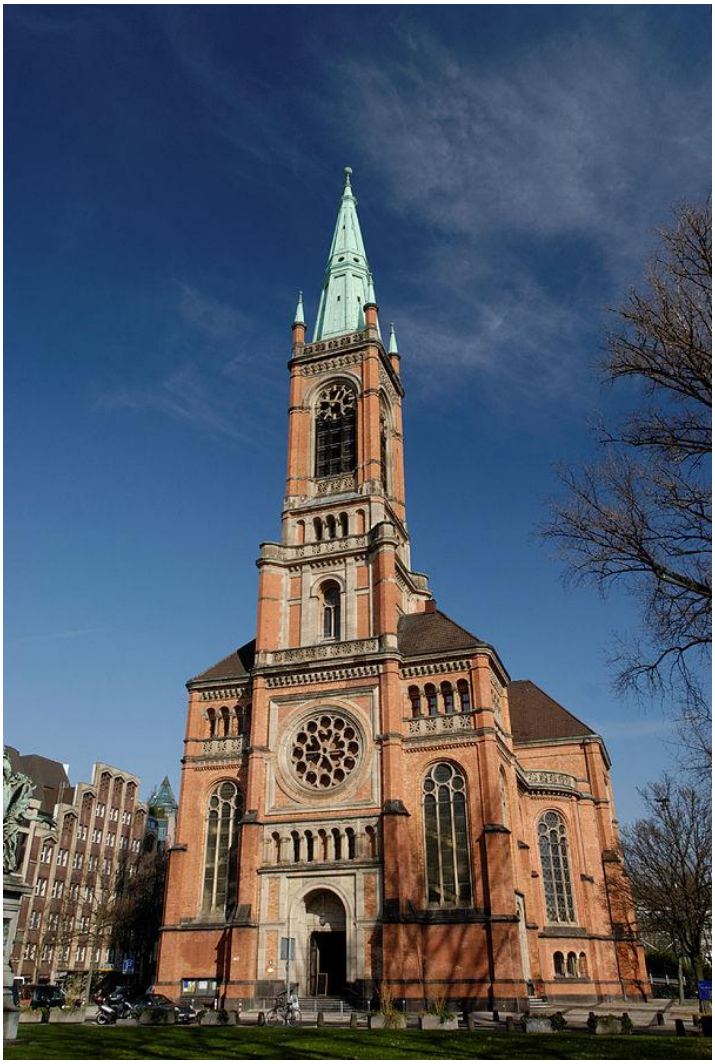
Von meinen ehemaligen Commilitonen von der BKMS Spandau waren gekommen: Grete Bloch, Hildegard Gaul, Else Hamel, Kurt Elsässer, Siegfried Jäger, Ewald Weiß, Herbert Wiemer (und ich).

Zwei chorische Höhepunkte in diesen festlichen Tagen will ich noch erwähnen: zunächst den „Pepping"-Abend, am 11. Oktober, an dem die Spandauer Kantorei unter Gottfried Grote hervorragend sang. Wir „alten Spandauer" saßen schon lange vor Beginn der Abendmusik auf der Südempore, als wir im Mittelschiff-Gang Ernst Pepping entdeckten. Ich beschloß sogleich hinunterzugehen und ihn zu begrüßen, nach der langen kriegsbedingten Pause von 16 Jahren (1938). Erfreulicherweise erkannte mein alter Lehrer mich gleich und begrüßte mich sehr freundlich. Er fragte nach meiner jetzigen Kirchenmusik-Tätigkeit, über die ich ihm nach dem Kriege in 2 Briefen kurz berichtet hatte. Ich erzählte von Chor- und Orgelmusiken in Itzehoe und von häufigem Spielen seiner Orgelwerke (Toccata „Mitten wir im Leben", großes und kleines Orgelbuch) – was ihn sichtlich freute; die Toccata erschien auch im Programm desselben Abends! Pepping sagte: Er würde immer an mich erinnert durch eine Packen Noten – Kompositionsarbeiten von mir, die ich ihm seinerzeit (1935–38) von Lauenburg zugeschickt habe. Ich darauf: Ob ich ihm auch weiterhin Arbeiten einschicken dürfe. Er: er würde sich freuen! (Ich „fühlte" mich!) – Verabschiedung. Ich konnte Pepping natürlich nur ganz kurz – Minuten! – sprechen, da er „belagert" wurde.

Disposition der großen Orgel in der Johanneskirche in Düsseldorf.
Erbauer: Rudolf von Beckerath/Hamburg

Hauptwerk		Oberwerk		Rückpositiv	
Prinzipal	16'	Prinzipal	8'	Prinzipal	8'
Quintadena	16'	Koppelflöte	8'	Gedackt	8'
Oktave	8'	Oktave	4'	Quintade	8'
Rohrflöte	8'	Blockflöte	4'	Oktave	4'
Oktave	4'	Nasat	2 2/3'	Rohrflöte	4'
Nachthorn	4'	Nachthorn	2'	Quintflöte	2 2/3'
Quinte	2 2/3'	Terz	1 3/5'	Oktave	2'
Oktave	2'	Quinte	1 1/3'	Gemshorn	2'
Flachflöte	2'	Septime	1 1/7'	Quinte	1 1/3'
Mixtur	6–8f (1 1/3')	Sifflöte	1'	Sesquialtera	2f
Scharf	4f (1/2')	None	8/9'	Scharf	5–7f (1')
Trompete	16'	Scharf	6f	Dulzian	16'
Trompete	8'	Zimbel	3f (1/6')	Schalmey	8'
		Oboe	8'		
		Trompete	4'		

Brustwerk		Pedal		
Gedackt	8'	Prinzipal	32'	Tremolo OW–BW
Holzflöte	4'	Oktave	16'	Koppel BW/HW
Prinzipal	2'	Subbaß	16'	Winderzeuger
Waldflöte	2'	Oktave	8'	Schleifladen
Quinte	1 1/3'	Oktave	8'	Mechanische Spieltraktur
Schwiegel	1'	Oktave	4'	Pneumatisches Regierwerk
Terzian	2f	Nachthorn	2'	
Scharf	4f (2/3')	Bauernflöte	1'	
Regal	8'	Rauschwerk	4f	
		Mixtur	6–8f (2')	
		Posaune	32'	
		Posaune	16'	
		Dulzian	16'	
		Trompete	8'	
		Trompete	4'	
		Kornett	2'	



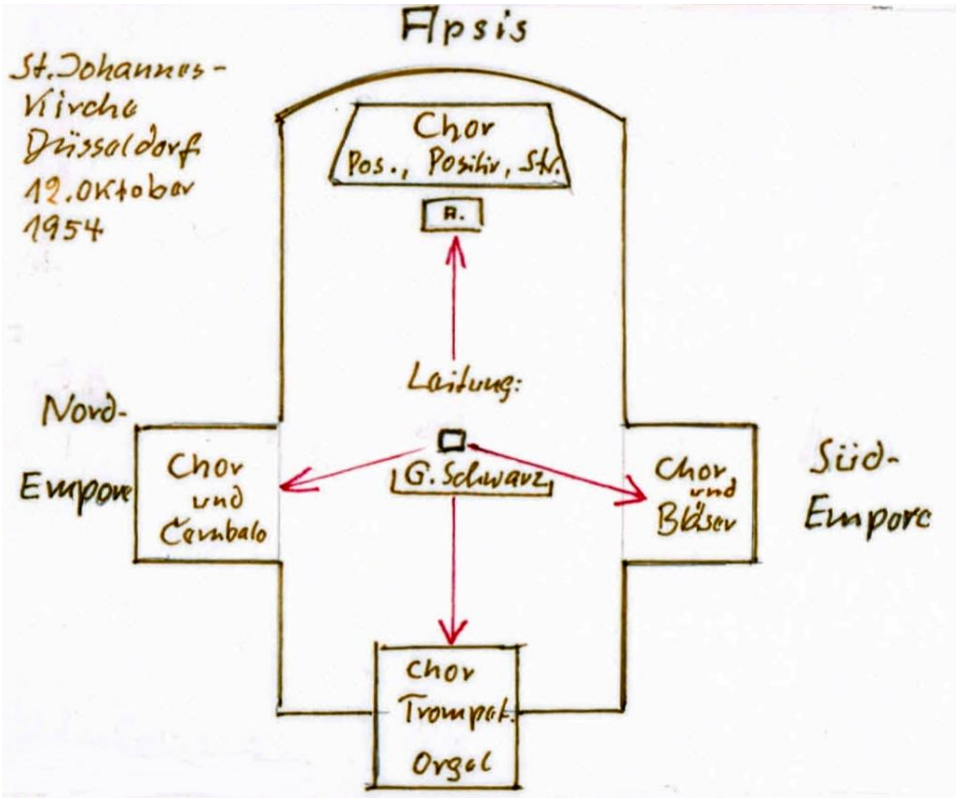
Johanneskirche in Düsseldorf
(Foto: Jörg Wiegels)

Dann in der geistlichen Abendmusik, die nur Pepping-Kompositionen brachte, sang die Spandauer Kantorei ganz ausgezeichnet (mein alter Chor von 1932–34!): „90. Psalm“, 6stimmig; ganz neue „Psalm-Bicinien“ (1954); „Missa brevis“ für 3stimmigen Chor und „Liedmotetten nach Weisen der Böhmischen Brüder“. Grotes Art zu dirigieren wirkte akademisch steif – viel senkrechte Schläge, aber die Chöre: ausgefeilt bis ins Letzte!

An Orgelwerken Peppings erklangen – von Organist Alf Linder/Schweden technisch brillant gespielt – das Concert I. und die Toccata und Fuge „Mitten wir im Leben“, nach der Missa brevis. –

Der 2. Höhepunkt (für mich) war ein chorisches Musizieren im ganzen Kirchenraum am 12. Oktober, wieder in der Johanneskirche. Gerhard Schwarz führte mit der „Singgemeinschaft der evangelischen Kirchenchöre Düsseldorfs“ mehrchörige Werke von Schütz und Scheidt auf; und zwar den 3chörigen Psalm 136 „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich“ und das Konzert „Nun danket alle Gott“ für 3 Favoritchöre, einen Capell-Chor und Instrumente. Nach der Zeichnung auf dieser Seite waren die 4 Chöre verteilt auf den Altar, Seitenemporen Süd und Nord und die Orgelempore; jedem Chor waren jeweils Instrumentalgruppen zugeteilt sowie 2 Orgeln und Cembalo.

Der leitende Dirigent stand auf einem kleinen Podium mitten in der Kirche, im Gang des Mittelschiffes. Die Wirkung der getrennt aufgestellten Chöre war außerordentlich plastisch. Ich habe in späteren Jahren (ab 1958) in Itzehoe, Wilster und Krempe, auf unseren Kirchenmusiktagen der Propstei Münsterdorf, diese Aufstellung der Chöre nachgeahmt – mit sehr gutem klanglichen Erfolg. –

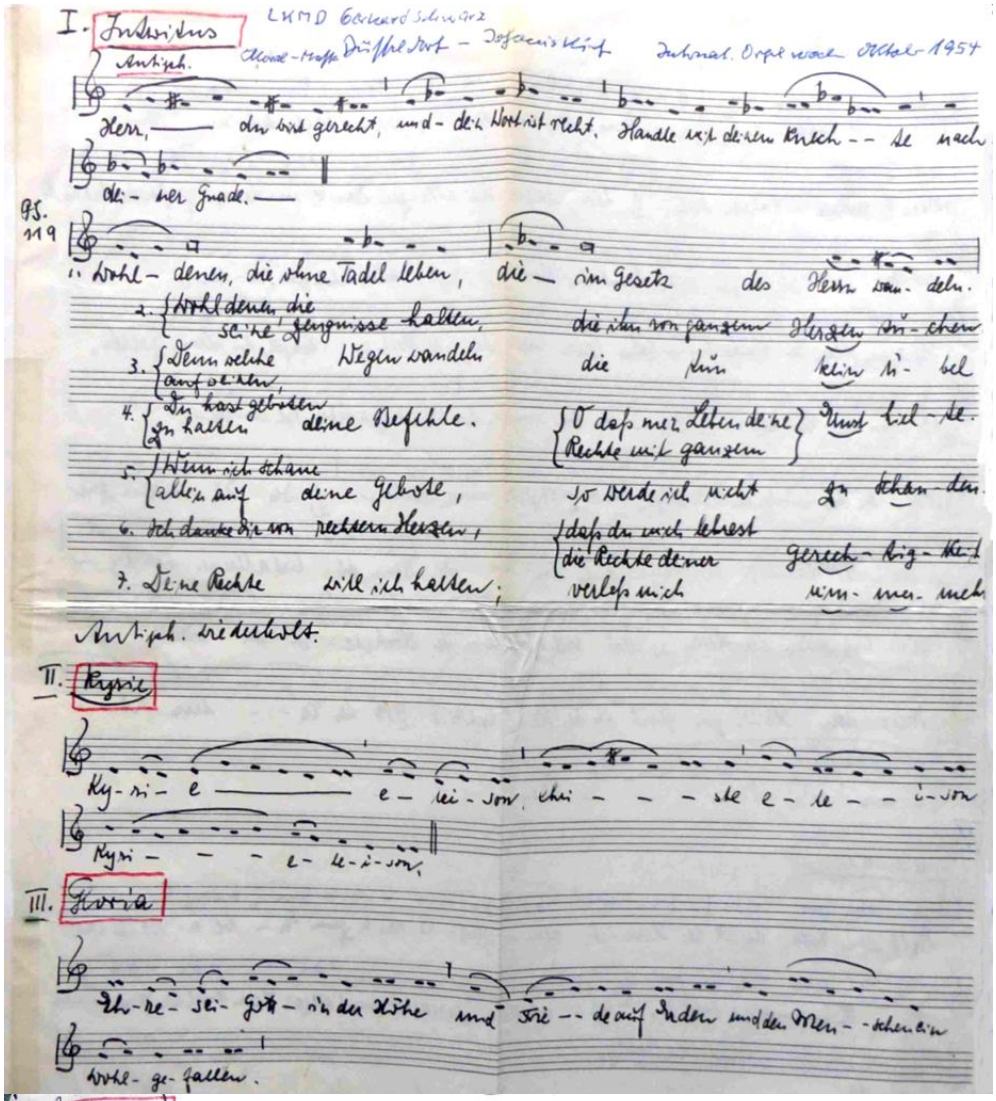


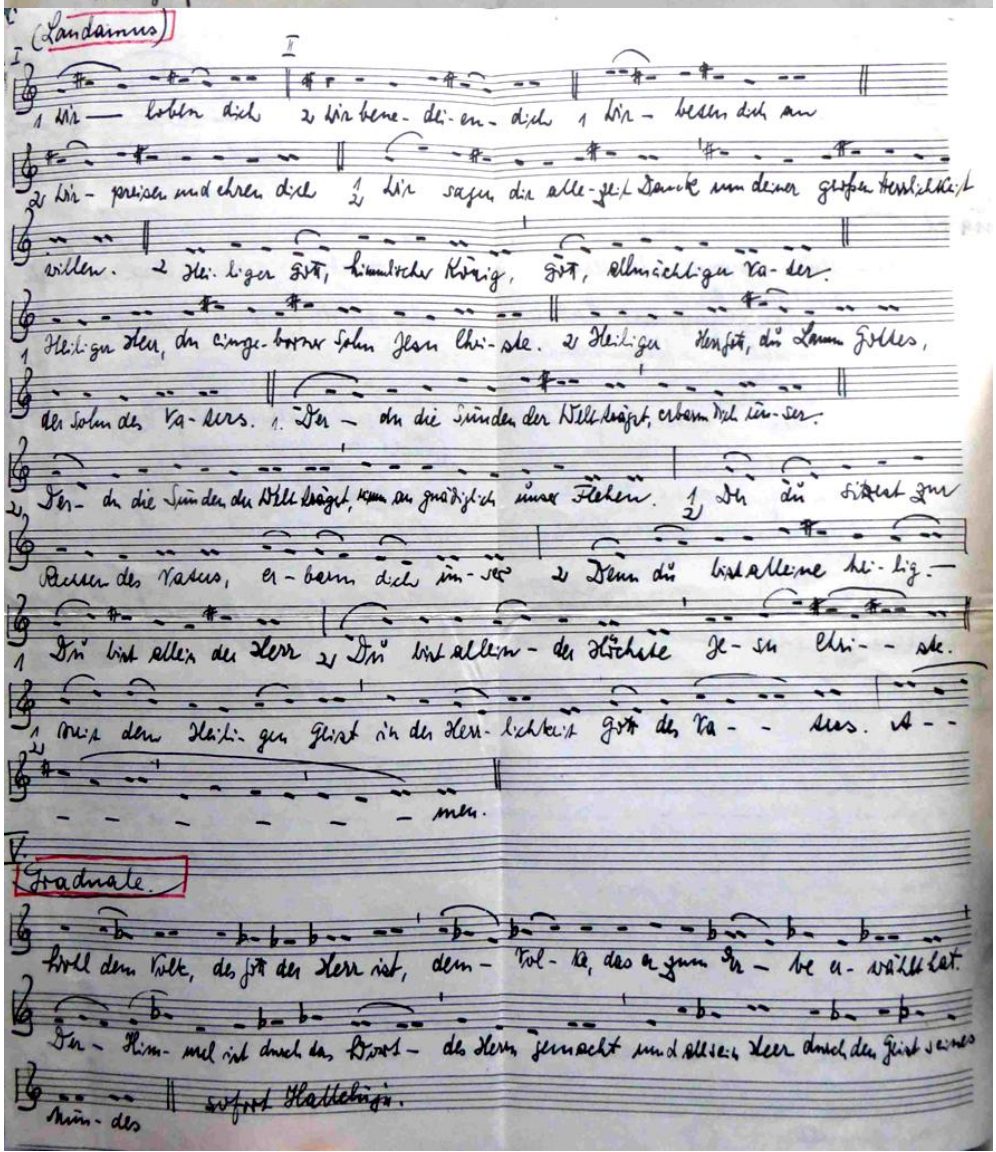
Chöre-Aufstellung für Samuel Scheidts „Nun danket alle Gott – Konzert für 3 Favoritchöre, einen Capellchor und Instrumente“

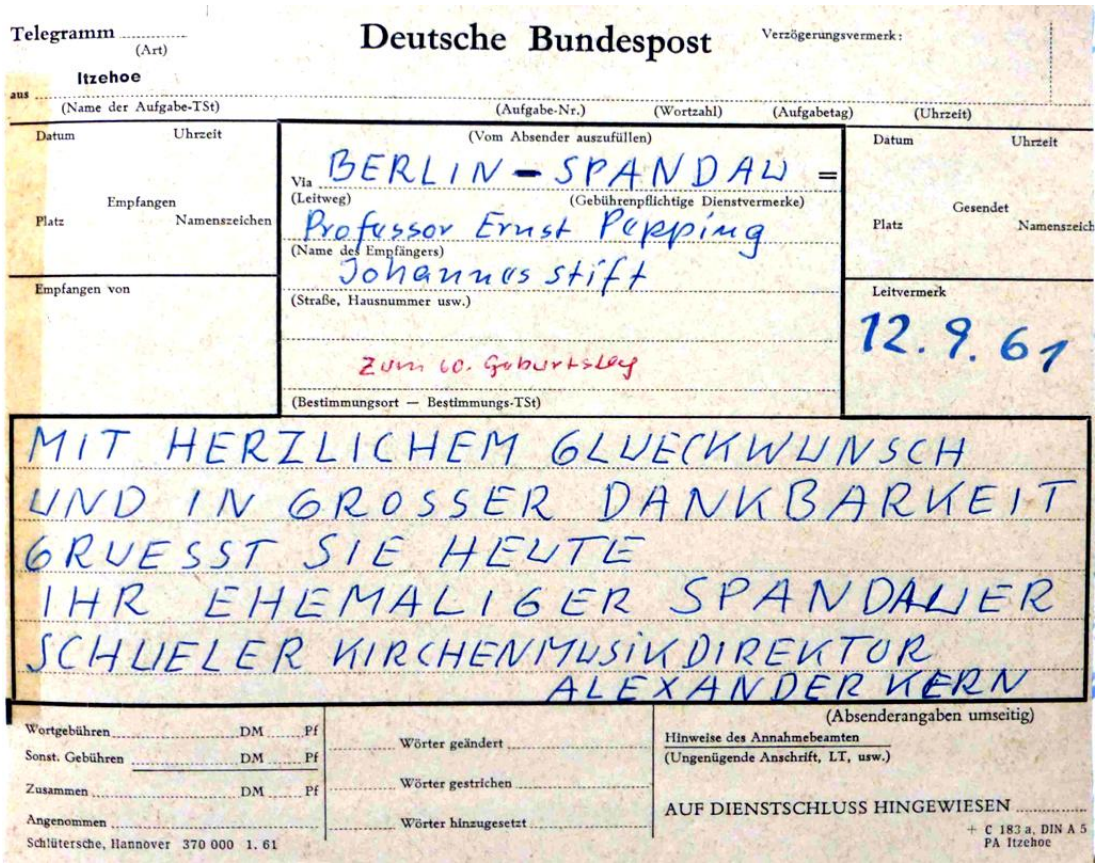
Hier eine Notenhandschrift-Probe von Gerhard Schwarz:

Introitus – Kyrie – Gloria – Laudamus – Graduale

für den Festgottesdienst in Düsseldorf am Sonntag, den 10. Oktober 1954







Telegramm (Art)

Deutsche Bundespost

Verzögerungsvermerk:

aus Itzehoe (Name der Aufgabe-TSt) (Aufgabe-Nr.) (Wortzahl) (Aufgabetag) (Uhrzeit)

Datum Uhrzeit — Empfangen — Platz Namenszeichen

Empfangen von

(Vom Absender auszufüllen)

Via BERLIN – SPANDAU = (Leitweg) (Gebührenpflichtige Dienstvermerke)

Professor Ernst Pepping

(Name des Empfängers)

Johannesstift

(Straße, Hausnummer usw.)

Zum 60. Geburtstag

(Bestimmungsort — Bestimmungs-TSt)

Datum Uhrzeit — Gesendet — Platz Namenszeich

Leitvermerk

12.9.61

MIT HERZLICHEM GLUECKWUNSCH
UND IN GROSSER DANKBARKEIT
GRUESST SIE HEUTE
IHR EHEMALIGER SPANDAUER
SCHUELER KIRCHENMUSIKDIREKTOR
ALEXANDER KERN

Wortgebühren ..... DM ..... Pf
Sonst. Gebühren ..... DM ..... Pf
Zusammen ..... DM ..... Pf
Angenommen .....

Schlütersche, Hannover 370 000 1. 61

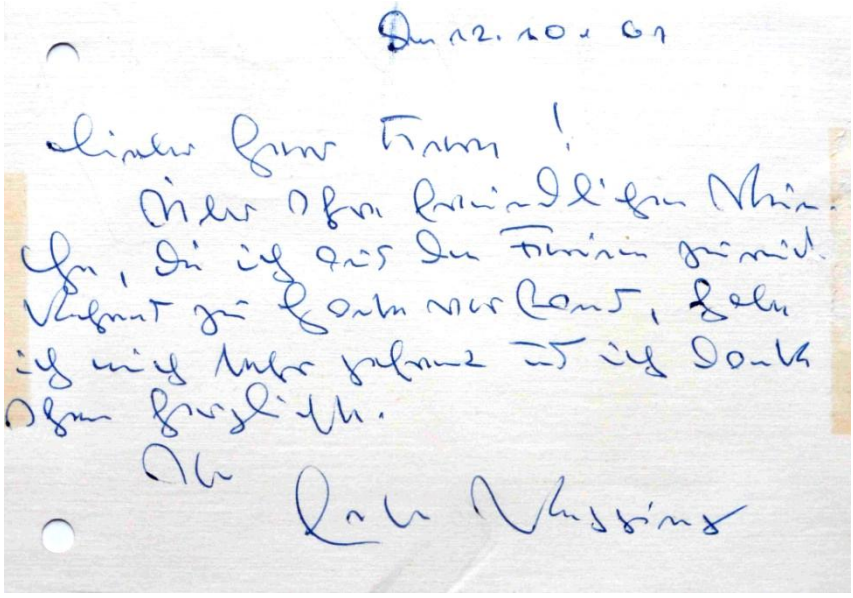
Wörter geändert .....
Wörter gestrichen .....
Wörter hinzugesetzt .....

(Absenderangaben umseitig)

Hinweise des Annahmebeamten (Ungenügende Anschrift, LT, usw.)

AUF DIENSTSCHLUSS HINGEWIESEN .....

+ C 183 a, DIN A 5 PA Itzehoe



Den 12. 10. 61

Lieber Herr Kern!

Über Ihre freundlichen Wün-
sche, die ich aus den Ferien zurück-
kehrend zu Hause vorfand, habe ich mich sehr
gefreut und ich danke Ihnen herzlich.

Ihr Ernst Pepping

Peppings Antwort:

Den 12. 10. 61

Lieber Herr Kern!
Über Ihre freundlichen Wünsche, die ich aus den Ferien zurückkehrend zu Hause vorfand, habe ich mich sehr gefreut und ich danke Ihnen herzlich.

Ihr Ernst Pepping

3. Erneutes Wiedersehen mit Ernst Pepping in Lemgo/Lippe bei einer Feier der Marien-Kantorei: Kantor Walther Schmidt, am 10. November 1976

Es war diesmal ein Wiedersehen nach 22 Jahren, denn zuletzt hatten wir uns (kurz) gesprochen auf der Internationalen Orgeltagung in Düsseldorf im Oktober 1954 (siehe oben). Inzwischen lebten wir im Ruhestand in Bad Salzuflen seit 1974. Aus der „Lippischen Rundschau“ ersah ich, daß der Komponist Ernst Pepping am 8. November 76 zu einer Feier der Musikakademie in Detmold, Neues Palais, eingeladen war, bei der sei Liederzyklus: „Das Jahr“ nach dem Text von Weinheber (1940 komponiert für 4stimmigen Chor) aufgeführt werden sollte vom Vokal-Ensemble Professor Alexander Wagner. (Ernst Pepping war am 12. September 75 Jahre alt geworden.) In dieser Feier wurde dann von Akademie-Direktor Stephani eine Laudatio auf Ernst Pepping gehalten mit der Feststellung, daß der Komponist der „Lordsiegelbewahrer der deutschen evangelischen Kirchenmusik“ sei. –

Lemgo: Alte Abtei (Foto: Tsungam)

Am 10. November „würde“ von der Stadt Lemgo in dem Saal der „Alten Abtei“ für Pepping ein offizieller Empfang gegeben. Ich entschloß mich – als ich das las – schnell nach Lemgo zu fahren, um meinen alten Lehrer einmal wiederzusehen.

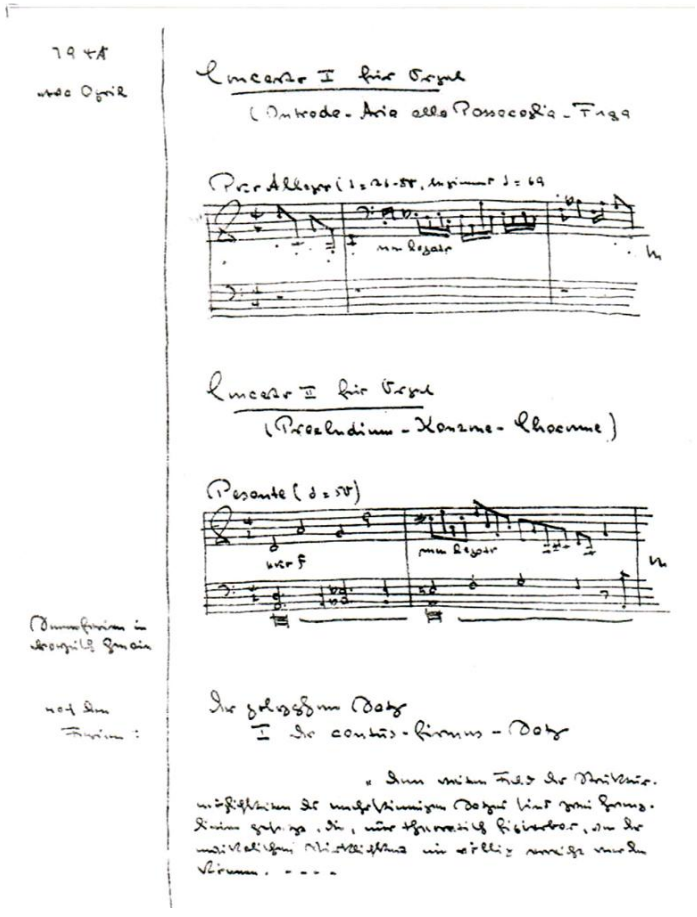
Lemgo: Eingang zur Alten Abtei (Foto: Franzfoto)

In Lemgo an der Marienkirche amtierte seit dem Ende des Krieges Kantor Walther Schmidt. Ich fragte bei ihm telefonisch an; der Kollege Schmidt fing in der Berliner Kirchenmusikschule an zu studieren, als ich (1934) dort die Abschlußprüfung ablegte. Ich war seit 1974 schon 2mal in der schönen alten Hansestadt Lemgo gewesen, hatte Schmidt aber beide Male nicht angetroffen. Zum Glück wußte Schmidt bei meinem Anruf und Namensnennung noch, wer ich war. „Kern?“, fragte er. „Heißen Sie mit Vornamen Alexander?“ – „Ja, denn wir kennen uns schon lange!“ Selbstverständlich könne ich an

dem Empfang für Pepping teilnehmen als „alter Spandauer“ und „Pepping-Schüler“.

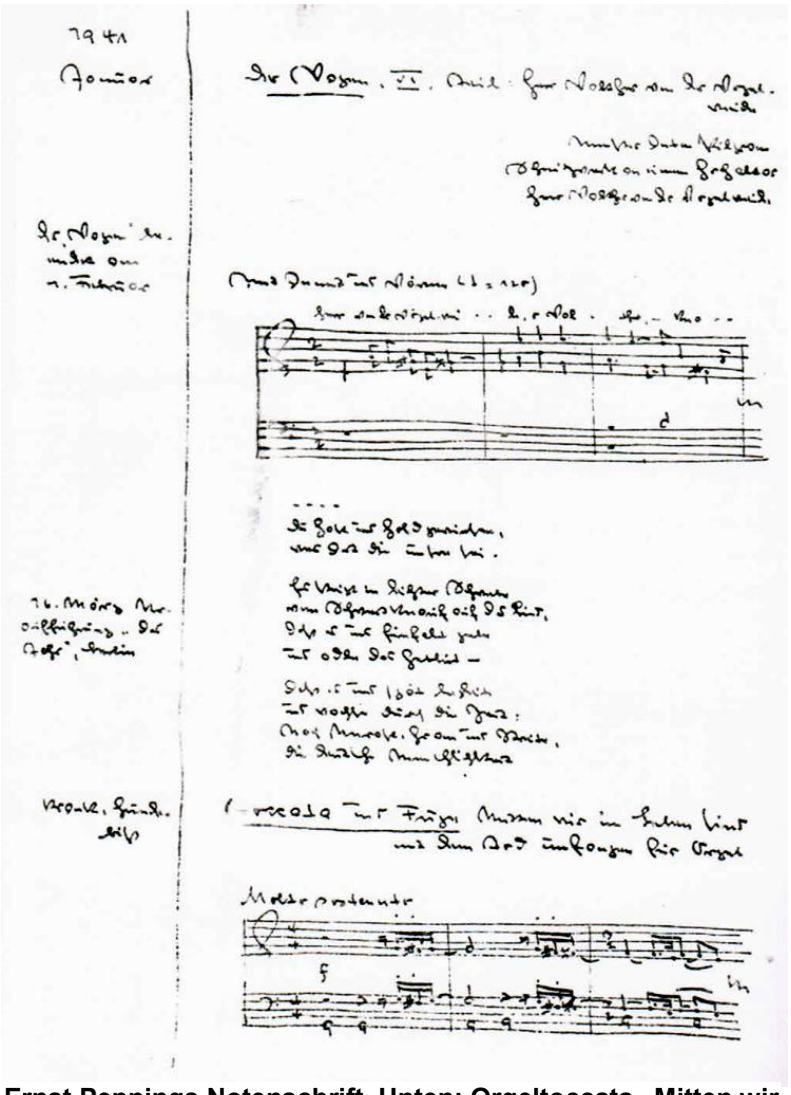
Abends, nach dem offiziellen Teil des Empfanges, sagte Walther Schmidt zu mir: er habe mich in Erinnerung als den Absolventen der Spandauer Kirchenmusikschule, im Sommer 1934, der als Orgelspieler und Improvisation als bester Schüler von Gerhard Schwarz galt und der Schwarz nach dem Abgang von Spandau auch mehrfach im Stiftsaal und in der Kirche vertrat als Organist und Dirigent. Meine damaligen Improvisationen hätten ihn und die anderen Studenten frappiert. Zum Beispiel hätte ich einmal im Gottesdienst 4 ihnen unbekannte Choralvorspiele zu den Gemeindeliedern gespielt; nach dem Gottesdienst hätten sie mich gefragt, von wem diese Vorspiele gewesen wären. Darauf hätte ich geantwortet: „Die Vorspiele habe ich improvisiert, und zwar formal in der Art der alten Meister Pachelbel, Buxtehude und Johann Gottfried Walther, nur melodisch und auch harmonisch neu gestaltet.“ Darauf die Zuhörer: das wäre ja enorm! Ich darauf: „Wieso, bei Gerhard Schwarz als Improvisationslehrer?“ (Ich hatte das ganz vergessen, was Walther Schmidt da aus seiner Erinnerung erzählte.) –

An dem bewußten 10. November 1976 fuhr ich nachmittags 17.40 über Lage nach Lemgo, es sind nur 25 km von Salzuflen. Es wurde schon dunkel, als ich in Lemgo ankam; aber ich nahm Gelegenheit, diese schöne alte Stadt in abendlicher Beleuchtung, durch Straßen, Plätze und Gassen zu durchwandern. Es finden sich da wunderschöne malerische Winkel, Fachwerkhäuser und imposante Renaissancefassaden, zwei große gotische Kirchen und breite alte Stadtwallanlagen; auch barocke Profanbauten: dies alles in einer verhältnismäßig kleinen Provinzstadt (ca. 20.000 Einwohner).



Bei der Suche nach einem Restaurant für einen abendlichen Imbiß landete ich – nach einigem vergeblichen Nachfragen in diversen Bierkneipen – beim „Stadt-Palais“, gegenüber der zweitürmigen Nicolaikirche in der Papengasse. Das wuchtige Palais wurde um 1600 erbaut als Stadtwohnung des Adelsgeschlechtes von Kerssenbrock, das heute noch Schloß Barntrup besitzt und bewohnt. Das Lemgoer „Stadt-Palais“ ging dann – nach dem 2. Weltkriege – in den Besitz der Stadt über, die zeitweise das Arbeitsamt dort unterbrachte. Erst kürzlich wurde es zu einem

Ernst Peppings Notenschrift



Ernst Peppings Notenschrift. Unten: Orgeltoccata „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen“

Hotel und Speisehaus ausgebaut: sehr schönes Vestibül, durch 2 Stockwerke gehend, ca. 4,50 m hoch, geräumig; die Innenräume wurden vielfach in der alten Form und Ausstattung belassen, vor allem was die sehr alte Eichentäfelung betrifft. Ein riesiger Kamin mit schöner Sandsteinumrahmung (gute alte Steinmetz-Arbeit) ist Mittelpunkt der Eingangshalle; in einem Seitengang links vom Eingang plätschert es in einem Brunnenwasserbassin, darüber ein blitzender Bronzehahn. Viel indirekte Beleuchtung. Alles in allem: unter weitgehender Wahrung der „guten alten“ Einrichtung – ein geschmackvoll hergerichtetes Speisehaus, zu vergleichen in etwa mit dem Schabbelhaus in Lübeck = alte hanseatische Wohnkultur. Das Essen (und die Preise) waren diesem Lob angeglichen: Nach einer vorzüglichen Hühnerpastete brach ich auf zu „Alten Abtei“, deren Lage ich schon vorher ausgemacht hatte. Beim Heraustreten aus dem Portal des Palais fragte ich den – trinkgeldbeflissenen – Ober, der mir in den Mantel half: „Wer hat wohl in früheren Jahren in diesem schönen alten Haus gewohnt?“ Darauf dieser: „Das Arbeitsamt!“ So–so. Weiter zurück ging seine Erinnerung scheinbar nicht. –

Um 20.15 Uhr betrat ich das über die ganze breite Front hell erleuchtete Abteigebäude, ein profanes Restgebäude des alten Klosters in der Nähe von St. Marien. Das Erdgeschoß-Hochparterre hatte die Volkshochschule im Besitz, die in dieser Stadt recht rege sein soll. Für diesen Abend „tagte“ im 1. und 2. Stock die Lemgoer Marien-Kantorei mit ihrem Ehrengast Ernst Pepping und seiner Frau Marianne. Als Vertreter der Stadt Lemgo: der Herr Stadtdirektor und Begleiter.

Im weiten Treppenhaus mit reicher Stuckverzierung begann die Begrüßung der Peppings durch die Mitglieder der Kantorei, die unter Kantor Schmidt Volksliedbearbeitungen Peppings sang: meist sehr bekannte Weisen in originellen, kunstvollen Sätzen; diese sollte im Saal, dessen Doppeltür aufstand, das Ehepaar Pepping – auf Barocksesseln sitzend – anhören. Aber „es“ litt den „Meister“ nicht auf dem Sitz – bald standen die beiden im Türrahmen und hörten und schauten den Sängern zu. Von den Liedsätzen, die der Chor sehr klangschön sang (prächtige Tenöre und Bässe = zusammen ca. 45 Sänger) meinte in einer Pause Pepping: „Das sind ganz frühe Arbeiten von mir, die habe ich noch nie gehört! Besten Dank für diese Uraufführung!“

Dann, in einer Pause zwischen zwei Liedern, kam die „amtliche“ Ansprache des Stadt-Direktors Rügge mit einer besonderen Ehrung des Komponisten, der nun „schon zum dritten Male“ die Stadt Lemgo besuche: er überreichte in einem Etui einen alten – nun von der Stadt neu geprägten – Golddukaten als eine Ehrengabe der alten Hansestadt. Darauf ein kurzer Dank Peppings, der trotz seiner 75 Jahre erstaunlich frisch wirkte. Er erinnerte uns an die weite Waldwanderung hier im Teutoburger Walde bei seinem 1. Besuch 1948.

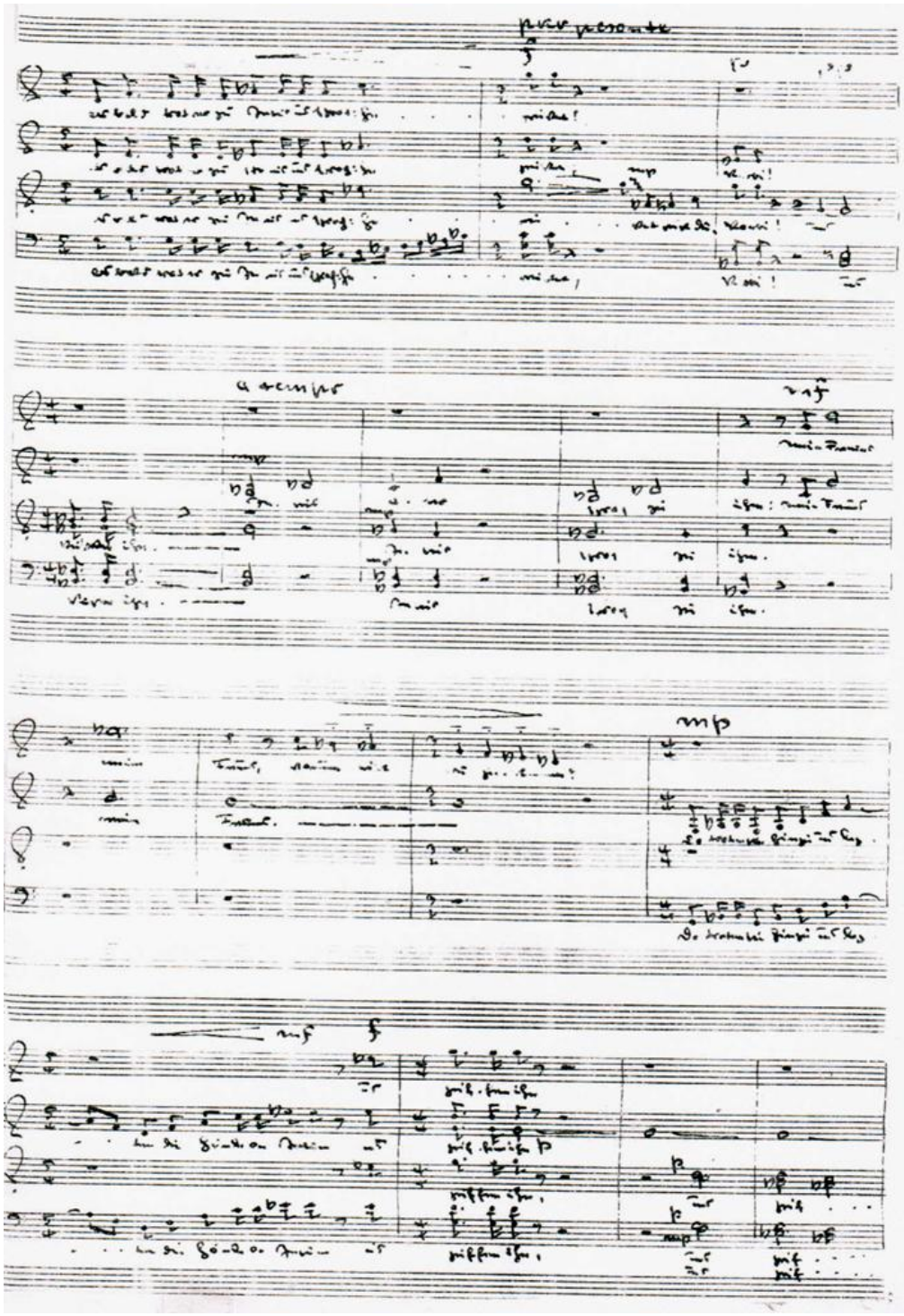
Pepping dankte auch den Mitgliedern der Kantorei für ihre Arbeit und ihren Einsatz für seine Kompositionen in vielen Aufführungen in den vergangenen Jahren. Nach weiteren drei Volksliedsätzen, als letzter: „Ade zur guten Nacht“, mit dem cantus firmus in den Männerstimmen (alle Anwesenden wurden aufgefordert einzustimmen!), forderte Kollege Schmidt Gäste und Chor auf, mit ihm im 2. Stock, im Abteilsaal, mit den Peppings weiter zu feiern.

Erst nach diesem offiziellen Teil konnte ich den Leiter, Kantor Walther Schmidt, persönlich begrüßen. Gemäß unserer alten, 42jährigen Verbindung nahmen wir das freundschaftliche „Du“ wieder auf.

Und dann stand ich vor meinem verehrten Lehrer Ernst Pepping. Er schien sich genau an mich zu erinnern, stellte mich seiner Frau Marianne vor (die ich in Spandau nur ganz selten gesehen hatte): Das lag nun 42 Jahre zurück. Sie: stark gealtert, klare durchdringende Augen. (Ich erinnere mich an Oskar Söhngens lobendes Urteil über Peppings Frau als den „guten Geist, der hinter dem Schaffen des Komponisten durch Jahrzehnte stand“.)

Der Festsaal im Dachgeschoß der Abtei heißt die „Galerie“, sie wird oft zu Ausstellungen benutzt. Es ist praktisch das geschickt ausgebaute Dachsparren-Gewölbe, der riesige alte Dachboden mit jahrhundertealtem Eichengebälk. Man hatte alle Holzteile schwarz, alle Zwischenfächer weiß gestrichen. Verteilt auf der großen Bodenfläche standen Gruppen von Tischen mit Bänken und Sesseln. Die Tischdecken und Kissen leuchteten in den Farben weinrot und mildgrün: ein guter Kontrast zu dem strengen schwarzweiß des hohen Giebeldaches. Versteckte Scheinwerfer an den Holzsäulen und kleine Stehlampen teilten den großen Raum lichtmäßig geschickt auf. Das Ganze war gut gemacht! Wohl an 200 Personen konnte da oben sitzen. Die Holzkonstruktion der Firstbalken wirkte ähnlich wie ein gotisches Kreuzgewölbe: Alles hatte baulich und farblich Format. Hier saß ich nun neben Ernst Pepping und Frau Marianne am Tisch von 21–24 Uhr – eine gute Weile der Unterhaltung und der Erinnerungen.

Aus dem Passionsbericht des Matthäus: „– und alsbald trat er zu Jesu und sprach: ‚Gegrüßest seist du, Rabbi“, und küßte ihn. Jesus sprach zu ihm: ‚Mein Freund, warum bist du gekommen?‘ Da legten sie die Hände an ihn und griffen ihn – –“



Er, mein alter Lehrer, rauchte – wie schon 1934 in Berlin-Spandau – am laufenden Band. (Wohl mehrere Schachteln Zigaretten und Zigarillos lösten sich in den drei Stunden „in Rauch“ auf!) Pepping war meistens auf der Suche nach Streichhölzern oder seinem Feuerzeug. Noch mehr als er rauchte eigentlich nur seine Frau. Wir unterhielten uns über die gemeinsame Zeit 1934, als Helmut Salowsky (der Cellist) und ich Peppings erste Schüler an der Berliner Kirchenmusikschule waren in den Fächern: Generalbaß, Harmonielehre, Kontrapunkt und Komposition. Erstaunlicherweise erinnerte sich der alte Herr an sehr viele Einzelheiten dieser, seiner Anfangsjahre im Johannesstift. Es waren ja nun 42 Jahre seitdem vergangen. Wir sprachen von meinen Kompositionsarbeiten, die ich auch nach 1934 ihm noch jahrelang von meiner 1. Kirchenmusiker-Stelle in Lauenburg / Pommern aus zuschickte, bis ich dann Anfang 1938 in Berlin die „A“-Prüfung ablegte, bei der ich gerade in seinen Fächern recht gut abschnitt. Diese alten Arbeiten müßten – so dachte ich – noch irgendwo in Peppings Notenschränken liegen. Ob ich diese alten Arbeiten nicht mal bei ihm in Spandau abholen möchte, fragte mich Pepping.

Das hatte ich schon lange vor. Im Sommer 1971 wollte ich mir schon eine Fahrkarte nach Berlin kaufen, um das 40jährige Jubiläum der Berliner Kirchenmusikschule im Johannesstift mitzuerleben. Aber da verlegte man das Fest um 14 Tage hinaus, und damit gerade auf einen Sonntag, an dem ich ein großes Fest der Kirchenmusik in unserer Propstei Münsterdorf angesetzt hatte, bei dem 500 Sänger und Instrumentalisten mitwirken sollten: da mußte ich auf Berlin verzichten, leider!

Pepping fragte mich: „Sie haben doch noch Abschriften von Ihren damaligen Arbeiten?“ Ich bejahte das, was aber falsch war; denn die Arbeiten hatte ich 1935–37 in Lauenburg/Pommern geschrieben. Dort ging aber meine ganze Bibliothek und Wohnungseinrichtung verloren; genauer gesagt: sie wurde nach der russischen Besetzung Lauenburgs im Winter 1945/46 von den Besatzungstruppen in unserem Haus verheizt. Ich hatte also keine Abschriften mehr.

(Anmerkung: Bei unserem späteren Besuch im Johannesstift, im September 1979, sagte mir Frau Marianne, daß bei der Plünderung ihrer Wohnung durch die Russen alle diese Sachen, Korrespondenz und so weiter, verloren gegangen seien: „– zerstreut, in den Stiftsteich geworfen!“)

Ausgiebig sprachen wir über Ernst Peppings Orgelwerke: 1941 die 3 Bände des „Großen Orgelbuches“, das „Kleine Orgelbuch“, die beiden frühen Choralpartiten über „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ und „Wie schön leucht‘ uns der Morgenstern“ (1933), die Variationen über „Mit Fried und Freud“ 1953 und „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ von 1953; die herrliche Toccata und Fuge über „Mitten wir im Leben“ von 1941; die 3 „Bach“-Fugen von 1949 und anderes; die Verwendung all dieser Orgelkompositionen durch mich in Gottesdiensten und Orgelmusiken; das Kleine Orgelbuch verwendet im Orgelunterricht neben Bachs „Orgelbüchlein“ bei Organisten-„C“-Prüfungen; über die starke Aussagekraft seiner Choralvorspiele; über meine jahrzehntelange Verwendung seiner Choralbearbeitungen in den Gottesdiensten des ganzen Kirchenjahres: Darüber ausführlich!

Pepping schien über meine Formanalysen und Würdigung von Vorspielen wie: „Wie soll ich dich empfangen“, „Gelobet seist Du, Jesu Christ“ und „Ich steh an Deiner Krippen hier“ recht angetan zu sein. „Sie sagen mir jetzt schon eine ganze Weile Liebenswürdigkeiten – –“, unterbrach er mich. Ich entgegnete: „Ich bin froh, Herr Pepping, endlich einmal Ihnen meinen Dank abstatten zu können für diese schönen Kompositionen, für die ich in unserer Itzehoer Gemeinde und dem Kirchenkreis jahrelang geworben habe. In unserer Stadtkirche ist die zeitgenössische Orgelmusik in jedem Gottesdienst erklungen. Diese Klänge sind der Gemeinde durchaus geläufig.“

Auch über Peppings „Spandauer Chorbuch“ (12 Hefte!) und dessen Verwendung in der Alternatims-Praxis der Gottesdienste und Abendmusiken sprachen wir. Ich fragte ihn auch unter anderem nach seinen Klangfarbenvorstellungen gewisser Choralbearbeitungen im „Orgelbuch“, zum Beispiel bei dem Triosatz über „Ich steh an Deiner Krippen hier“. –

Es war erstaunlich, mit welcher Lebhaftigkeit sich Pepping an diesem Abend mit wohl einem Dutzend Menschen nacheinander unterhielt, die sich zeitweilig an „unsern Tisch“ setzten. Noch um 24 Uhr war der „alte Herr“ frisch und machte laufend geistreiche, humorvolle – und ironische Bemerkungen.

Wir kamen auf Chorausführungen, Oratorien, Kantaten, Passionen (Schütz!), auf Besetzungen in den einzelnen Stimmlagen. Als Walther Schmidt mir sein Chorstammbuch vorlegte, eine stattliche Sammlung von Autographen = sein „Ehrenbuch“, in dem alle Veranstaltungen in St. Marien mit Unterschriften der Solisten und so weiter seit 1945 vermerkt waren, und ich mich als „Gast“ auch dort eintrug, stand auf der anderen Seite der Name „Brigitte Budde“ W. O. Ich sagte: „Das ist eine gute, eine sehr gute Sopranistin, die ich in den letzten Jahren meiner Amtszeit mehrfach verpflichtet habe in Itzehoe.“ Darauf Schmidt: „Brigitte Budde stammt hier aus Lemgo und hat jahrelang bei mir im Kinderchor und

in der Kantorei mitgesungen.“ Ich: „Sie war eine der besten Sopranistinnen, die ich jemals gehabt habe.“ Darauf faßte Pepping prompt nach: „Wie Sie das so sagen: ‚– Sopranistinnen, die ich gehabt habe‘, Herr Kern, das klingt doch sehr verdächtig!“ Ich antwortete: „Herr Pepping, ich weiß noch aus dem Unterricht bei Ihnen in Spandau, daß man bei Ihnen besonders vorsichtig sein muß in seiner Wortwahl, denn Sie wissen besonders gut Bescheid über die Mehrdeutigkeit (ich vermied das Wort ‚Zweideutigkeit‘) der deutschen Sprache. Darf ich Ihnen auf einem ganz anderen Gebiet ein sehr plastisches Beispiel dazu erzählen?“ „Man los!“, nickte Pepping. Ich: „Es ist zwar nicht ganz auf dem Niveau Johann Peter Hebels (den Pepping besonders schätzte), aber so ähnlich:“

> Ein Schlachtermeister hatte einen Lehrling (heute würde man sagen, einen „Azubi“ – was nicht etwas den Angehörigen eines mittelafrikanischen Negerstammes bedeutet, wenn es auch so klingt, sondern einen „Auszubildenden“, einen Anhänger des „Aküfi“, das heißt: des Abkürzungsfimmels), einen Lehrling also, der dem Meister ab und zu alte Knochen aus dem Schlachthaus stahl und mit mäßigem Gewinn beim Trödler verkaufte. Dies ging geraume Zeit so weiter, auch, als der Meister sich mehrmals so etwas verbat und seine Ermahnungen mit Ohrfeigen von steigender Intensität begleitete.
> Als der Lehrling sich darauf nicht besserte, sondern bei jeder Gelegenheit weiter Knochen klaute, hatte der Meister endlich die Nase voll und warf den Lehrling aus seinem Schlachtereibetrieb und aus der Lehre hinaus. Aber irgendein Entlassungspapier mußte er dem Ex-Lehrling doch geben, als der darum bat. „Was soll ich da denn nun reinschreiben?“, fragte er den Lehrling. Dieser antwortete: „Meister, Ihr könntet doch schreiben: „Er war ehrlich bis auf die Knochen!“

Ernst Pepping quittierte diese Pointe – die ihm demnach nicht bekannt war – mit schallendem Gelächter. Bis nach Mitternacht war Pepping geistig enorm „da“ und wechselte häufig den Gesprächspartner in unserer Tischrunde. Er trank Wein, später auch von dem sehr ordentlichen Sekt und aß reichlich von den appetitlichen Brötchenplatten. Dazwischen kam einzelne Kantoreimitglieder und ließen sich ihre Chorpartituren Peppingscher Kompositionen vom Autor signieren. Weiterhin reagierte er sehr schnell und „gekonnt“ auf Bemerkungen von Walther Schmidt und mir. Die Repliquen waren ganz auf seiner alten Höhe: und das mit 75 Jahren, und das so spät, nach Mitternacht!

Mit einem ehrlich und fröhlich ausgesprochenem Dank für alles, was ich von ihm, meinem verehrten Lehrer, in meinem Leben und für mein Kirchenamt empfangen habe, verabschiedete ich mich von den beiden Peppings und von Walther Schmidt. –

Im nachtdunklen Lemgo, an der Kreuzung Breite Straße–Papenstraße, erwartete ich das per Telefon von Salzuflen angeforderte Taxi, das nach 20 Minuten erschien und mich in der gleichen Zeit nach Hause brachte: um diese Stunde waren die Straßen leer.

Als ich nachts unter dem klaren Sternenhimmel am Marktplatz von Lemgo auf mein Auto wartete, strahlte über mir das Sternbild des Großen Bären, ursa maior, und auf dem 2. Stern des Bärenrückens leuchtete ganz klein, aber klar und deutlich im schwarzblauen Äther das „Reiterlein“, der „astericus“ = der Bärenreiter, nach dem der Verleger Karl Vötterle 1923 seinen Musik-Verlag, den „Bärenreiter-Verlag“ benannt hatte; in dem dann – 10 Jahre später – Distlers und Peppings Hauptwerke erschienen sind.

Kassel 1950

LIPPISCHE RUNDSCHAU 9. November 1976

Pepping war begeistert

Marien-Kantorei zurück

Lemgo (LR). Nach zwei Konzerten in der Matthäuskirche in West-Berlin anläßlich des 75. Geburtstages von Ernst Pepping am 17. und 23. Oktober war der sakrale Konzertraum in der Nähe der Philharmonie am vergangenen Samstag der Lemgoer Marien-Kantorei vorbehalten.

Liedmotetten aus dem reichen Schaffen des Berliner Komponisten waren mit Orgelwerken zu einem Programm zusammengefügt, das zahlreiche Freunde der Kirchenmusik zu einem Besuch bewog. Der Komponist (Foto rechts) war selbst zugegen, zufrieden und beeindruckt durch die Interpretation der Ausführenden aus Lemgo unter Walter Schmidt (links) wie durch den Berliner Organisten Gerhardt Blum. Dem Kantor gelang eine geschlossene Darstellung der ausgewählten Werke, die manchen Zuhörer nach dem Konzert zu spontanen Bekundungen der Anerkennung veranlaßte.

Am Rande erreichten den Kantor drei Einladungen zu Gastspielen in Berlin in nächster Zeit. Im „Gepäck“ bei der Heimfahrt führte die erfolgreiche Kantorei den Komponisten selbst, den am Mittwoch ein Empfang bei der Stadt erwartet.

Ein Gottesdienstbesuch am Sonntag in Ost-Berlin ergab eine improvisierte Mitwirkung in einer Gemeinde, die gerade das 30. Jahresfest ihres Posaunenchors beging. Freundschaftliche Gespräche schlossen sich vor Rückfahrt nach West-Berlin an.

LIPPISCHE RUNDSCHAU 10. November 1976

Studienjahr 1976/77 der Nordwestdeutschen Musikakademie Detmold eröffnet

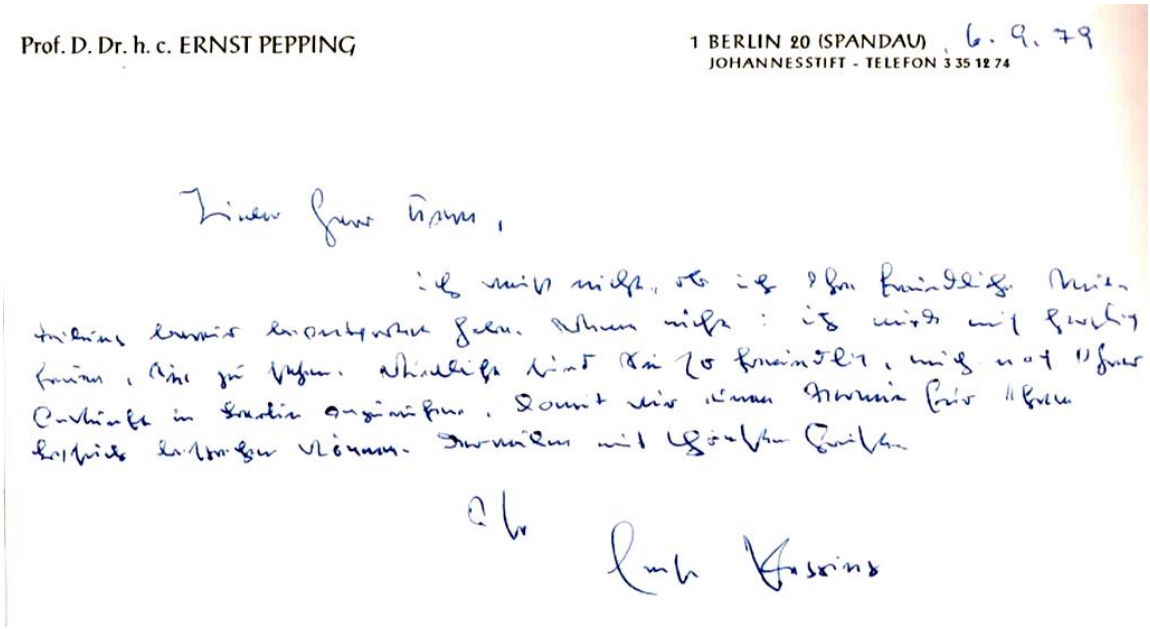
Detmold (-er)

[…]

Mit Beifall wurde Professor Ernst Pepping begrüßt, der im September seinen 75. Geburtstag gefeiert hatte. Pepping gilt als einer der führenden Vertreter der evangelischen Kirchenmusik. Der Komponist und Theoretiker lebt in Berlin, ist seit 1955 Mitglied der Akademie der Künste und seit 1962 Ehrendoktor der Freien Universität. Seine Anwesenheit nahm die Musikakademie zum Anlaß, seine Komposition „Das Jahr“ nach Gedichten von Josef Weinheber für vierstimmigen gemischten Chor aufzuführen. Es sang das Volksensemble Alexander Wagner, das großen Beifall von den Anwesenden erntete.

4. Unser Besuch bei Professor Ernst Pepping und seiner Frau Marianne im Johannesstift, Berlin-Spandau, am 22. September 1979

Ende August 1979 fragte ich bei meinem alten Lehrer an, ob ich ihn im Johannesstift in Berlin-Spandau besuchen dürfe (auf Grund seiner Einladung in Lemgo).



Prof. D. Dr. h. c. ERNST PEPPING

1 BERLIN 20 (SPANDAU) 6. 9. 79
JOHANNESSTIFT - TELEFON 3 35 12 74

Die Antwort mit der Zusage kam am 6. 9. 79. Das Original (siehe Abbildung) ist etwas schwer zu lesen, daher setze ich hier den Text in „Klarschrift“ ein:

> Lieber Herr Kern, ich weiß nicht, ob ich Ihre freundliche Mitteilung bereits beantwortet habe. Wenn nicht: ich würde mich herzlich freuen, Sie zu sehen. Vielleicht sind Sie so freundlich, mich nach Ihrer Ankunft in Berlin anzurufen, damit wir einen Termin für Ihren Besuch besprechen können. Derweilen mit schönsten Grüßen
>
> Ihr Ernst Pepping

Mein Geburtstagsgruß an Ernst Pepping zum 12. 9. 79 bestätigte diesen Brief. Er lautete:

> Sehr geehrter Herr Pepping!
> In den großen Kreis der Gratulanten zu Ihrem 78. Geburtstag möchte auch ich mich einreihen und Ihnen für diesen Tag und für das neue Lebensjahr Gottes Segen wünschen. Möchte Ihnen Ihre geistige und körperliche Frische weiterhin geschenkt werden, die wir „Jüngeren“ noch bei unserer letzten Begegnung in Lemgo (vor drei Jahren) an Ihnen bewunderten.
> Ihren freundlichen Antwortbrief (vom 6. 9. 79) auf meine Anfrage habe ich erhalten und danke Ihnen sehr herzlich für die Zusage, Sie in Spandau besuchen zu dürfen. Ich werde gleich nach meiner Ankunft in Berlin mich mit Ihnen telefonisch in Verbindung setzen, so um den 20. 9. 79. Ich brauche Ihnen nicht mehr versichern, wie sehr ich mich auf dieses erneute Wiedersehen freue: ich werde mit meiner Frau kommen, die Sie bisher nur von Ihren Kompositionen her kennt, vor allem von Ihren Orgelwerken, die in Itzehoe, in der St. Laurentii-Kirche, das ganze Kirchenjahr hindurch erklangen, in Gottesdiensten und in den geistlichen Abendmusiken.
> Die kleine beigelegte Geschichte eines skurrilen Stadtarztes Dr. Wollmer ist eine Milieu-Schilderung aus meiner ersten Kantoren- und Organisten-Stelle in Lauenburg/Pommern. Was den Wahrheitsgehalt dieser Geschichte anbelangt, möchte ich mich – trotz aller Beteuerungen darin – hinter Johann Peter Hebels klassischer For-

mulierung verstecken: „Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Geschichte vorkommt.“
Vielleicht macht Ihnen diese kleine Handarbeit Spaß. Es grüßt Sie Ihr „alter Schüler“

Alexander Kern

Der Besuch in Spandau am 22. September 1979

In Lemgo, bei unserer Begegnung im November 1976, hatte mich Pepping eingeladen, ihn mal in Berlin zu besuchen.

Im Sommer 1979 beschlossen Maria und ich, nun endlich mal nach Berlin zu fahren, das wir seit 1939 noch nicht wiedergesehen hatten. Vor allem wollte ich in Berlin Pepping besuchen und machte unsere Fahrt davon abhängig, ob er zu der von uns vorgesehenen Zeit auch im Johannesstift wäre. Ich wußte, daß das Ehepaar Pepping fast jedes Jahr an einen der italienischen Alpenseen fuhr, wo es ein Stammquartier hatte.

(Es kam zu den beiden im vorigen Kapitel enthaltenen Briefen.)

Nach unserer Ankunft in Berlin, am 20. 9. 79, setzte ich mich nachmittags telefonisch mit der Wohnung Pepping in Verbindung: und wir wurden von Frau Marianne eingeladen, am Sonnabend, den 22. 9. nachmittags 16.30 Uhr in Stift zu kommen. Sie bat mich aber gleichzeitig um die Telefonnummer unserer Pension, da es manchmal vom Gesundheitszustand ihres Mannes abhinge, ob er Besuch empfangen könnte oder nicht.

Am Sonnabendvormittag gingen Maria und ich Blumen kaufen für Peppings. Von unserer Pension „Fasanenhaus“ in der Fasanenstraße 73 waren es bis zu dem großen Warenhaus „Bilka“ in der Joachimsthalerstraße, dicht am „Zoo“, nur wenige hundert Meter. Am Haupteingang befand sich ein großer, reich beschickter Blumenstand. Wir stellten einen bunten Herbststrauß zusammen: drei große Büsche gelb-weißer „Spinnen“, dazu rotgoldene Türkenlilien und – als farblichen Gegensatz – einige tiefblauviolette Statizen.

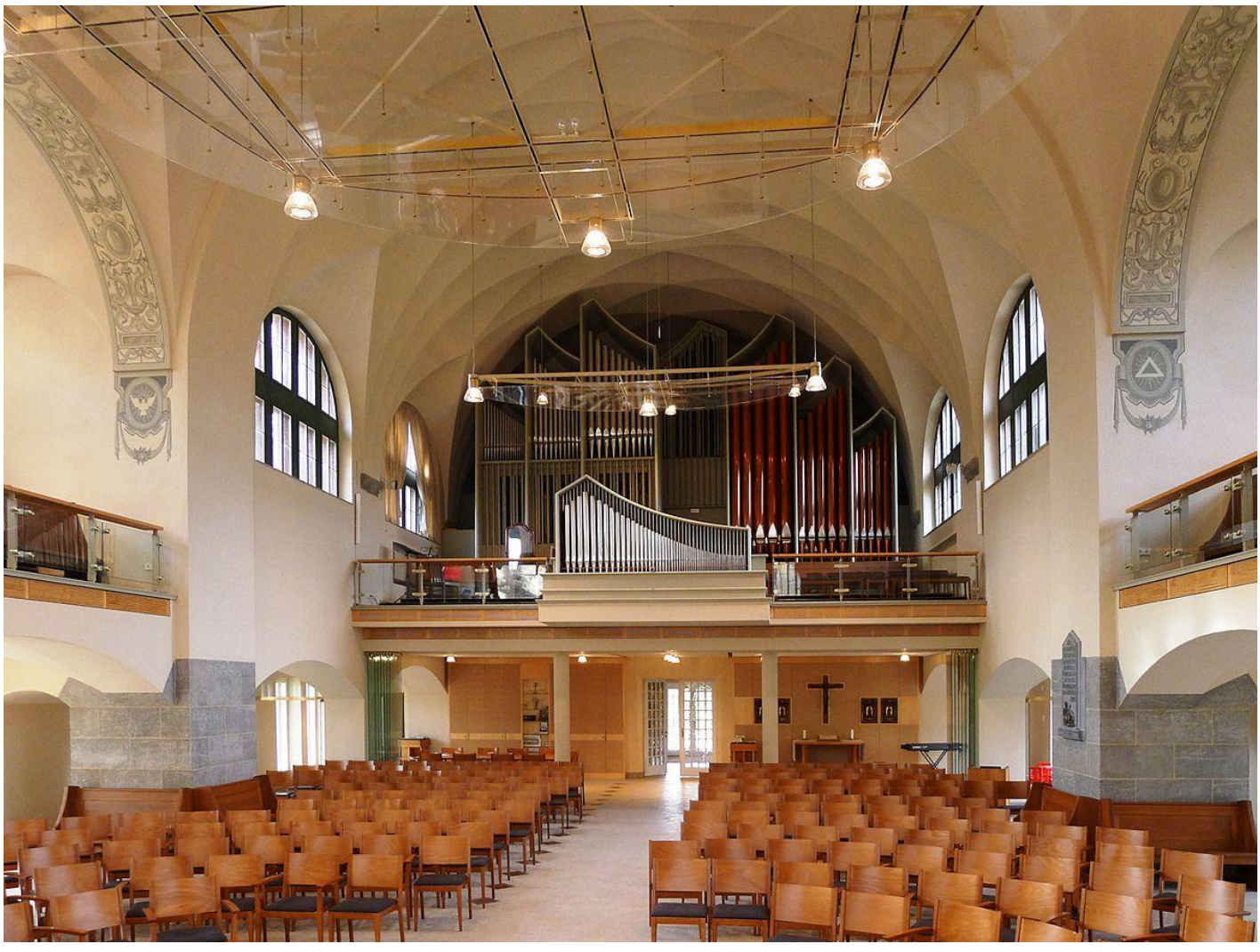
Bei strömendem Regen gingen wir nachmittags gegen 15 Uhr zur Zoo-Bahnunterführung, wo sich die Bushaltestelle der 54 befindet – nach Angabe von Frau Pepping. (Zu meiner Studienzeit, 1932–34, fuhr hier noch die alte „Elektrische“ 54!)

Johannesstift-Kirche
(Foto: Bodo Kubrak)

Stiftskirche (Foto: Bodo Kubrak)

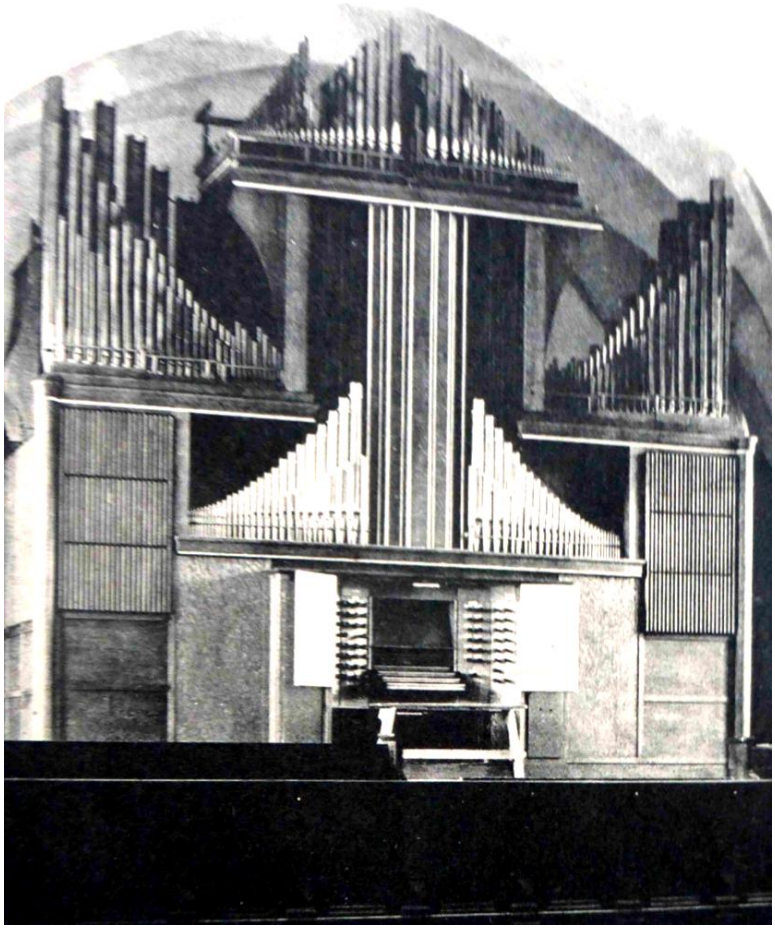
Der Bus brauchte ca. 50 Minuten bis Spandau-Johannesstift. Der dichte Regenschleier auf unserer Fahrt dorthin verhinderte leider, daß ich einige der „altbekannten“ Haltestellen der Straßenbahn ausmachen konnte: das (Vorkriegs-)„Knie“ war ganz verschwunden; an seiner Stelle war jetzt ein großes Rondell, der „Hermann-Reuter-Platz“, mit Blumenrabatten und Springbrunnen inmitten von Rasenflächen. Das Schloß Charlottenburg mit den beiden Kriegern (mit Schild und Schwert) am Portal, darüber die schöne Kuppel des Hauptbaues: ganz wie früher (das heißt: es war alles genauso wieder aufgebaut nach dem Kriege). Schon um 16 Uhr waren wir an der Endstation: Evangelisches Johannesstift. Ich hatte gar nicht mehr in Erinnerung, daß eine Reichsbahnlinie direkt vor dem Stiftseingang über die Chaussee ging, wohl nach Hakenfeld; oder wurde die Bahnstrecke erst nach dem 2. Weltkrieg aus „Sektoren-Gründen“ angelegt? Die alte Schusterwohnung des Pförtners stand noch, links vom Tor. Neu war ein einstöckiger Bau aus Glas und Beton mit Schalter

Stiftskirche mit der Walcker-Orgel von 1968 (Foto: Bodo Kubrak)



„Auskunft“, rechts am Wegrand an der Doppel-Allee. Dort erfragten wir Peppings Wohnung (Früher wohnte er im Huberhaus). Er wohnte jetzt in der Kirchenmusikschule; im Parterre: Heinrich-Schütz-Haus. Da es für unseren Besuch bei Peppings noch zu früh war, es draußen aber regnete, gingen wir beide die rechte Platanenallee bis zur Stiftskirche hinauf, die äußerlich ganz unverändert ist. Glücklicherweise war eine der Seitentüren der Westfront offen. Wir setzten uns ins Kirchenschiff und hörten einem Orgelschüler zu beim Üben. (So, wie ich hier 1932–34 übte!) Er spielte „mit Brausen = alle Principale + Mixturen“ das Praeludium in „C“ aus Bachs Orgelwerken, Peters-Ausgabe Band II, 1 – mit den „Kaskaden“ im Pedal. Das Kircheninnere war (seit 1934) stark verändert; es wirkte jetzt viel schlichter und heller als zu „meinen Zeiten“. Das kitschige alte und dunkle Altar-Gemälde, der damalige Altar-Aufsatz, war nun in einen Vorraum der Kirche verbannt. Die dunklen bunten Glasfenster von damals hatte man ersetzt durch gelb-graues Kathedral-Glas; alle Wände waren hellgelb gestrichen.

Der Orgel-Prospekt war neu. 1934 stand hier noch eine Sauer-Frankfurt/O.-Orgel mit pneumatischer Traktur. Sie wurde 1937/38 ersetzt durch einen totalen Neubau: disponiert von Herbert Schulze (unserm damaligen Orgel-Experten und hervorragenden Organisten und Pianisten!). Erbaut wurde die Orgel von der Firma Kemper/Lübeck = 57 klingende Stimmen auf 4 Manualen, aber aus minderwertigem Material (Zinn und Holz). Auf der Abbildung dieser Orgelprospekt, der bis 1968 dort stand.



Stiftskirche: Kemperorgel, erbaut 1938

Nach dem 2. Weltkrieg wurde diese Orgel abgerissen – eine Reparatur wurde wegen des schlechten Materials von Fachleuten abgelehnt. –

Auf der Basis der zukunftsweisenden Disposition Schulzes (von 1937) wurde ein Neubau (wenig erweitert) von der Firma Walcker/Ludwigsburg erstellt im Jahre 1968: 61 klingende Stimmen, 4 Manuale, mechanische Schleifladen, Registertraktur = elektro-pneumatisch. (Siehe Abbildungen des Prospekts und der Disposition.)

Dieses Orgelwerk hörten wir. Der Schüler brauste uns etwas zu mächtig; aber wir blieben bis 16.25 Uhr sitzen und gingen erste dann hinüber ins Heinrich-Schütz-Haus, in die Berliner Kirchenmusikschule, zu Peppings Wohnung. Es regnete noch immer Bindfäden.

Erst fand ich unten im Parterre nicht das Namensschild der Peppings und stieg – probeweise – in den 1. Stock – sah dort an zwei Türen Namensschilder deutscher und japanischer Studierender = Internatsbewohner! Dann fanden wir im Erdgeschoß links doch die Pepping-Wohnung.

Stiftskirche: Disposition der Walcker-Orgel (1968)

Hauptwerk II. Manual C-a^3	**Rückpositiv** al. Manual C-a^3	**Brustwerk** III. Manual C-a^3
1. Quintadena 16‘	12. Rohrgedackt 8‘	23. Gedackt 8‘
2. Prinzipal 8‘	13. Prinzipal 4‘	24. Blockflöte 4‘
3. Oktave 4‘	14. Oktave 2‘	25. Prinzipal 2‘
4. Quinte 8/3‘	15. Oktave 1‘	26. Scharf 3fach ½‘
5. Oktave 2‘	16. Scharf 4fach 1‘	27. Zimbel 1fach ¼‘
6. Mixtur 4–6fach 4/3‘	17. Sesquialtera 2f. 4/3‘ + 4/5‘	28. Quintadena 8‘
7. Scharf 2–3fach 1/3‘	18. Holzflöte 8‘	29. Waldflöte 2‘
8. Gedackt 8‘	19. Nachthorn 4‘	30. Nasat 8/3‘
9. Rohrflöte 4‘	20. Sifflöte 4/3‘	31. Terzian 2fach 8/5‘ + 8/6‘
10. Schweizerpfeife 4‘	21. Septime 8/7‘	32. None 8/9‘
11. Trompete 8‘	22. Bärpfeife 8‘	33. Tredezime 8/13‘
	Tremulant	34. Rankett 16‘
		35. Krummhorn 8‘
		36. Trichterregal 4‘
		Tremulant

Schwellwerk IV. Manual C-a^3	**Pedal** C-g^1	**Koppeln**
37. Lieblich Gedackt 16‘	47. Prinzipal 16‘	Rückpositiv/Hauptwerk
38. Trichterflöte 8‘	48. Oktave 8‘	Brustwerk/Hauptwerk
39. Holzgedackt 4‘	49. Oktave 4‘	Schwellwerk/Hauptwerk
40. Prinzipal 2‘	50. Rauschpfeife 3fach 4‘	Brustwerk/Rückpositiv
41. Scharf 2fach 1/2‘	51. Mixtur 5fach 2‘	Schwellwerk/ Brustwerk
42. Terzglockenton I 2‘ + ½‘	52. Zimbel 3fach 1‘	Rückpositiv/Pedal
43. Terzglockenton II 2/5‘ rep.	53. Sesquialtera 2fach	Hauptwerk/ Pedal
44. Gemshorn 8‘ (Schwebung)	16/3‘ + 16/5‘	Brustwerk/ Pedal
45. Oboe 8‘	54. Subbaß 16‘	Schwellwerk/ Pedal
46. Trompete 4‘	55. Gedackt 8‘	
Tremulant	56. Hohlflöte 4‘	
	57. Nachthorn 2‘	
	58. Posaune 16‘	Schleifladen
	59. Dulzian 16‘	mechanische Spieltraktur
	60. Trompete 8‘	elektropneumatische
	61. Kornett 4‘	Registertraktur

Vom Ehepaar Pepping wurden wir sehr herzlich begrüßt und aufgenommen. Gedeckter Teetisch – aber er wünschte sich Café. Ich überreichte Frau Marianne unsern Herbststrauß, der farbenprächtig leuchtete und mit Vergnügen angenommen und gelobt wurde. Ein dienstbarer Geist der Peppings allerdings zwängte die schönen Blumen in eine kleine Vase – schade! Nun: auch Blumeneinstellen will gelernt sein.

Die Wohnung der Peppings war ganz schlicht eingerichtet: alles warmes braunes Holz und die Stoffe der Decken, Kissen und Vorhänge in rot und braun gehalten. Wohlhabend = üppig wirkten nur die sehr hohen offenen (!) Bücherregale, die vom Fußboden bis an die Zimmerdecke reichten, und in denen lange Reihen schöner alter Halblederausgaben standen, die jeder Bücherfreund nur mit Bewunderung (und Neid) betrachten kann (Pfui!). Nach Erkenntnissen der Musikkritiker ist Ernst Pepping einer der wenigen deutschen Komponisten, die vom Ertrag ihrer Veröffentlichungen gut leben können. Aber – warum sollte er sich nicht diesen bescheidenen Luxus leisten? Peppings haben keine Kinder und literarisch gehen seine Interessen bekanntlich weit über sein Fachgebiet hinaus. Leider fand ich an diesem Nachmittag keine Zeit mehr, die reiche Büchersammlung genauer zu betrachten, was die Autoren anbetrifft. Als wir um den Teetisch saßen, war bald ein lebhaftes Gespräch im Gange.

Seit ich Herrn Pepping vor drei Jahren in Lemgo getroffen hatte, war er nun stark gealtert. Er hüstelte viel und stark; es quälte ihn, aber er rauchte unentwegt weiter: ein Zigarillo, eine Zigarette nach der anderen. Meistens wurde der nächste Glimmstengel am alten angezündet. Manchmal lehnte Pepping sich wie erschöpft zurück in den Sessel und schloß die Augen: Das Gesicht hager, abgemagert.

Pepping bot uns auch zu rauchen an. Als wir aber beide dankten, sagte er: „Gott sei Dank, da sind Sie gut dran, wenn Sie nicht rauchen müssen!“ Er machte einen müden, abgespannten Eindruck, trotz vieler kleiner Anzüglichkeiten und ironischer Einwürfe in unserem Gespräch: wie das so seine Art war.

Er fragte unter anderem nach meiner Tätigkeit in Lauenburg/Pommern. Er spielte damit auf meine Wollmer-Geschichte an, die ich ihm zu seinem Geburtstag (12. 9.) geschickt hatte. Er hatte sie inzwischen gelesen und fragte mich beim Abschied, ob ich die Geschichte auch wieder mitnehmen wollte, was ich verneinte. –

Ich berichtete Pepping, daß ich seine beiden frühen Orgel-Partiten über: „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ und „Wer nun den lieben Gott läßt walten“ (1933) zusammen mit Werken von Hindemith (2. Orgelsonate) und Nepomuk David („Wach auf! Du deutsches Land“) mehrmals in Orgelmusiken in Lauenburg gespielt hätte; von meiner Lehrtätigkeit an der dortigen Hochschule für Lehrerbildung: 60 Orgelschüler jede Woche, in Gruppen zu 4 Schülern; Ausbildung zur kirchlichen „C“-Prüfung“; auch von meiner weiteren Tätigkeit in der Salvator-Kirchengemeinde als Kantor: Singestunden mit der Gemeinde in Verbindung mit Chorsängern zur Einführung des neuen Gesangbuches für Brandenburg und Pommern (1931). – Ich berichtete weiter von meinen 27 Dienstjahren (nach dem Krieg) in Itzehoe/Holstein: Als Novum in dieser Stadt = die Erstaufführung aller 3 Schütz-Passionen, der „Sieben Worte“, der „Musikalischen Exequien“ und vieler Psalmen-Motetten aus der „Geistlichen Chormusik“ von 1648. Weiter: von meinen Orgelschülern über Jahrzehnte, die ich neben dem „Orgelbüchlein“ von Bach, V. Band Peppings „Kleines Orgelbuch“ spielen ließ; von den ca. 250 Geistlichen Abendmusiken in Itzehoe und der Propstei Münsterdorf: darin viele Wiedergaben von seinen großen Choralbearbeitungen, den späten Partiten und der wiederholten Aufführung der berühmten Toccata: „Mitten wir im Leben sind“, deren Bekanntschaft ich durch Professor Fritz Heitmann machte, dem Pepping sie gewidmet hat (1942); weiter von den Kirchenmusiktagen in meiner Propstei, in Itzehoe, Wilster und Krempe.

Aus dieser meiner Arbeit in Itzehoe hatte ich Pepping 10 Tage vor unserer Abreise nach Berlin zwei eigene, das heißt: selbstkomponierte Kantaten zugeschickt. Der Begleittext lautete:

15. 9. 79

Sehr geehrter Herr Pepping!
Eine Entschuldigung voraus: Meine Frau und (in etwas abgeschwächter Form auch) ich sind der Meinung, daß es eigentlich zu weit geht, Ihre Geduld zu strapazieren, indem ich Sie höflich bitte, die beiliegenden eigenen Choralbearbeitungen kurz durchzusehen. Es sind Arbeiten, die für die mir um 1960–70 an der St. Laurentii-Kirche in Itzehoe zur Verfügung stehenden Musiziergruppen entstanden sind. Damals hatten wir einen Kinderchor von 40 und einen gemischten Erwachsenenchor von 60 Stimmen, 16 Streichinstrumente, Cembalo und Orgel. Wir haben damals diese Choralkantaten mehrfach in Gottesdiensten und Geistlichen Abendmusiken aufgeführt. – Ich versichere Ihnen, daß dies bestimmt das letzte Mal ist, daß ich

Ihnen mit eigenen Sätzen unter die Augen trete. Ich könnte diese Blätter nach unserem Besuch bei Ihnen wieder mitnehmen.

Es grüßt Sie …

Beilagen: a) Kantate „Der Mond ist aufgegangen“ für Gemischten Chor, Kinderchor, Streicher und Orgel (1964), und
b) Kantate „Ich steh an Deiner Krippen hier“ für Gemischten Chor, Kinderchor, Streichorchester, Cembalo und Orgel (1965)

Peppings Urteil über diese beiden Kantaten, jetzt bei unserem Besuch, lautete sinngemäß: „Herr Kern, ich habe Ihre Kantaten durchgesehen. Sie muten Ihren Chorsängern und Instrumentalisten ja allerhand zu: fleißige Arbeiten sind das: ganz in Ordnung!“

Besonders schien ihm der „Mond“ zu gefallen, weniger das Weihnachtslied. Daran monierte er die Verwendung eines 2. cantus firmus („Joseph, lieber Joseph mein“ im 2. und 7. Vers). Dazu Pepping: „Wissen Sie, das ist zu billig, zu zufällig, das finde ich nicht gut so! Bleiben Sie doch beim ersten cantus firmus.“ Ich darauf: „Aber im ‚Mond‘, Vers 5, ‚Gott, laß Dein Heil uns schauen‘, habe ich doch auch einen 2. cantus firmus angebracht: ‚Nun ruhen alle Wälder‘!“ Pepping meinte dazu: „Das ist vom Wesen der Melodie und auch textlich zu vertreten.“ Ich: „Auch die Polyrhythmie dabei?“ Pepping: „Ja, dort ist sie möglich, das kann man machen! Wie gesagt: fleißige Arbeiten, Sie haben darin Ihren Chören allerhand Aufgaben gegeben.“ (Ehrlich gesagt: Mir war das, war ein Werturteil von Ernst Pepping über diese meine Kantaten natürlich sehr wichtig. Für mich war er die höchste „Jury“. Ich dankte ihm, daß er sich die Zeit genommen hatte, die Noten durchzusehen.

– – –

Hier füge ich eine Reihe größerer eigener Arbeiten ein, die ich in Lauenburg/Pommern vor dem Weltkrieg komponierte und Pepping zuschickte:

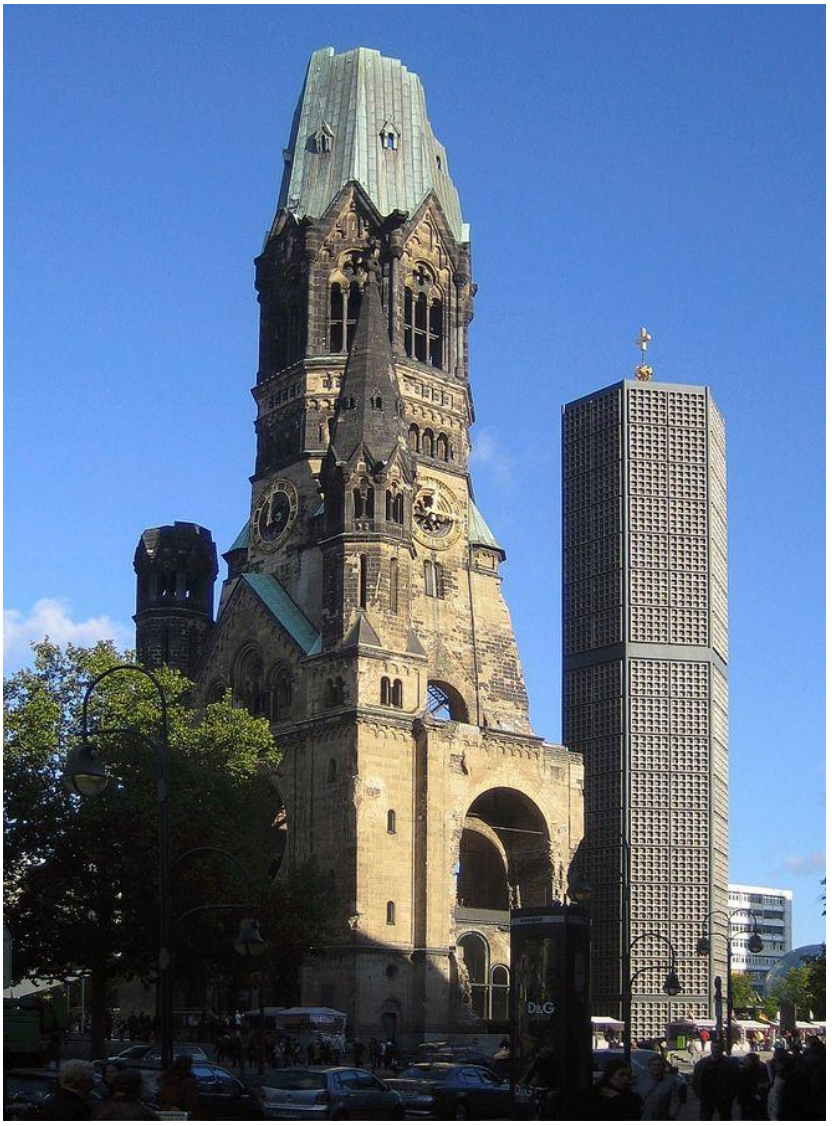
1) Choralmotette „Aus tiefer Not“ EKG Nr. 140 für 1–4stmminge Chor a cappella in 5 Strophen (Siehe Seite 123)
2) Musik für Streichorchester über „So treiben wir den Winter aus“ in 6 Variationen
3) Choralsatz: „Die Herrlichkeit auf Erden“ EKG 325 für 3 Flöten, Cello Contrabaß, Cembalo und 4stimmigen Chor (Siehe Seite 154)
4) Kantate „Tag des Zornes, Tag der Zähren“ (dies irae) altes Pommersches Gesangbuch Nr. 518 für 1–4stimmigen Chor, 2 Soloflöten, Streicher und Orgel
5) Choralsatz: „Mitten wir im Leben“ EKG 305 in 3 Strophen für 3stimmingen Gemischten Chor, Solo-Violine und Orgel

Nach dem Kriege:

6) Kantate „Unser keiner lebt sich selber“ für 3–5stimmigen Chor, Streicher, Orgel (Choral „Wer nur den lieben Gott läßt walten“) (Siehe Seite 156)
7) Triosatz „Auf, auf, ihr Reichsgenossen“ für Solovioline, Solocello und 1stimmigen Kinderchor EKG Nr. 8 (Siehe Seite 164)
8) Kantate „Der Mond ist aufgegangen“ EKG 368 für Kinderchor, 1–4stimmigen Gemischten Chor und Orgel (1964) in 7 Strophen (Siehe Seite 165)
9) Kantate „Ich steh an Deiner Krippen hier“ EKG 28 für 1–2stimmigen Kinderchor, 3–4stimmigen Gemischten Chor und Orgel in 9 Strophen (1965) (Siehe Seite 167).

– – –

Berlin: Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche (Foto: Manfred Brueckels)



Dann erzählten Peppings vom Kriegsende in Berlin. Er: „Wir hatten damals auf dem Gelände des Johannesstiftes schwere 8,8-Flakbatterien. Die Bedienungsmannschaften waren zum Teil auch in unserm Haus untergebracht. Die Flak-Soldaten nannten das Haus der Kirchenmusikschule das ‚Schützenhaus', was wußten die schon, wer Heinrich Schütz war!"

Am Tage der Besetzung des Johannesstiftes durch die Rote Armee waren beide Peppings bei Bekannten in der Berliner Innenstadt. „Als wir zurückkamen, fanden wir unsere ganze Wohnung geplündert. Unsere ganze Korrespondenz zum Beispiel hatten sie in den Stiftsteich geworfen – alles vernichtet!"

Wir erzählten dann von unserem Hausstand in Lauenburg/Pommern: der Totalverlust der Instrumente, der Noten, der großen Bibliothek und des gesamten Hausrats. – Dann kam ich auf meine Gesangbuch-Sammlung zu sprechen, die ich ab 1947 in Itzehoe zusammenbrachte: rund 200 Gesangbücher, darunter 90 mit Noten, 3 aus dem 16. Jahrhundert, 14 aus dem 17. Jahrhundert, viele aus dem 18. Jahrhundert. Darauf Pepping: „Frühe Ausgaben aus solchen Jahrhunderten: die halten Sie nur gut fest, die sind sehr wertvoll!"

Wir kamen auf Gerhard Schwarz zu sprechen, der noch unter russischer Besatzung als Organist in hohem Ansehen in Schlesien gewirkt hatte, als „артист" eine Künstler-Sonderstellung hatte. Als er nach 5 Jahren in den Westen ging, erhielt er von den russischen Behörden die Erlaubnis, seine Möbel und Bücher in einem Eisenbahnwagen mitzunehmen; es waren dabei auch viele wertvolle Bände, die Schwarz aus zerstörten schlesischen Bibliotheken gerettet hat. Gerhard Schwarz stammt aus Reußendorf bei Waldenburg in Schlesien und

Berlin: Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche (Foto: Arturo Feralaas Mann)

spricht Polnisch. So hat er viele bibliophile Kostbarkeiten mitgebracht. Pepping sagte: „Schätze waren dabei!“ Daraus schloß ich, daß Pepping die Bücher bei Schwarz gesehen hatte. (Als ich 1981 Gerhard Schwarz in Herberhausen bei Göttingen besuchte, wo er noch regelmäßig Gottesdienst spielt, erzählte er mir, daß er die alten wertvollen Bände an eine Bibliothek in Göttingen abgegeben hätte.) –

Nach einer Stunde lebhafter Unterhaltung machten wir Anstalten, uns zu verabschieden, damit der Besuch Pepping nicht zu viel würde. Aber beide Peppings baten uns dringend, doch noch zu bleiben.

Sie erzählten von der Schnitger-Orgel in der Schloßkapelle in Charlottenburg (vorher hatte ich die Schnitger-Orgel auf Pellworm erwähnt). Vorsorglich hatte man im Krieg diese schöne alte Orgel ausgebaut und tief im Inneren des Schloßkellers gelagert; aber dann sei grade in dem Schloßtrakt alles durch schwere Bomben und Luftminen zerstört worden. Schade, so ein herrliches, unersetzliches Orgelwerk. Wir, Maria und ich, hatten sie zuletzt auf unserer Hochzeitsreise im Juli 1939 gehört. –

Von Zeit zu Zeit legte Pepping sich in seinem bequemen Lehnstuhl zurück – hustete mühsam, quälend – schluckte – räusperte sich wiederholt – aber nach einer Minute zündete er sich wieder eine neue Zigarette an – und qualmte weiter!

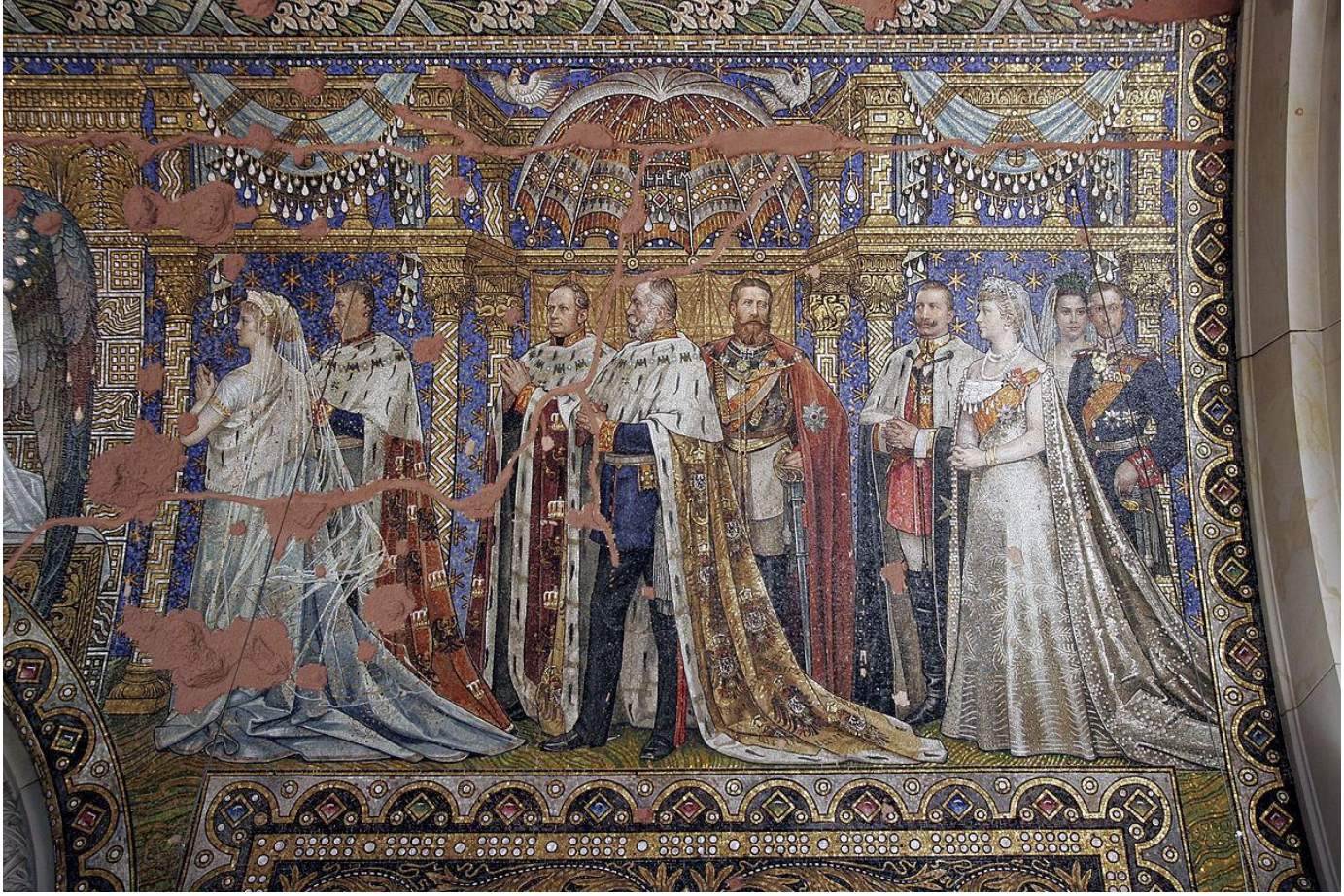
Peppings fragten auch nach unseren Kindern, die wir vorher kurz erwähnt hatten, und wir erzählten einiges über ihre Schulzeit, ihr Mitsingen im Kinder- und Kirchenchor, ihr Klavierspiel und ihr Aufwachsen mit Bach, Mozart und der zeitgenössischen Kirchenmusik, ihren verschiedenen Studiengängen und Berufen. –

Als ich Pepping zum Schluß noch ein paar Zeichnungen, Proben meiner umfangreichen „Freizeitbeschäftigung“: den mittelalterlichen Steinmetz-Zeichen zeigen wollte, fanden wir die Mappe nicht im Flur. Uns fiel ein, daß wir diese vielleicht in der Stiftskirche hatten liegen lassen. –

Nach diesem langen Besuch – es ging schon stark auf 19 Uhr – verabschiedeten wir uns von Ernst und Marianne Pepping, die uns bis zur Haustür begleiteten. Frau Marianne war mir bei diesem Besuch wesentlich angenehmer, weniger abweisend, weniger hoheitsvoll als in Lemgo erschienen. –

Als wir aus dem Schütz-Haus traten, regnete es immer noch. Zuerst gingen wir in die Stiftskirche, um auf den Bänken nach der schwarzen Mappe zu suchen. Zum Glück war Licht in der Kirche: es übte also noch ein Schüler! Durch das helle Glas eines Seitenfensters sahen wir dann unsere Mappe friedlich auf einer Kirchenbank liegen. Die Kirchentür war nun zwar abgeschlossen, aber durch beharr-

Berlin: Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche – Mosaik im Innern der Ruine (Foto: Glückspirat)



Berlin: Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche – Mosaik im Innern der Ruine: Die Hohenzollern (Foto: Armin Kübelbeck, CC-BY-SA, Wikimedia Commons)

liches Klopfen an Türen und Fenstern (oder vielleicht auch, weil seine Übungsstunde vorbei war), öffnete uns ein junger Mann die Kirchentür und wir holten die vermißte Mappe. Dem Orgelschüler stellte ich mich vor als ehemaliger Studierender der Berliner Kirchenmusikschule und fragte nach seinem Alter: er war Jahrgang 1953. So grüßte der Jahrgang 1911 – der Studierende von 1934 – den Jahrgang 1953 – den Studierenden von 1979: über zwei Generationen hinweg!

Bei unserer Bus-Rückfahrt, durch die abendlichen Lichterketten Spandaus, machte ich Maria auf den großen Rathausmarkt aufmerksam, auf dem sich 1931–32 die Massen der zigtausend Arbeitslosen drängten zu ihrer täglichen Meldung beim Arbeitsamt, zum Abholen ihrer ganz geringen Unterstützung. Ich dachte auch an die damals auf diesem Platz schnell aufgeschlagenen Tische und Bänke für gerissene Skatspieler (um Geld), die den Arbeitslosen auch noch die letzten Groschen aus der Tasche lockten. 6 Millionen Arbeitslose gab es damals in Deutschland!

Dann fuhren wir den Spandauer Berg herab – an der alten U-Bahn-Endstation Ruhleben vorbei, zum Reuterplatz und zum Zoo. Über den Ku-Damm waren wir dann – immer noch bei pladderndem Regen – bald wieder im „Fasanenhaus“.

Am nächsten Abend gingen wir zu dem Ruinenturm der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, der allein von der großen Kirche übriggeblieben ist. Daneben steht jetzt der Stahl-Glas-Turm der neu erbauten Kirche. Als wir am Fuß des alten Turmes standen, besichtigte gerade der italienische Staatspräsident Bertini die Ruine, umgeben von einer großen neugierigen Menge. Im Sockel des Turmes ist die gewölbte Eingangshalle erhalten (Abbildung), deren kostbare Mosaiken das Hohenzollerngeschlecht verherrlichen; durch diese Halle ging ich zur Orgeltreppe, 1933–34, jede Woche zum Orgelunterricht bei Organist Walter Drwenski, dem Nachfolger von Professor Fritz Heitmann, der die große Sauer-Orgel 1901 disponiert hatte.

†

Ernst Pepping
starb am 1. Februar 1981

Zu seinem 80. Geburtstag, den er nicht mehr erleben durfte, dem 12. September 1981, schrieb ich seiner Frau Marianne folgenden Brief:

Bad Salzuflen 9. September 81

Sehr verehrte Frau Pepping!
Erlauben Sie mir, bitte, zum Geburtstag Ihres Mannes, meines unvergeßlichen Lehrers, der diesen Tag nicht mehr erleben durfte, Ihnen einen Gruß dankbaren, stillen Gedenkens zu schicken.
Ich bin nur ein unbedeutender Kantor und Organist aus der großen Schar der heute amtierenden Kirchenmusiker, die es als ihre Ehre betrachten, in ihrer Amtszeit die Vokal- und Instrumentalwerke Ernst Peppings aufzuführen und somit den Kirchengemeinden nahezubringen.
Ich gehöre auch zu der wesentlich kleineren Gruppe der Auserwählten, die von ihm in der Berliner Kirchenmusikschule im Spandauer Johannesstift direkt im Tonsatz unterwiesen wurden und die damit auch menschlich dem großen Meister der Satzkunst nahe sein durften. –
Im November 1976 hatte ich zu meiner großen Freude Gelegenheit in Lemgo, bei dem Kollegen Walther Schmidt den nun Heimgegangenen wiederzusehen und – auf Ihre freundliche Einladung hin, ihn und Sie, Frau Pepping, im September 1979 in Ihrer Wohnung im Johannesstift besuchen zu können, um ihm zu danken für alles, was mich durch seinen Unterricht und durch sein kompositorisches Schaffen in meinem kirchlichen Amt reichgemacht hat, so daß ich es wiederum weitergeben konnte an meine Kirchengemeinde und an meine Orgelschüler. –
Wenn ich eines der Orgelwerke Ihres Mannes herausgreifen darf, das mir in meiner ganzen Dienstzeit besonders am Herzen lag und noch heute liegt, so ist es keins der großen, mehrteilige Orgelwerke – wie die Orgelkonzerte, die Bachfugen, die Choral-Partiten oder die gewaltige Toccata über „Mitten wir im Leben“ –, sondern es ist das verhaltene Choralvorspiel zu „Wie soll ich dich empfangen“ aus dem 1. Band des großen Orgelbuches. Wenn ich sagte, daß dieses Vorspiel – rein formal ein 2stimmiger Kanon des colorierten cantus firmus in der Oktave zwischen Sopran und Tenor – für mich ein unbestrittener Höhepunkt evangelischer Orgelmusik unserer Zeit ist, der in seiner genialen Erfindung gleichwertig neben den unvergänglichen Choralbearbeitungen eines Buxtehude oder Bach steht, dann schließe ich mich – dem Sinne nach – hierin nur dem prominenten Urteil eines Oskar Söhngen an.

Dieses Choralvorspiel ist für mich glaubensmäßig der Inbegriff alles dessen, was wir unter Adventsfreude, unter der Freude auf das Kommen des Heilands (auch eschatologisch gesehen) in unserer Kirche empfinden. Insofern ist diese Orgelmusik – ganz abgesehen von der vollendeten Komposition – eine ganz einmalige christliche Aussage, congenial dem Text von Paul Gerhardt. Ich sehe diese Orgelkomposition auch im Zusammenhang mit dem „Beschluß“ der Choralmotette über „Kommt und laßt uns Christum ehren“ in der „Weihnachtsgeschichte des Lukas“ Ihres Mannes.

In dankbarer Erinnerung an meinen verehrten Lehrer
grüße ich Sie.

Ihr ergebener
Alexander Kern

Brief

28. 10. 81

MARIANNE PEPPING
1000 BERLIN 20 (SPANDAU)
JOHANNESSTIFT
TELEFON 3 35 12 74
KIRCHENMUSIKSCHULE

Lieber Herr und Frau Kern!
Ich war sehr gerührt, dass Sie meines Mannes gedachten am 12. Sep. Es ist immer noch ein grosser Schmerz für mich, dass er nicht mehr da ist. Dass Ihnen die Musik meines Mannes so viel bedeutet, hat mir so wohl getan zu hören.
Ich war wegen einiger der vielen Gedächtniskonzerte in dieser Zeit öfter unterwegs und so konnte ich Ihnen nicht eher für Ihren lieben Brief danken. Ich muss Ihnen noch erzählen, dass mein Mann und ich mit Interesse Ihre Chronik[18], die Sie uns hierliessen, gelesen haben. Das war so gut erzählt in Form und Inhalt und hat uns Freude gemacht. Vielen Dank dafür. Vielleicht macht es Ihnen Freude, wenn ich Ihnen zur Erinnerung an Ihren Lehrer ein Bild sende.
Mit allen guten Wünschen und herzlichen Grüßen
Marianne Pepping

Hier enden die Aufzeichnungen über meine Studienzeit 1931–38.

[18] Alexander Kerns Geschichte „Die Furcht des Dr. Wollmer“

Dies ist das Choralvorspiel über „Wie soll ich dich empfangen“ I., im 1. Band des großen Orgelbuches von Ernst Pepping, das ich im Brief an seine Frau analysiert und besprochen habe.

A. Kern

Anhang

Postkarte

Ernst Pepping
Berlin-Spandau
Johannesstift
Telefon: 37 41 41

Herrn Alexander Kern
Organist
Itzehoe/Holstein

den 8. 4. 47

Lieber Herr Kern!
Gewiss erinnere ich mich Ihrer, und es freut mich von Ihnen zu hören. Ich kann mir lebhaft vorstellen, was es für Sie bedeuten muss, nach 6 ½ jähriger Militärzeit wieder in Ihrem Beruf tätig zu sein, und ich wünsche Ihnen herzlich alles Gute. Zur Durchsicht einer Komposition bin ich bereit, sofern Sie nicht postwendende Antwort erwarten, die mir nur selten möglich sein wird. Über die Verhältnisse im Stift werden Sie gewiss bereits von anderer Seite informiert worden sein, ebenso über das Weiterbestehen und die Weiterarbeit der Schule. Vielleicht bietet sich doch einmal hier in späteren besseren Zeit die Möglichkeit eines Zusammentreffens der Altschüler. Einstweilen mit besten Grüßen

Ihr Ernst Pepping

Brief

Alexander Kern
Kirchenmusikdirektor

221 Itzehoe/Holst., 9. Dez. 1971
Liliencronstr. 1
Telefon 4132

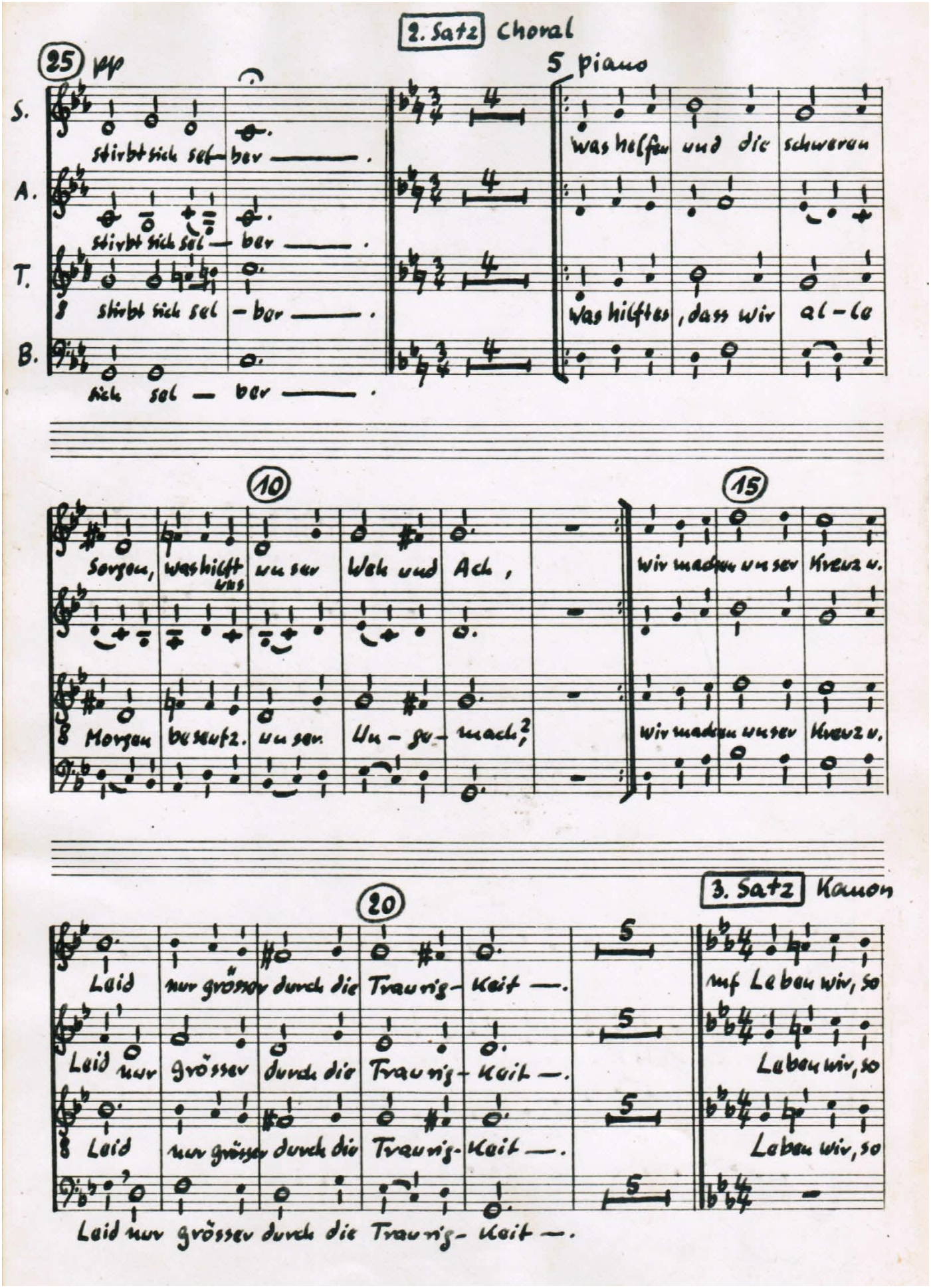
Sehr verehrter Herr Pepping!
Heute möchte ich Ihnen herzlich danken für Ihren Gruß vom 5. 12. Da ich in Itzehoe bekannt bin „wie ein bunter Hund“ (ich bin hier geboren!), landete Ihr Brief prompt bei mir. Danken möchte ich Ihnen vor allem, daß Sie Zeit gefunden haben, auch auf meinen Gruß zu Ihrem 70. Geburtstag zu antworten – wo Sie so viele Glückwünsche erreicht haben. Bitte erlauben Sie, daß ich ihnen einen kleinen 3st. Satz beilege, den wir – alternatim – hier schon mehrfach in Adventsgottesdiensten musiziert haben . Thomas Selle war von 1634–41 Kantor in unser Itzehoer St. Laurentii-Kirche. Deshalb singen wir seine Choralweisen (8, 418) schon aus Lokalpatriotismus. Ich habe auch seine 6st. Johannespassion aus dem Jahr 1643 und einzelne Kantaten hier zum erstenmal aufgeführt. Seit 1946 singe ich mit meinem gemischten Kirchenchor von 50 Stimmen und einem Kinderchor von 30 Stimmen.
In der Woche nach Ostern nächstes Jahr werde ich mit Organisten aus Schleswig-Holstein nach Berlin kommen. Ich werde mir dann erlauben, bei Ihnen im Johannesstift vorzusprechen.

Es grüßt Sie zur Weihnacht
Ihr dankbarer
Alexander Kern

nach dem Motiv aus einem mittelalterlichen Totentanz
Die Herrlichkeit auf Erden
EKG 527 V. 1 + 7
A. Kern 1934 Sp.
Flöte I
II.
III.
Langsam
mf
S.
A
Chor
T.
B.
[Viola]
Cello
C.-Baß
pizz.
mf
piano
mf
Flöten
forte
mf
Die Herrlichkeit auf Er – den muss
Chor
Wir rechnen darum dass — wir
Cello
C.-B.
forte
mf

Text: Andreas Gryphius (1616–64)
Vertonung um 1750 im Kompositionsunterricht bei G. Schwarz und Hugo Distler, KMS Spandau

Kantate: Denn unser Keiner lebt sich selber
Chorpartitur
1. Satz
Grave
A. Kern 1949
S.
A.
T.
B.
Vorspiel
Denn unser Keiner,
Denn unser Keiner
Denn unser Keiner
Lebt sich sel-
15
selber, unser Keiner lebt
Keiner lebt s. selber, uns. Kein.
Lebt sich selber
selber, unser Keiner, unser
Keiner lebt s. sel-ber, unser Kei-ner l. s. selber
selber
-ber
unser Keiner lebt — sich selber
20
piano
und Keiner
stirbt sich selber
und unser Keiner
stirbt sich selber, u. Keiner, Keiner
und Keiner
stirbt sich selber
und unser Keiner
stirbt s. selber
und Keiner, Keiner
stirbt sich selber
und unser Keiner
stirbt s. selb.
und Keiner, Kein.
und unser Keiner, unser Kei-ner, unser Keiner stirbt s. selber, Keiner stirbt
„Star" Nr. 7, 14 Linien


2. Satz Choral
25
pp
5
piano
S.
A.
T.
B.
stirbt sich sel – ber
was helfen und die schweren
Was hilfts, dass wir al – le
Sorgen, was hilft uns
unser Weh und Ach,
Morgen beseufz. unser Un – ge – mach?
wir machen unser Kreuz u.
10
15
3. Satz Kanon
20
Laid nur grösser durch die Traurig – keit —.
auf Leben wir, so

„Star" Nr. 7, 14 Linien

breiter
20
ff Leben wir, so Le - ben wir, so Leben wird Herrn,
ff Leben wir, so Leben w. d. Herrn,
Leben wir, so Leb. wird Herrn
piano: sterben
piano: sterben wir, so
25
piano
ster - ben wir, so sterb. wird Herrn
sterben wir, so sterb. wird Herrn,
wir so sterb. wird Herrn —,
p: sterben wir so sterben
sterb. wird. Herrn —,
sterben wir —, so sterb. wird
30
piano: sterben wir so sterben wir — den
p: sterben wir so sterb. wir, so sterb wird. Herrn, ster - ben wir
wird den Herrn,
ster - ben wir — so sterb.
Her - ren, sterben wir so sterben wir, so ster - ben wir —, so

„Star" Nr. 7, 14 Linien

5
forte
piano
darum wir leben, darum w. leben, leben oder sterben, darum w. leben, darum wir
darum w. leben, darum w. leben, leben oder sterben, darum wir leben, darum wir
darum w. leben, darum w. leben, leben oder sterben, darum wir leb. darum wir
10
leben, leben oder sterb. ruf: so sind wir des Herrn, sind wir d. Herrn
leben, leben oder sterb. so sind wir d. Herrn, so sind wir d. Herrn, so
leben, leben oder sterb. so sind wir des Herrn, so sind wir d. Herrn
so sind wir des Herrn
15
forte
so sind wir d. H., so sind wir des Herrn, darum wir leben oder sterben
sind w. d. Her-ren, so sind wir des Herrn, darum wir leben
-ren, so sind wir des Herrn, da-rum wir leben oder
so sind wir des Her-ren, darum wir leben oder sterben, so sind
forte

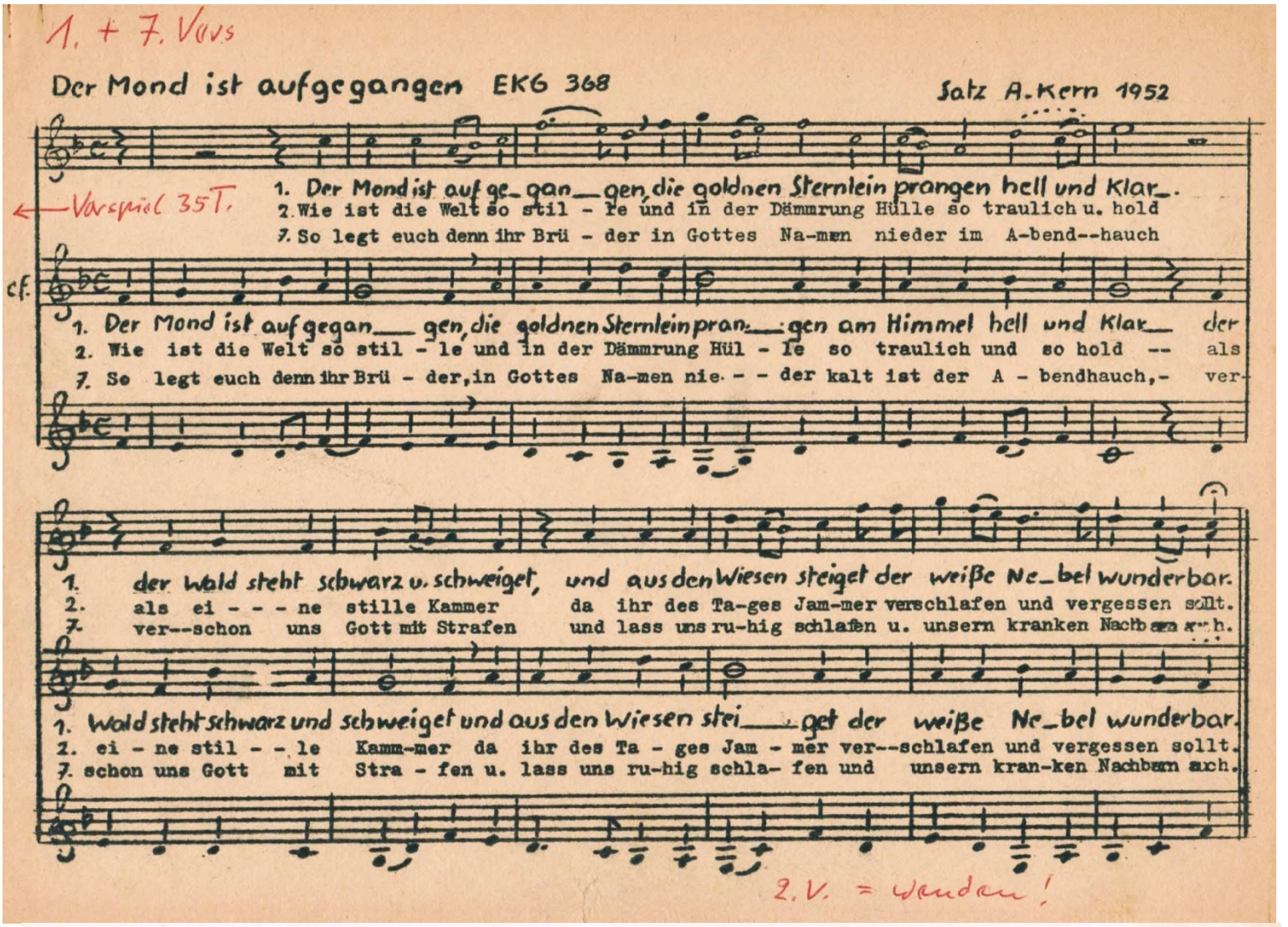
forte
20
Sing, bet und geh auf
Und trau des Höch — sten
so sind wir, so sind wir des H., darum wir leb. darum w. leben
leben oder sterben, so sind wir des H., darum wir leben, darum wir leben
sterben, so sind wir des H., darum wir leb. darum wir leben
wir, so sind wir des Herrn, so sind wir d. H.,
got — tes wegen verrichtet das Dei — ne
rei — chen sagen so wird er bei dir
darum wir leben, darum wir leben, leben oder sterben, darum wir leben
darum wir leben, darum wir leben, leben oder sterbe darum wir leben
darum wir leben, darum wir leben, leben oder sterb darum wir leb.
25
nur ge- treu —— ! dann welcher sei — ne
wer — den neu —— !
darum wir leben, leben oder sterben, forte: so sind wir d. Herrn
darum wir leben, leben oder sterben, forte: so sind wir d. Herrn, so sind
darum wir leben, leben oder sterben f: so sind wird. Herrn, so
so

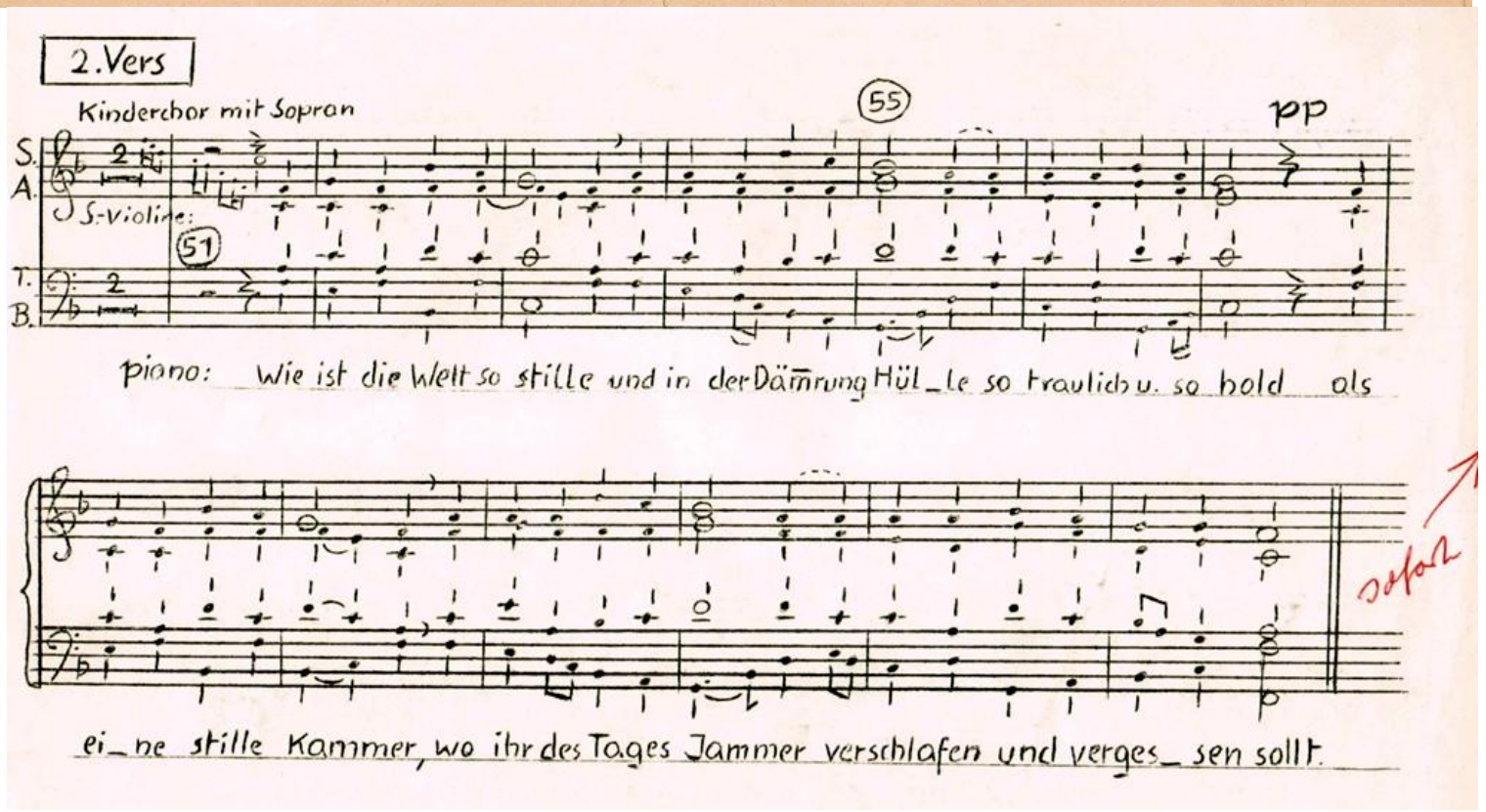
30
Zu – ver – sicht —— ff: auf Gott setzt, dau —— ver –
sind wir d. Herrn so sind wir des Herrn, so s. wir des Herrn, darum wir
wir des Herrn, so sind wir des Her – ren, so sind wir des Herrn,
sind wir d. Her – ren, so sind wir des Herrn
sind wir des Herrn, so sind wir des Her – ren, darum wir leben
35
– lässt er nicht : so sind wir des Herrn ——
> piano
leben oder sterb. so sind wir, so sind wir des Herrn, sind des
darum wir leb. leben oder sterben, so sind wir des Herrn, sind des
so sind wir d. Herren, so sind wir des, Herrn, sind des
oder sterben, so s. wir, so sind w. d. H., so sind wir d. Herrn, sind des
——.
Herrn.
Herrn. Ende
Herrn.

Adventlied:
„Auf, auf, ihr Reichsgenossen“
EKG Nr. 8
Text: Johann Rist, Wedel 1651
Melodie: Thomas Selle, Hamburg 1651

Satz für Kinderchor und 2 Solo-instrumente
Alexander Kern 1963

Meinem alten Kompositionslehrer Ernst Pepping legte ich (nach Autor- und Melodiekompositionsanmerkungen) diesen Triosatz vor im Jahre 1978)


1. + 7. Vers
Der Mond ist aufgegangen EKG 368
Satz A. Kern 1952
Vorspiel 35T.
1. Der Mond ist auf ge_gan__gen, die goldnen Sternlein prangen hell und klar_.
2. Wie ist die Welt so stil - le und in der Dämmrung Hülle so traulich u. hold
7. So legt euch denn ihr Brü - der in Gottes Na-men nieder im A-bend--hauch
cf.
1. Der Mond ist aufgegan__gen, die goldnen Sternlein pran__gen am Himmel hell und klar__ der
2. Wie ist die Welt so stil - le und in der Dämmrung Hül - le so traulich und so hold -- als
7. So legt euch denn ihr Brü - der, in Gottes Na-men nie- - der kalt ist der A - bendhauch,- ver-
1. der Wald steht schwarz u. schweiget, und aus den Wiesen steiget der weiße Ne_bel wunderbar.
2. als ei - - - ne stille Kammer da ihr des Ta-ges Jam-mer verschlafen und vergessen sollt.
7. ver--schon uns Gott mit Strafen und lass uns ru-hig schlafen u. unsern kranken Nachbarn auch.
1. Wald steht schwarz und schweiget und aus den Wiesen stei__get der weiße Ne_bel wunderbar.
2. ei - ne stil - - le Kamm-mer da ihr des Ta - ges Jam - mer ver--schlafen und vergessen sollt.
7. schon uns Gott mit Stra - fen u. lass uns ru-hig schla- fen und unsern kran-ken Nachbarn auch.
2. V. = Wenden!


2. Vers
Kinderchor mit Sopran
55
pp
S.
A.
S-Violine:
51
T.
B.
piano: Wie ist die Welt so stille und in der Dämmrung Hül_le so traulich u. so hold als
sofort
ei_ne stille Kammer, wo ihr des Tages Jammer verschlafen und verges_sen sollt

3. Vers

4. Vers: Gem. Chor unisono [Vorspiel = 9 T.] Wir stolzen Menschenkinder sind eitel arme Sünder und wissen gar nicht viel. Wir spinnen Luftgespinste und suchen viele Künste und Komm weiter von dem Ziel. [Nachspiel = 10 T. dann sofort 5. Vers]

5. Vers

6. Vers: Sopran + Solo-Violine [T. 126 – 139] Wollst endlich sonder Grämen aus dieser Welt uns nehmen durch einen sanften Tod, und wenn du uns genommen, laß uns in' Himmel Kommen, du unser Herr und unser Gott.

7. V. = 1. V.

Weihnachts-Kantate in 9 Strophen

„Ich steh an deiner Krippen hier"

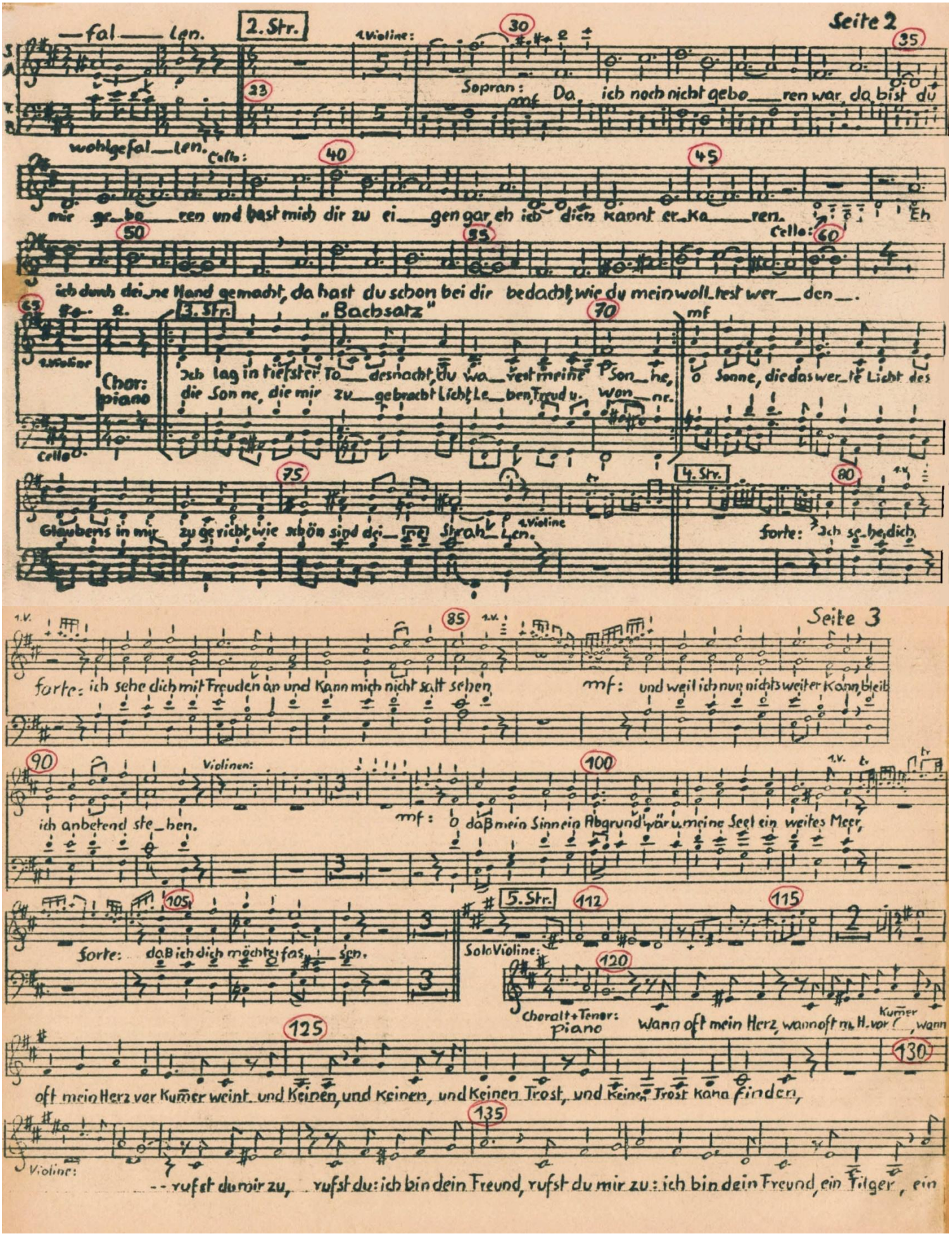
Worte von Paul Gerhardt 1653
Melodie von Joh. Seb. Bach 1736

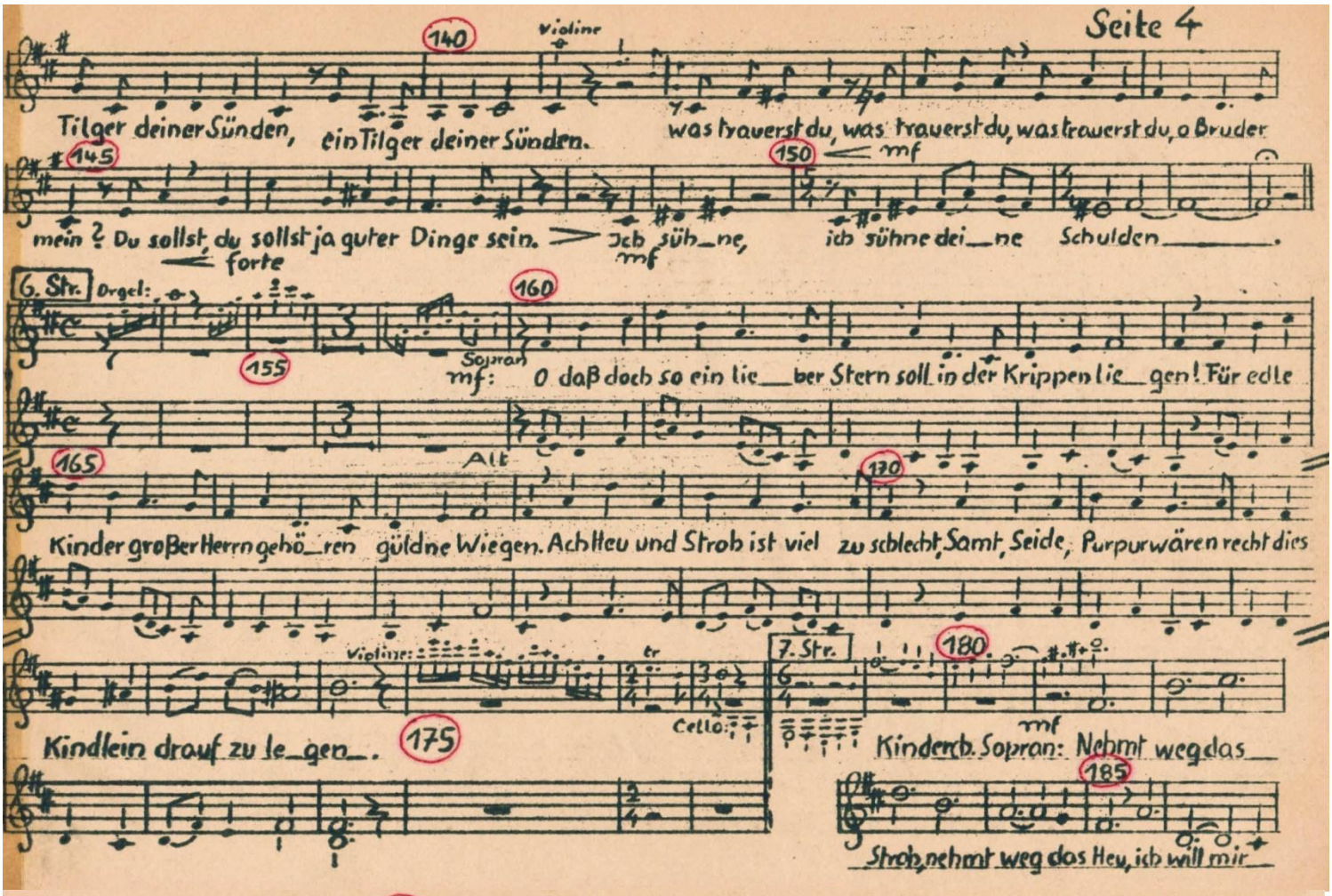
Für 1-2 st. Kinderchor, 4 st. gem. Chor, Solo-Violine,
Streichorchester und Orgel gesetzt von

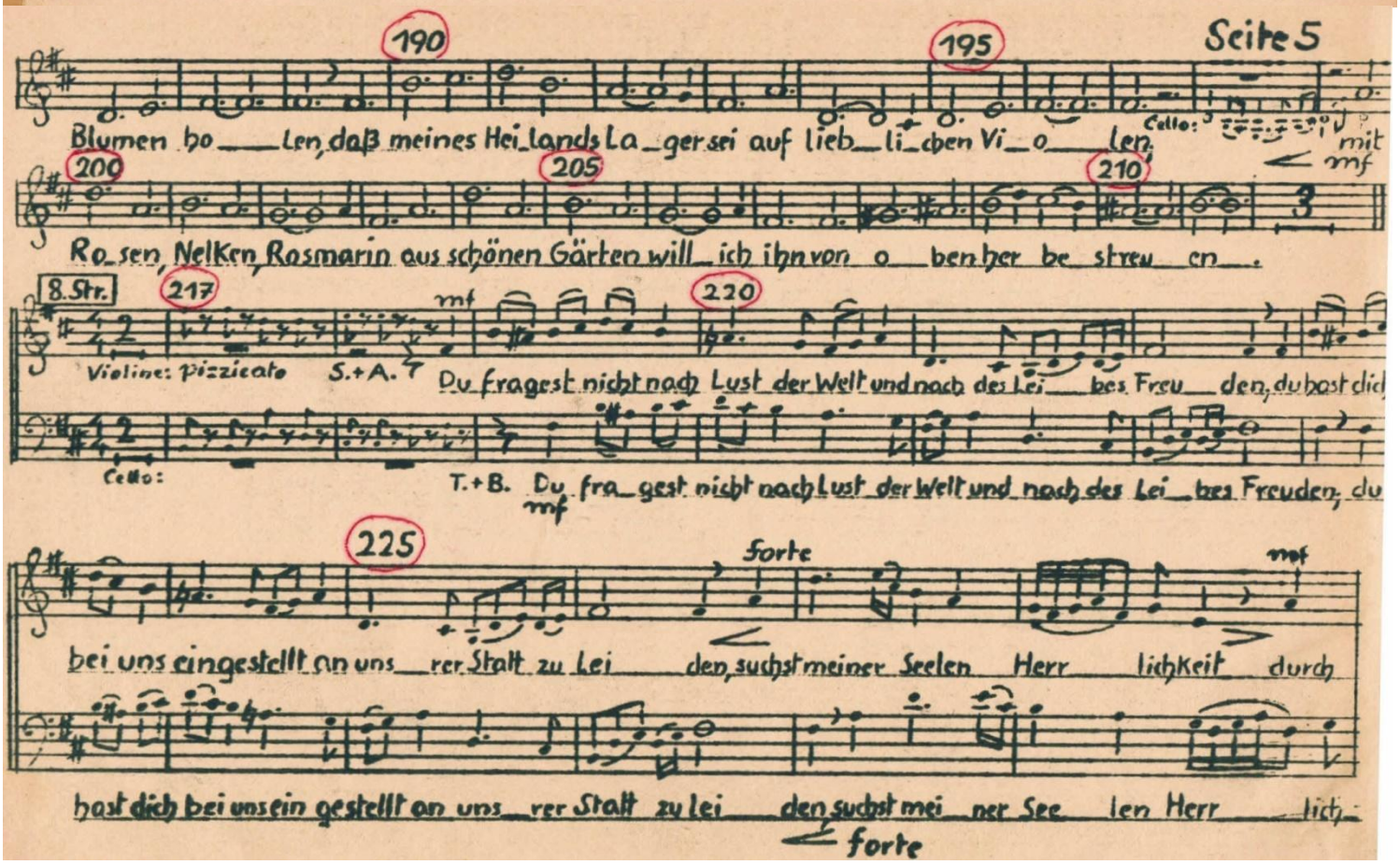
Alexander Kern 1965

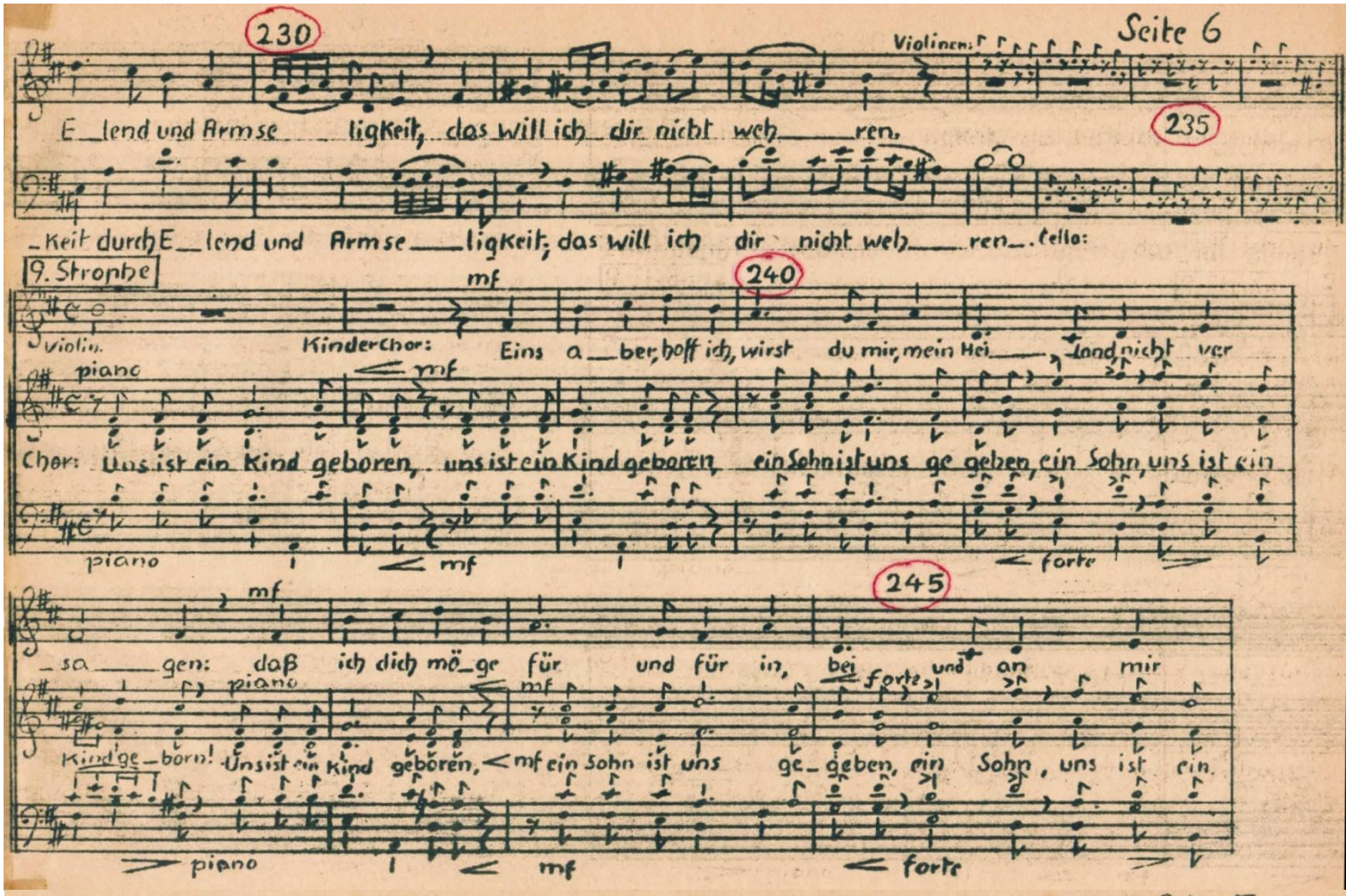
Chor-Partitur

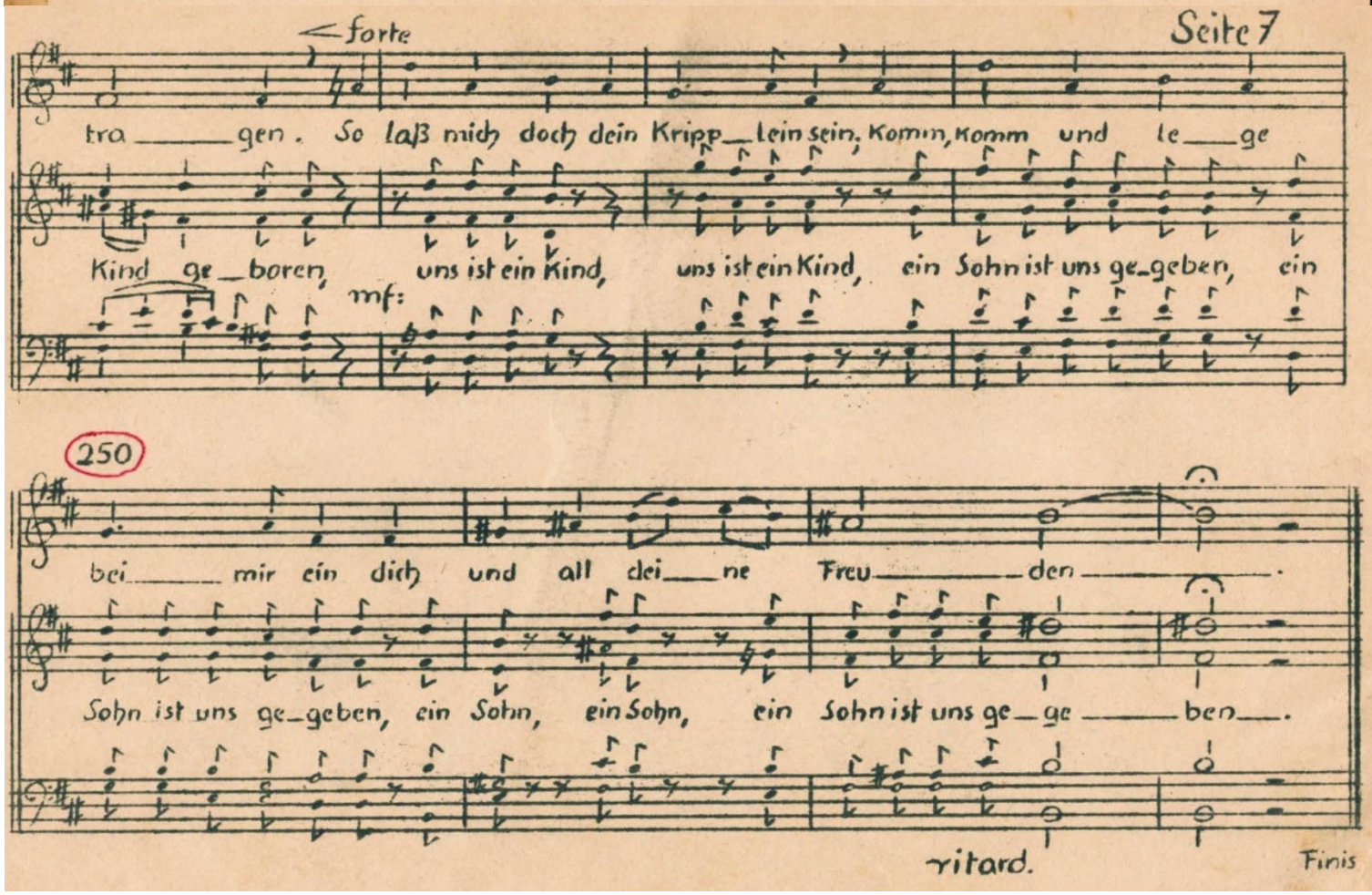
15


Seite 2
—fal— len.
2. Str.
1. Violine:
Sopran: Da ich noch nicht gebo—ren war, da bist du
wohlgefal—len.
Cello:
mir ge—bo—ren und hast mich dir zu ei—gen gar, eh ich dich kannt er—ka—ren.
Eh
Cello:
ich durch dei—ne Hand gemacht, da hast du schon bei dir bedacht, wie du mein wollt—est wer—den—.
3. Str.
„Bachsatz"
1. Violine
Chor: piano
Cello
Ich lag in tiefster To—desnacht, du warst meine Son—ne,
die Son—ne, die mir zu—gebracht Licht, Le—ben, Freud u. Won—ne.
o Sonne, die das wer—te Licht des
Glaubens in mir zu—gericht, wie schön sind dei—ne Strah—len.
1. Violine
4. Str.
forte: Ich se—he dich
Seite 3
forte: ich sehe dich mit Freuden an und kann mich nicht satt sehen
mf: und weil ich nun nichts weiter kann, bleib
Violinen:
ich anbetend ste—hen.
mf: o daß mein Sinn ein Abgrund wär u. meine Seel ein weites Meer,
forte: daß ich dich möchte fas—sen.
5. Str.
Solo Violine:
Cheralt+Tenor: piano
Wann oft mein Herz, wann oft m. H. vor Kumer, wann
oft mein Herz vor Kumer weint, und Keinen, und Keinen, und Keinen Trost, und Keinen Trost kann finden,
Violine:
-- rufst du mir zu, rufst du: ich bin dein Freund, rufst du mir zu: ich bin dein Freund, ein Tilger, ein


140
Violine
Tilger deiner Sünden, ein Tilger deiner Sünden.
was trauerst du, was trauerst du, was trauerst du, o Bruder
145
150
mf
mein? Du sollst, du sollst ja guter Dinge sein.
forte
Ich süh_ne,
mf
ich sühne dei_ne Schulden
6. Str.
Orgel:
160
155
Sopran
mf: O daß doch so ein lie_ber Stern soll in der Krippen lie_gen! Für edle
Alt
165
170
Kinder großer Herrn gehö_ren güldne Wiegen. Ach Heu und Stroh ist viel zu schlecht, Samt, Seide, Purpur wären recht dies
Violine:
tr
7. Str.
180
Cello:
mf
Kindlein drauf zu le_gen.
175
Kinderch. Sopran: Nehmt weg das
185
Stroh, nehmt weg das Heu, ich will mir


190
195
Blumen ho_len, daß meines Hei_lands La_ger sei auf lieb_li_chen Vi_o_len,
Cello:
mit
mf
200
205
210
Ro_sen, Nelken, Rosmarin aus schönen Gärten will_ich ihn von o_ben her be streu_en.
8. Str.
217
mf
220
Violine: pizzicato
S.+A.
Du fragest nicht nach Lust der Welt und nach des Lei_bes Freu_den, du bast dich
Cello:
T.+B.
Du fra_gest nicht nach Lust der Welt und nach des Lei_bes Freuden, du
mf
225
forte
mf
bei uns eingestellt an uns_rer Statt zu Lei_den, suchst meiner Seelen Herr_lichkeit durch
bast dich bei uns ein gestellt an uns_rer Statt zu lei_den suchst mei_ner See_len Herr_lich-
forte

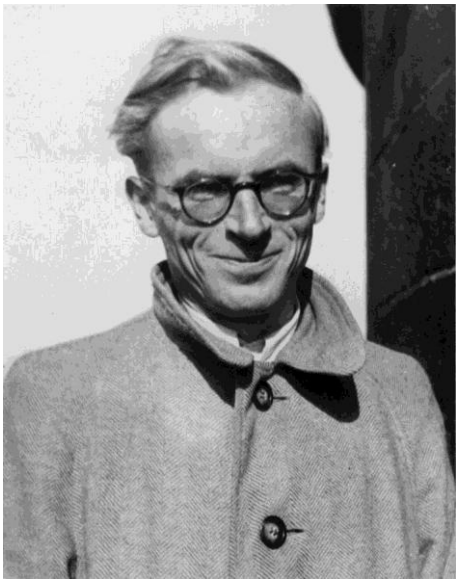

230
Violinen:
E_lend und Armse_ligkeit, das will ich dir nicht weh_ren.
235
_keit durch E_lend und Armse_ligkeit, das will ich dir nicht weh_ren._Cello:
9. Strophe
mf
240
Violin.
piano
Kinderchor:
Eins a_ber, hoff ich, wirst du mir, mein Hei_land nicht ver
mf
Chor: Uns ist ein Kind geboren, uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns ge geben, ein Sohn, uns ist ein
piano
mf
forte
245
mf
_sa_gen: daß ich dich mö_ge für und für in, bei und an mir
piano
mf
forte
Kind ge_born! Uns ist ein Kind geboren, mf ein Sohn ist uns ge_geben, ein Sohn, uns ist ein.
piano
mf
forte


forte
tra_gen. So laß mich doch dein Kripp_lein sein, Komm, Komm und le_ge
Kind ge_boren, uns ist ein Kind, uns ist ein Kind, ein Sohn ist uns ge_geben, ein
mf:
250
bei_mir ein dich und all dei_ne Freu_den.
Sohn ist uns ge_geben, ein Sohn, ein Sohn, ein Sohn ist uns ge_ge_ben.
ritard.
Finis

Am Grabe Hugo Distlers

Von Lic. Dr. D. Oskar Söhngen

Am 1. November 1952 jährte sich zum zehnten Male der verhängnisvolle Tag, an dem alle Freund der deutschen Musik, insbesondere der Kirchenmusik, durch die Nachricht von dem jähen Tode Hugo Distlers erschüttert, mehr noch: tief verstört wurden. Es war wie ein heimliches metaphysisches Grauen, das uns angesichts dieses dumpfen Schicksalsschlages befiel und uns zueinander trieb, so daß in jenen dunklen Tagen und Wochen eine wirklich innere Gemeinschaft die vielen Menschen verband, die um Hugo Distler trauerten. Wir spürten es schauernd bis in die letzte Faser unseres Herzens, daß es einsamer und kälter in der Welt mit seinem Fortgang geworden war. Nicht nur, weil in dem kleinen, unscheinbaren Körper ein ungeheure Kraft und Energie gewohnt hatte und es darum überall, wo er zufaßte, vorwärtsging und Dinge geschafft wurden, die oft ans schier Wunderhafte grenzten. Nicht nur, weil hier einer schon mit seinem Opus 3 – einer der ganz seltenen Fälle in der Musikgeschichte – als ein Fertiger dagestanden hatte, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus entsprungen war, mit einem sehr eigengeprägten Stil und einem eigengesichtigen neuen Klangideal, und es mit seinem Auftreten wie ein Frühlingssturm durch die wiedererwachende Kirchenmusik hindurchgebraust war. Es war auch mehr als nur die Tragik der frühen Vollendung, die sein Sterben schmerzlich überschattete. Und der harte Kontrast zwischen dem seltsam Hellen, Lichten, Schwebenden, ja unirdisch Verklärten des Chorklanges und der dunklen Todeswirklichkeit, in die Hugo Distler eingegangen war, konnte wohl Gleichnis, aber nicht Erklärung für die schmerzliche Zerrissenheit sein, die in unserem Herzen wühlte. Nein, was uns umtrieb und nicht zur Ruhe kommen ließ, war die tiefe Verstörung darüber, daß auf der gottverfluchten Erde jener Jahre kein Raum mehr für einen Hugo Distler war. Denn wenn auch das Dunkel um seinen Tod damals nicht behoben werden durfte, so war doch bald durchgesickert, daß er an der Zeit, an dem Geist einer Welt zerbrochen war, in die wir alle wie in einen magischen Teufelskreis hineingebannt waren. Er, der gläubige Christ, hatte seinem Leben mit eigener Hand ein Ende gesetzt, hatte in einem noch anderen Sinne, als es dem alten Heinrich von Laufenberg vorschweben konnte, Ernst gemacht mit den Worten seiner ergreifenden Motette „Ich wollt', daß ich daheime wär":



Hugo Distler (Foto: Karl Schweinsberg)

„Da es denn anders nicht mag sein,
So fleuch der Welt gar falschen Schein.
Bereu dein Sünd, als wollst du gleich
Schon morgen in das Himmelreich.
Ade, Welt, Gott gesegne euch.
Ich fahr dahin gen Himmelreich."

Man würde dem eigentlichen Geheimnis, dem inneren Formgesetz von Hugo Distlers Leben und Schaffen sehr fern bleiben, wenn man hier nur zeitlich bedingte Kräfte am Werk sehen wollte. Tatsache ist, daß Hugo Distlers Leben immer wieder am Abgrund entlang geführt hat,

Tafel an Distlers damaliger Lübecker Dienstwohnung (Foto: Concord)

und daß er zu tief in den Abgrund hineingeblickt hatte, um nicht schließlich unheimlich von ihm angelockt zu werden. Ja, er war ein Mensch, in dessen Brust die Engel mit den Dämonen rangen, und jenes Bibelwort aus dem 6. Kapitel des Epheserbriefes, das seiner Grabrede zugrunde lag, zielte tatsächlich in das innerste Zentrum seines Wesens: „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.“ Hugo Distler war ein Berufener und ein Gezeichneter zugleich. Halbheiten gab es in seinem Leben nicht, seine Entscheidungen waren stets radikal, im Guten wie im Bösen. Er hat die Menschen, die seinen Lebensweg kreuzten, so wenig geschont, wie er sich selbst schonte; bürgerliche Rücksichten ließ er nicht gelten. Dafür diente er mit einer wahren Besessenheit seinem Schaffen, seinem Werk. Man muß ihn nur einmal als Chorleiter erlebt haben: wie es in ihm rumorte, redete und schaffte, so schien er auch als Dirigent nur das Instrument zu sein, dessen sich übermenschliche Kräfte und Gewalten bedienten, und stets wurde das Außerordentliche Ereignis. Wie gütig aber konnte dieser selbe besessene Mensch sein, wie hilfsbereit und wie zartfühlend, wenn er sah, daß er einem anderen wehe getan hatte oder daß jemand seine Hilfe brauchte! Irdisch Hab und Gut spielte für ihn keine Rolle, er schenkte es mit vollen Händen weg, wo er glaubte, damit Gutes tun zu können, und sein kärgliches Lübecker Organistengehalt setzte er willig dran, um an der Jakobi-Orgel die Umbauten und Verbesserungen durchführen zu können, die er für unerläßlich hielt. Stets ging es ihm nur um die Sache, ihr diente er mit einer Hingabe, wie sie inbrünstiger kein Priester seinem Gott entgegenbringen kann.

(Foto: Membeth)

Was aber in der Tiefe seiner Seele wirkte und den äußeren Ablauf wie den inneren Rhythmus seines Lebens bestimmte, war eine geheimnisvolle Unruhe, welche die Heilige Schrift ebenso wie die moderne Psychologie als „Weltangst“ bezeichnet. Darum haben wir auf dem schlichten Holzkreuz das Jesus-Wort aus dem 16. Kapitel des Johannesevangeliums, Vers 33, vermerkt, als Überschrift gleichsam über Hugo Dist-

lers Leben und Sterben: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Dieses Wort sollte auch die geistige Mitte einer großen Choralpassion nach dem Evangelisten Johannes bilden, die er seit dem Jahre 1937 plante, um, wie er einmal schrieb, sich selber Trost zu schenken, und von der leider nur Bruchstücke fertig geworden sind. Ja, Hugo Distler hat genau um den unheimlichen Schrittmacher seines Lebens gewußt, und sein an die Gattin gerichteter Abschiedsbrief spricht das auch offen aus: „Ich habe nur noch eine Bitte in der Welt: daß Du mir nicht zürnst. Wer weiß wie Du, welche Lebensangst in mir gesessen hat, seit ich lebe? Alles, was ich schaffte, stand unter diesem Zeichen.“ Aus welchen Urgründen diese Weltangst aufbrach – wer vermöchte es zu sagen? Ob aus den Nachwirkungen der schweren, liebe- und freudelosen Kindheit? Ob aus tief aufwühlenden Erlebnissen, wie jenem, als eine Schülerin von der Orgelempore der Jakobikirche heruntersprang und fast unmittelbar hinterher zerschmettert von ihm aufgefunden wurde? Wer das Schaffen von Hugo Distler überblickt, dem muß auffallen, wie stark in seinem Werk – dem Werk eines jungen Menschen, der dahinstarb, als er eben in das Mannesalter eingetreten war – die düsteren Texte und Vorwürfe sind: Totentanz, „Ich wollt, daß ich daheime wär“, „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, die Begräbnismotette „In der Welt habt ihr Angst“, „Fürwahr, er trug unsere Krankheit“ – das sind nicht weniger als fünf von den insgesamt acht Motetten seiner „Geistlichen Chormusik“ op. 12. Und über seinen ersten großen Wurf, die „Choralpassion“ op. 4, konnte eine Besprechung bemerken: „Was muß einer erlebt haben, aus dem solche Töne hervorbrechen!“ Im Untergrunde seines Bewußtseins wohnte und arbeitete das dunkle Wissen: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Ein Brief an seine Frau, vierzehn Tage vor dem Tode geschrieben, ist ganz von schwermütiger Trauer beschattet: „Weißt Du, in mir hockt dauernd jene nicht zu beschreibende Einsamkeit, das Gefühl, von allem und jedem getrennt zu sein.“ Von daher erklärt sich die Ruhelosigkeit in Distlers Leben und Schaffen, das sich immer wieder im Werk bestätigt sehen möchte und das doch niemals ein Genüge an dem fand, was erreicht worden war. In einem Brief vom 27. Januar 1938 schrieb er mir einmal: „Auch das Cembalokonzert ist nur Station gewesen; ich stehe nicht still, die Unruhe sitzt mir im Blut, und ich hoffe noch wo ganz anders zu landen … Ich lasse mich heute treiben, wohin mein ‚Dämon‘ es will.“ Dabei geht es hin und wieder auch durch kritische Situationen hindurch: „Ich habe die Krisis des letzten Jahres wohl überwunden – Sie ahnen nicht, wie schwerwiegend sie war“, heißt es in einem Brief vom 20. April 1938, und er fährt dann fort: „Ich hätte die Krise vielleicht nicht überstanden, hätte ich nicht den Rückhalt in meiner Familie und eben in der ganz privaten, jener letzten und sichersten Sphäre gehabt, die wir heute haben müssen oder uns zueignen, um überhaupt eine Existenzmöglichkeit zu haben.“ Darum hält es Distler auch nirgendwo auf die Dauer; kaum hat er ein neues Amt angetreten, da lockt es ihn schon wieder fort. Wie oft kehrt in seinen Briefen und Karten am mich die Frage wieder: „Wissen Sie nicht ein geeignetes Kirchenamt für mich?“ Damit hängt es auch zusammen, daß er sich oft – meist grundlos – von Feinden umstellt sah, daß er gelegentlich von Anwandlungen eines Minderwertigkeitsgefühls heimgesucht wurde, und etwas von der Unrastigkeit und Nervosität des gejagten Menschen unserer Tage spiegelt sich hier und da auch in seiner Musik wider. Aber all das überwindet er weit und immer wieder in der Inbrunst seines Glaubens. „Wie gut“, schreibt er ein halbes Jahr von seinem Tode, „daß unsereiner einen Trost hat, den viele Menschen heute entbehren müssen: die Gewißheit eines unantastbaren Reiches, das, Gott sei Dank, nicht von dieser Welt ist. Ich ahne immer mehr, daß Christus mit diesem Reich nicht ein Leben nach dem Tode erst gemeint hat, sondern eines, in dem wir zu aller Zeit Trost finden. Wenn er uns doch in diesem Glauben stark machte vor all dem Grauen, das vielleicht noch auf uns wartet!“ Und wie die Tiefe der Weltangst der Inbrunst seines Glaubens das Maß gab, so die Inbrunst des Glaubens dem ekstatischen Jubel seiner Kompositionen: sie sind von einer ergreifenden Schwerelosigkeit, die doch nicht darüber hinwegtäuschen kann (und vielleicht gerade darum so ergreifend wirkt), daß sie über einem Abgrund aufgehängt ist. Ja, die Tiefe der Dinge ist für Hugo Distler die nächste Nähe zum Zentrum aller Dinge gewesen, zu Gott. Und in dem ornamentalen Gewebe seiner Kompositionen kommt beides zur Einheit und zum Ausgleich: die ewig treibende Unruhe des Menschenherzens und das beseligte Ruhen aller Dinge in

Gott, dem Herrn. „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“

Hugo Distler war ein Mensch, der für alle Verzückungen und für alle Abgründe offen war; und weil er stets mit ganzer Seele tat, was er tat, ergab sich ein ungeheurer Spannungsbogen, zwischen dem sich sein inneres Leben entfaltete und an dem er schließlich zerbrochen ist. Ihm fehlte die seelische Isolierschicht des normalen Menschen, die den Spannungsgrad herabmindert und dadurch lebensgefährliche Entladungen zu verhindern vermag.

Was wir mit Hugo Distler verloren haben, ist mit Worten nicht auszusagen. Aber ebensowenig läßt sich ausdrücken, was wir ihm zu danken haben. Es ist ein reiches und köstliches Erbe, das er uns trotz seines frühen Todes hinterlassen hat, und der Name Hugo Distler ist gerade auch für die Jugend schon zu einem Begriff und Symbol geworden. Wo er selbst von uns gegangen ist, da fangen seine Werke erst recht an zu leben und Frucht zu bringen. Und mit sieghafter Vollmacht geben sie Zeugnis von Dem, der die Welt überwunden hat und in dessen Vaternamen wir auch diesen bleichen Schläfer geborgen wissen dürfen: „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“

Distler-Denkmal (1992) vor der Marienkirche in Strausberg (Fotos: Molgreen)

Den folgenden Text schenkte Alexander Kern seinem Cousin August Lohmeyer als handgeschriebenes Manuskript 1931 zu Weihnachten. Dieses Original bekam er in den 1980er-Jahren von August zurück. Für Alexander war kein Text je abgeschlossen: 50 Jahre später redigierte er seinen eigenen Text im Originalmanuskript in mehreren Phasen – drei verschiedene Stifte sind in den Verbesserungen auszumachen. Ich habe mich entschieden, hier den ursprünglichen Text zu dokumentieren – so wie er unmittelbar nach den dargestellten Ereignissen formuliert wurde.

Andreas Kern

Mephisto-Bosheiten

Weihnachten 1931

Mater hospitalis.[19]

Keine Angst! Fertig geworden bin ich mir ihr.

Wir hatten zu Hause böse Nachbarinnen, da lernt man viel Nützliches von Jugend auf. –

Ach so, zur Erklärung muß ich noch erwähnen: ich war in der Großstadt, studierte Musik und wohnte als „Möblierter Herr“ im 4. Stock, unten am Flusse.

In dem schönen Studentenliede heißt es:

Ich kam als krasser Fuchs hierher
Und spähte in den Gassen,
Wo mir ein Bett und Sofa wär‘,
den langen Leib zu fassen.
Fand Sofa nicht, noch Stiefelknecht,
und doch war mir die Bude recht,
Denn keine ist aequalis
der filia hospitalis![20]

Bei meiner Bude und der Wirtin, von der filia gar nicht zu reden, wars umgekehrt. Die Bude hatte kaum ihresgleichen, hatte Sofa, Ledersofa sogar und Stiefelknecht, und dafür nahm ich die Wirtin als widerwärtige Beigabe in Kauf.

Leichtsinnig – gewiß, aber wie soll der Mensch anders Erfahrungen sammeln als beim Reinfall?

Lieber Freund!

Wenn du als wohnungsgieriges Studentlein auf einer Anzeige liest: Zimmer zu vermieten, mit Heizung und Licht 40,–, so zweifle daran und glaube es nie. Sonst fällst du schon dabei herein – wie ich.

In der Anzeige ist nämlich ein Druckfehler: statt „mit“ schreib „ohne“, und auf die Summe kannst du getrost 5–10,– Mark aufschlagen, das erspart dir spätere bittere Enttäuschungen. Ich sage dir dies, um dir den Umgang mit deiner Wirtin zu erleichtern. Denn auf jeden Fall mußt du dich nach deinen Wirtsleuten richten. Das ist ein Grundsatz, gegen den schon Sokrates und Tobias Knopp[21] vergeblich gekämpft haben. Das Gespenst der streitbaren Wirtinnen ist nun einmal unsterblich, d. h. uns, den Mietern scheint es so, weil wir alle vorher wegsterben.

Und so haben sich denn auch die spezifisch weiblichen Eigenschaften bei ihnen in grausam scharf ausgeprägter Form erhalten, werden vererbt und ausgenutzt, in Jahrtausende überdauernder, jungfräulicher Frische.

Da ist als erste Tugend die Neugier. Wer von uns nähme diese gründlichste aller Eigenschaften nicht bei jedem weiblichen Wesen als unabänderlich schweigend in Kauf?

Wenn du aber „möbliert“ wohnst, mein Freund, darfst du dabei nicht stehen bleiben, du mußt schweigend Stellung nehmen, und das gründlich. Ein Krieg im dunkeln steht dir bevor.

[19] Mater hospitalis – Hausmutter, Wirtin
[20] Filia hospitalis - Haustochter
[21] Figur von Wilhelm Busch

Deine Postkarten, die du bekommst, liest sie alle vor dir, und schreibt sich das Wichtigste auf. Deine Briefe genießt sie nach dir, wenn du sie in deiner Schreibtischschublade sicher eingeschlossen aufbewahrt hast.

Du mußt nämlich wissen: das Schlüsselbund deiner Wirtin ist ein Arsenal von Dublikaten deiner sämtlichen Schrank-, Nachttisch- und Schreibtisch-Schlüssel. Den Rest deiner verschließbaren Behältnisse, also deine Privatschatulle und deinen koffer, „erledigt“ sie mit Nachschlüsseln.

Gegen eine ausgewachsene Wirtin ist Sherlock Holmes ein Flaschenkind. Verschliesse und versiegele deine Geheimpapiere und Briefe sechsmal, laß dir einen Stahltresor aufstellen, in den der Postbote nach Vereinbarung eigenhändig deine Briefschaften wirft durch doppelte Fallklappen – und du kannst sicher sein, daß deine Wirtin dich eines Mittags traurig fragt, wann du denn zur Beerdigung führst, wenn du noch nicht einmal ahnst, daß die Schwiegermutter deines Bruders endlich gestorben ist.

Doch, ich muß wohl meine individuellen Erlebnisse mehr in den Vordergrund treten lassen.

Man darf auch hier nicht alles verallgemeinern. Sogar bei den Wirtinnen gilt es noch eine naserümpfende „haute volée“.

Meine gehörte nicht dazu. Das darf ich behaupten, ohne rot zu werden. –

Also meine Wirtin hatte drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne. Die Tochter war 17 Jahre und von beeindruckender, epochemachender Häßlichkeit. Die Jungs, beide in der Blütezeit der Flegeljahre, machten sehr fleißig und laut Schularbeiten – waren aber sonst normal und frech. Sie lernten furchtbar viel auswendig, langsam, aber eindringlich. Ich konnte ohne wesentliche Anstrengung mit ihnen lernen, denn die Wände waren sehr gesprächig.

Wenn ich Verwandtenbesuch bekam, redete wir bei innenpolitischen Themen nur in Zeichensprache. Ich bin jetzt Meister auf diesem Gebiet der Gedankenübertragung. –

Drei Kinder hatte sie, also mußte mal ein Vater vorhanden gewesen sein. Meine Ära hat er nicht mehr berührt. Er schrieb nur mal Postkarten an die Tochter.

Ich glaube, meine Wirtin war „Scheidewitwe“.

Den glücklichen Witwer konnte ich später gut verstehen.

Aus Erfahrung!

Jetzt saß ich an seiner Stelle.

Genauer hab‘ ich da nie nachgeforscht.

Ich war zu zartfühlend.

Das war sie übrigens auch. Wenn auch auf anderem Gebiet.

Sie fühlte alle Augenblicke mal nach, ob sie mehr Geld für die Bude herausschlagen könne, evtl. auf Umwegen.

Auf diesem Gebiet blieb ich endlich siegreich. –

Sie hatte vielseitig erprobte Taktiken, mir die erwünschte Erhöhung des Mitgeldes nahezubringen.

Meine Wirtin vertrieb so unter der Hand Kognac, Rum und Weinbrand, den sie auch unter der Hand bezog. Vielleicht sah sie deswegen so gut konserviert aus.

Ich will ja nicht behaupten, daß die Flaschen Angst vor Zollbeamten hatten – aber sie waren merkwürdig billig.

Und nun sollte ich ihr scheinbar was von diesem edlen (?) Naß abkaufen. Bei gelegentlicher Erwähnung machte ich die Bemerkung, so was könne man im Winter, wenn es kalt wäre, gut für Grog verwenden – – Für diese Bemerkung habe ich schwer büßen müssen.

Sie machte nun unausgesetzt „beiläufige" Einwürfe. Einmal erzählte sie traurig, sie hätte von den 25 Flaschen der letzten Sendung erst 8 Stück verkauft. Ich bedauerte das lebhaft und – – fragte teilnehmend nach dem Ergehen ihrer Kinder in der Schule. Das wirkte, sie schwenkte ab. Ein ander Mal erzählte sie während eines Gesprächs, so eine Flasche Kognac wäre doch eigentlich fein für Weihnachten, zum Verschenken, wenn man sie nicht selbst brauchen könnte. Ich war nahe daran, ihr zu raten, die vertrackten Butteln selbst zu Weihnachten zu verschenken, damit sie sie los wäre – besann mich aber noch gerade rechtzeitig auf die furchtbaren Folgen und den dann unvermeidlichen Umzug.

Im Anschluß an diese Debatte fragte sie mich in den nächsten Tagen, ob ich über Weihnachten nach Haus führe, dann müßte ich ja bald für Geschenke sorgen – nein! ich fuhr nicht. Nur Heilig Abend und den I. Festtag zu entfernt Verwandten in der Umgebung der Großstadt. Sie sagte freundlich lächelnd „Aha!" Sie wußte natürlich längst, wer das war. Ich hatte vor kurzem mit der Tante einen Brief gewechselt. –

Nach diesem erfolglosen Ansturm änderte sie die Taktik. Sie suchte mich nun zu verpflichten. Abends fragte sie verschiedentlich, ob ich nicht etwas aufgewärmtes Essen haben wolle, dies hatte sie bei der Mietfrage aber ausgeschlossen. Ich war natürlich bei jedem Angebot „grade satt." –

Eines Tages stellte sie mir ein großes Stück Kuchen neben den Nachmittagskaffee. „Das lassen Sie sich man gut schmecken!"

Zurückweisen unmöglich. –

Und keiner wandelt ungestraft unter den Palmen des Wohlwollens, am wenigsten ein „möblierter Herr".

Siehe! Am nächsten Tage schon, anläßlich eines Vortrags über ihre Vermögenslage (über ihr Ausgaben war ich immer auf dem Laufenden) kam das dicke Ende: der Hauswirt des Gebäudekomplexes wollte noch Zins und Gült[22] von meiner Miete haben. Und ziemlich unverblümt kam es heraus, daß ich den Zins (erst ganz, nachher die Hälfte) mitbezahlen solle. Ob ich das wolle?

Unverfrorenheit hat immer etwas Erheiterndes für mich, aber diesmal war ich doch nahe an der Kündigung. –

[22] Abgaben

Nebenbei gesagt wohnte ich gerade 14 Tage dort.

Mir kam meine heimatliche Erfahrung mit bösen Nachbarinnen zu gute. Ich blieb energisch und taub, auch bei folgender 3maliger Wiederaufnahme des Themas. Kuchen bekam ich natürlich nie wieder. Dafür wurde der Kaffee aber sächsischer.

In ihrer Garderobe war sie genial und frei. Besonders morgens bis 12 Uhr.

Wenn ich ihr in dieser Zeit irgendwie begegnete, hieß es regelmäßig: „Ach nee! Heute früh dürfen Sie mir nich ansehen, ick bin ja noch jarnich anjezojen; ick sehe Sie ooch nich an!“ „Na“, dacht ich, „an mir kannste nichts finden.“ Ich war, wenn auch nicht salonfähig, so doch zum Umgang mit Menschen mehr geeignet als sie, die in ungekämmtem Haar und blau verschossenem Morgen-Schlafrock eher bettfähig war. Aber daran gewöhnte ich mich schnell. Das berührte ja höchstens meine ästhetischen Interessen, und die waren vor 12 noch nicht rege.

Und dann die Geschichte mit dem Klavier. Ich studierte Musik, hatte also ein Zimmer mit Klavier gemietet.

Das Stimmen der verbeulten Drahtkommode mußte ich auch noch bezahlen, trotzdem ich ihr klarzumachen versuchte, daß ich ein gestimmtes und kein verstimmtes Klavier gemietet hätte. Jawohl! Geschlagen auf allen Fronten mußte ich das Feld räumen. Wie ich einzog, stand das Klavier aber noch im Nebenzimmer, in dem ich nur morgens üben konnte. Das gefiel der Wirtin sehr gut, und ihren nachmittags Schularbeit machenden Bälgern noch besser. Und mir daher gar nicht. Gewiß, die Kinder konnten ihre Arbeiten in Ruhe und Muße vollenden, die Wirtin zu Mittag und Nachmittag schlafen, aber ich war den halben Tag ohne Klavier.

Zuerst reklamierte ich einmal ohne Erfolg. Dann erbot sie sich zögernd, ich könne mit der Reinmachefrau „bei Gelegenheit“ das Klavier in mein Zimmer transportieren. Die Reinmachefrau war in der Folge 2 Wochen krank.

Zufall! Vielleicht! Aber einer, der nachdenklich stimmt.

Da grub ich kurz entschlossen das kaum begrabene Kriegsbeil wieder aus und bestellte mir einen Studentenvetter auf einen Nachmittag, an dem meine Wirtin auswärts im Kaffeeklatsch über die böse Mitwelt herzog. –

Und als sie wiederkam, war das Klavier aus dem Zimmer verschwunden unter Zurücklassung von beachtenswerten Schrammen im Fußboden. Den nun eifrig gestörten Mittagsschlaf (13.00–17.00) und die Beeinträchtigung der Arbeitsweise ihrer Kinder hat sie mir nie vergeben.

Ich konnte die Vergebung auch nicht abwarten. Denn ich kündigte zum nächsten Termin. Die Ruhe war beängstigend. Bei der Schlußsitzung fordert sie von mir, ich solle ihr einen neuen Mieter besorgen, der ebensoviel, womöglich noch mehr Miete wie ich bezahlte. Ich lachte sie äußerlich freundlich an (und innerlich lauthals aus) und räumte darauf umgehend, unter Verlust eines alten Heusen-Kragens und einer Zahnbürste.

Das Unglück wollte, daß ein mir bekannter Commilitone sich nach mir bei meiner gewesenen Wirtin einnistete, ohne daß ich ihn vorher hätte warnen können.

Ich sah dem Unvermeidlichen gefaßt entgegen.

Schon nach 14 Tagen erlitt der arme Kerl einen schweren Nervenklaps. Er war eben nicht von Jugend auf mit bösen Nachbarinnen abgehärtet wie ich.

Zufällig sah ich, wie ein Krankenauto ihn abholte. –

Ich sah auch, wie die Wirtin oben ein Plakat ins Fenster hängte:

„Möbliertes Zimmer
zu vermieten!“

Finis.

Meinem lieben Vetter

August Lohmeyer

Als Dank für seine Hülfe beim Budensuchen Anfang November.

Alexander Kern

12. 12. 31

Luisenplatz am Charlottenberger Schloss. Auf Seite 5 bezeichnet Alexander Kern die in den „Mephisto-Bosheiten“ beschriebene Wohnung als am „Luisenufer“ (= Kreuzberg) gelegen. An anderer Stelle erinnert er sich an die Adresse „Luisenstraße 42“ (= Mitte). Gemeint ist vermutlich der Luisenplatz, denn nur von hier ist der auf Seite 5 erwähnte Blick auf den Schlosspark möglich.

Der Ludus de Antichristo,

ein christlicher Mythos vom Reich und dem deutschen Herrscheramte.

von Albrecht Erich Günther.[23]

Der Ludus de Antichristo oder das Spiel vom Kaiserreich und vom Antichrist, ein Auferstehungsspiel aus der Zeit Kaiser Friedrich Barbarossas, ist das größte Denkmal der deutschen Dichtung in lateinischer Spreche. Es ist ein Mysterienspiel. Wenn wir es verstehen und nachempfinden wollen, müssen wir also alle Vorstellungen abstreifen, die uns vom modernen „Charakterdrama“ auf der „Guckkastenbühne“ anhaften. Viel näher verwandt als mit dem modernen Schauspiel ist das Mysterienspiel mit dem griechischen Drama; wie dieses stellt es die kultische Begehung eines Mythos dar, der in den Herzen der Zuschauer als heiliges Glaubensgut ebenso lebt wie im Dichter. Die neue Gestaltung des Mythos durch einen Dichter knüpft also an den gemeinsamen Glauben an, gibt aber durch die besondere Betonung einzelner Züge des Mythos ihm eine neue Wendung, so daß die Zuschauer zugleich Zeugen einer religiösen Verkündung sind. Darauf beruht die erschütternde Wirkung der antiken Tragiker, darauf beruht auch die Wirkung des Ludus de Antichristo, und hier wie dort die sich immer erneuende Lebenskraft des Kunstwerks.

Bilder von der Spandauer „Antichrist“-Aufführung im Sommer 1933: Wilhelm Niehoff als Antichrist

Um an ihr teilhaben zu können, müssen wir aber, wie die Zeitgenossen des Dichters, den Mythos kennen, dessen gemeinsamer Besitz Dichter und Zuschauer verbindet. Wir geben im folgenden unter Vermeidung aller gelehrten Nachweise den Grundriß den Mythos vom Antichrist wieder, den der unbekannte Dichter unseres Spieles neu gestaltet und zu einem Mythos der Deutschen und ihres Reiches gemacht hat.

1. Die Sage vom Antichrist

Alle Völker aller Zeiten haben sich Vorstellungen vom Anfang und vom Ende der Welt gemacht und in Mythen zum Ausdruck gebracht. Sie stellen nicht ein okkultes Wissen um unerforschliche Dinge dar, sondern eine innerste Wesensschau der Welt, deren Lebensgesetze in ihrem Beginn und Ende sichtbar gemacht wird. Überall besteht wie eine unauslöschliche

[23] Albrecht Erich Günther (1893–1942) war ein konservativer Publizist aus dem Umfeld von Ernst Jünger. Der Text findet sich in Alexander Kerns Nachlass als mit Schreibmaschine geschriebenes Manuskript ohne Angabe der Quelle

Erinnerung die Vorstellung von einem Schöpfergott, aus dessen Hand am Beginn der Zeiten alles hervorgegangen ist. Und weit verbreitet ist die Anschauung, daß dereinst am Ende der Zeiten das Widergöttliche in mächtigem Ansturm gegen Gott sich erheben, aber von ihm besiegt werden wird. Bei diesem furchtbaren Endkampfe wird die Welt verwüstet, aber nach dem Siege Gottes in reiner Gestalt erneuert.

Auch im jüdischen Volke lebten zur Zeit Jesu sehr ausgeprägte Vorstellungen vom Verlauf der Endzeit. Für das junge Christentum war also die Frage nach den letzten Dingen alsbald gestellt, um so dringlicher, als die Urgemeinde die Wiederkunft des Herrn und mit ihr das Weltende nahe glaubte.

Es läge nahe, den urchristlichen Mythos in der sogenannten Offenbarung Johannis zu suchen, aber die Forschung hat gezeigt, daß diese Apokalypse bereits eine feste eschatologische Tradition vorfand, der sie aus juden-christlichen Tendenzen vergeblich eine andere Wendung zu geben suchte.

Den urchristlichen eschatologischen Mythos finden wir bei Paulus (2. Thessal., 2. Kap.) angedeutet. Auch Paulus setzt voraus, daß die Gemeinde den Mythos als Geheimlehre kennt, und aus späteren Quellen, die sich immer auf Paulus berufen, können wir die

Der „Antichrist“ im Saalbau Friedrichshain/Berlin: Der König von Jerusalem und die Kirche

mündlich fortgepflanzte Geheimlehre wiederherstellen. Wir beschränken uns auf das Kernstück, das auch unserem Drama zu Grunde liegt.

Paulus warnt die Gemeinde vor Irrungen, die durch falsche Gerüchte von der Wiederkunft des Herrn entstehen könnten, und erinnert sie daran, daß Christus nicht wiederkehren werde, ehe der Abfall stattgefunden habe, der durch den Menschen der Gesetzlosigkeit (bei Luther: Bosheit) hervorgerufen werde. Er erinnert die Gläubigen daran, daß sie wüßten, was das Kommen des Widersachers noch aufhalte; er nennt den Namen dieser aufhaltenden

Macht nicht, aber er erinnert daran, daß er ihn seinen Vertrauten mitgeteilt habe. Wir wissen heute aus zahlreichen Quellen, daß unter dieser Macht, die das Kommen des Antichrist verzögert und die Welt bis zum Endgericht bewahrt, das römische Reich verstanden wurde.

In der Offenbarung Johannis dagegen wird das römische Reich selbst als der Antichrist dargestellt. Indessen hat sich diese Auffassung nicht durchgesetzt, trotzdem die düstere Pracht der apokalyptischen Bildersprache tiefen Eindruck auf die Entwicklung der Sage nahm. Für die christliche Auffassung wurde die Meinung des Apostel Paulus bestimmend, daß Gott auch in den Heiden wirke und sie und ihre Reiche ihren Platz in göttlichen Heilsplane hätten.

Es war von der höchsten geschichtlichen Bedeutung, daß das junge Christentum den unversöhnlichen Reichshaß der Juden nicht übernahm, sondern einen Weg zur bejahenden Anteilnahme an den Reichsgeschicken fand. Sonst wäre es ebensowenig wie das Judentum in die Reichsträgerschaft hineingewachsen, sondern eine staatsfeindliche Sekte geblieben. Den Weg zur Überwindung der Reichsfeindschaft, zu der die Christenverfolgung den Anlaß und die Offenbarung Johannis die theologische Rechtfertigung gegeben hätte, eröffnet dem jungen Christentum der Mythos vom Antichrist. Er ermöglichte es den frommen Christen, für den römischen Kaiser und für den Beistand des Reiches zu beten, da dieses durch den Mythos vom Antichrist eine christliche Sinngebung erfahren hatte. Das römische Reich, geweiht dadurch, daß Christus unter seiner Herrschaft geboren wurde, war, wiewohl heidnisch, als die von Gott selbst bestellte Ordnungsmacht anerkannt, die das Kommen des Antichrist aufhielt. Sein bestand mußte also bis an das Ends der Tage währen.

Freilich ist das Reich nur eine bewahrende, keine rettende Macht. Am Ende der Zeiten wird es zerfallen und damit dem Antichrist den Weg freigeben. Ursprünglich stellte man sich den Zerfall des Reiches so vor, daß seine Glieder von ihrem kaiserlichen Haupte abfielen. Schon in der ersten Hälfte des viertel Jahrhunderts aber, als das römische Reich sich dem Christentum zuwandte; schien dieser Ausgang mit seiner Würde nicht mehr vereinbar. Man dachte sich nun sein Ende so, daß der letzte Kaiser, nachdem er das Reich noch einmal in aller Herrlichkeit hergestellt hat, seine Krone in Jerusalem am Grabe Christi niederlegen wird, worauf der Antichrist nach dem Wegfall der bewahrenden Macht ein satanisches Gegenreich errichtet und die ganze Welt unterwirft, bis Christus selbst ihn zu Fall bringt. Diesen urchristlichen Mythos, von dem wir hier nur einen Hauptzug wiedergegeben haben, fand unser Dichter in einer Niederschrift, die der fränkische Mönch Adso für die Königin Gerberga, die Schwester Ottos des Großen und Gemahlin Ludwigs IV. von Frankreich, im Jahre 954 anfertigte. Er hob aus den verworrenen Notizen Adsos den urchristlichen Wesenskern des Mythos hervor, gruppierte ihn straff um die Abdankung des letzten Kaisers und wies als Erster diese heilsgeschichtliche Rolle dem römischen Kaiser deutscher Nation zu. Wenn wir nun das Stück betrachten, müssen wir uns also bewußt sein, daß wir auf zwei Jahrtausende zurückblicken und daß der Dichter vor uns als Mittler zwischen der Gegenwart der hohen Zeit des deutschen Kaisertums und der urchristlichen Gemeinde steht und so den Glauben der ersten Christen und die deutsche Reichsidee verschmelzend, unseren christlichen deutschen Mythos geschaffen und bis auf unsere Tage lebendig erhalten hat.

2. Der Gang des Spiels vom Antichrist.

Der Schauplatz unseren Dramas ist die Welt, aber nicht nur in geographischem, sondern in metaphysischem Sinne, das heißt; das irdische Dasein zwischen Himmel und Hölle, in dem wir, durch die Barmherzigkeit Gottes für das Endgericht aufbewahrt, leben und wirken. Im

Spielraum stehen einander gegenüber der Sitz des Imperiums und der Tempel von Jerusalem. Neben dem Imperium steht der im ersten Akt leerbleibende Thron des deutschen Königs und der Thron des Königs von Frankreich; neben dem Tempel der Thron des Königs von Jerusalem und der Sitz der Synagoge, der Vertretung des Judentums. Die Heidenschaft unter dem König von Babylon hat ihren Platz zwischen Imperium und Tempel. Zunächst erfolgt der Einzug der Menschheit, gegliedert nach den religiösen Grundmächten: Heidentum, Judentum und Christentum, deren Ringen das Spiel erfüllt.

Zuerst erscheint die Heidenschaft mit dem König von Babylon, dann folgt die Synagoge mit der Judenschaft, endlich die Kirche, begleitet von der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit. Es folgt der Papst mit der Geistlichkeit, der römische Kaiser mit der Ritterschaft, darunter die Könige von Frankreich und Jerusalem. Jede Gruppe zieht mit einem Glaubenslied ein. Die Heiden mit einem Bekenntnis zur Vielgötterei, die Juden mit dem strengen Bekenntnis zu dem einen Gott unter Verneinung der Mittlerschaft Christi. Leider kann keine Übersetzung nachbilden, wie wunderbar der Dichter Klang und Rhythmus der Verse zur Kennzeichnung der religiösen Kräfte verwandt hat. Die Verstechnik der deutschen Dichtung in lateinischer Sprache, ist aus deutschem musikalischen Ausdrucksvermögen hervorgegangen, das sich der fremden Sprache bemächtigt hat. Daher rührt es, daß auch der des Latein völlig Unkundige den Rhythmus der Verse bei lautem Lesen nachzufühlen vermag. Wir geben darum einige Zeilen wieder. Zunächst aus dem Heidenlied mit seinem frischen Klang des natürlichen Menschentums:

Deorum immortalitas
est omnibus colenda
eorum et pluralitas
ubique metuenda.[24]

Aus dem Judenlied mit seinem psalmodierenden Klang:

Nostra salus in te, domine.
Nulla vitae spes in homine.
Error est in Christi nomine
spem salutis aestimari.[25]

Von den Christen wurde eins der damals gebräuchlichen Glaubenslieder gesungen. Wir wissen nicht welches. Nach jedem Abschnitt singt die Christenheit den Vers:

Haec est fides ex qua vita,
in qua mortis lex sopita.
Quisquis est, qui credit aliter
hunc damnamus aeternaliter.

(Das ist der Glaube, aus dem das Leben quillt, in dem das Gesetz des Todes aufgehoben ist. Wer da anders glaubt, den verdammen wir ewiglich.)

---

[24] Unsterblich ist der Götter Macht
Und jeder muß sie ehren.
Daß viele sie, mit Furcht und Acht
Muß überall man lehren.

[25] Unser Heil ist, Herr in dir allein.
Keine Hoffnung kann auf Menschen sein.
Daß mit Christus kehrte Rettung ein,
Irrtum ist, uns zu betören.

Die ersten Zeilen geben den Glaubensjubel und die Glaubensgewissheit wieder, die vierte das Gericht über den Unglauben, der in dem Worte „hunc“ hinabgestürzt und mit dem drohenden „damnamus“ der Verdammnis überantwortet wird. Damit treten wir bereits in die Spielhandlung ein, denn diese glaubensstolze Christenheit, die hier das Verdammnisurteil ausspricht, wird in kurzem von Christus abfallen und nur durch seine Gnade gerettet werden.

Wen wir die Gesamthandlung überblicken, so stellt sich uns folgender Verlauf dar. Zuerst macht sich der Kaiser die Christenheit untertänig, besiegt die Heiden und legt dann in Jerusalem die kaiserliche Krone nieder. Da erscheint der Antichrist, unterwirft sich die Könige der Christenheit und mit ihrer Hilfe die Heiden und gewinnt durch Irrlehre die Juden. Dann treten als Propheten der Endzeit Elias und Enoch auf, die den Juden den Antichrist entlarv und sie zu Christus bekehren. Die Propheten und die bekehrten Juden werden vom Antichrist getötet, der nun die ganze Welt beherrscht. Eben will er sich von der Menschheit huldigen lassen, als er von Christus gestürzt und die Menschheit zum Glauben zurückgeführt wird.

So heben sich uns drei ineinandergreifende Handlungen hervor: die Vollendung des römischen Reiches, die Errichtung des Gegenreiches und der Einbruch des Gottesreiches.

Die Vollendung des römischen Reiches. Der deutsche Kaiser sendet Boten an die Könige der Welt, um sie an ihre Reichspflicht zu mahnen. Die Franzosen, die er wegen ihrer Tapferkeit nicht mit Tribut belegen, sondern zur Heeresfolge auffordern läßt, lehnen den Reichsanspruch ab mit der ewig französischen Begründung, daß die Deutschen eine „Invasion“ beabsichtigen, sie selbst seien Nachkommen der alten Gallier, und als solchen gebühre ihnen, nicht den Deutschen das Reich. Sie knüpfen also den Reichsanspruch daran, daß sie als ehemalige römische Provinziale an dem Geist der antiken Zivilisation teilhaben, der gegenüber die Deutschen „Barbaren“ sind, die auf die Macht der brutalen Gewalt pochen, während nach dem Mythos vom Antichrist der Reichsauftrag nicht an den

Der römische Kaiser bringt der Kirche die Krone dar

Geist der Zivilisation gebunden ist, sondern jeweils dem geschichtsmächtigen und darum auch geschichtsverantwortlichen Volke verliehen wird, nunmehr also den Deutschen.

Der Kaiser beantwortet die Ablehnung des deutschen Reichsanspruchs mit dem Kriege und verleiht dem niedergeworfenen französischen König sein Land als Reichslehen. Der König von Griechenland als Herrscher der östlichen Christenheit in Byzanz unterwirft sich ohne Widerstand, desgl. der König von Jerusalem, für den als gefährdeten Außenposten der Christenheit die Schirmherrschaft des Reiches unentbehrlich ist.

Zugleich aber erkennt der König der Heiden, daß Mit der Einigung der Christenheit das Heidentum seine Zukunft verliert, und beschließt, die Christen im Quellpunkte ihres Glaubens zu treffen, indem er Jerusalem berennt. Der bedrohte König von Jerusalem wendet sich an den Kaiser um Unterstützung. Der Kaiser verheißt seine Hilfe. Ein Engel verkündet sich den Bedrängten, und der Chor bestätigt sie in den Versen:

Judaea et Jerusalem nolite timere,
sciens te auxilium die cras videre.
Nam tui fratres assunt, qui te liberarbunt
Atque tuos hostes potenter superabunt.

(Fürchte dich nicht, Judäa und Jerusalem, wisse, du wirst morgen die Hilfe des Herrn sehen, denn deine Brüder sind da, die dich befreien und deine Feinde mächtiglich überwinden werden.)

Die Christenbrüder draußen sind keine gedemütigte „Minderheit“, sondern der schirmenden Macht des Reiches anvertraut. Unter dem deutschen Kaiser zieht die christliche Ritterschaft zur Schlacht gegen den König von Babylon, der, von dem Kaiser im Zweikampf überwunden, entflieht. Damit ist das Reich vollendet: Wir bemerken, daß die Heiden nicht zum Lehnseid gezwungen oder, was die Voraussetzung dafür wäre, zum Christentum bekehrt werden. Das Reich ist keine „Universalmonarchie“, in der alle Menschen Untertanen des Kaisers sind, sondern ein hegemonialer Aufbau: die Deutschen gebieten als Vormacht der Christenheit

den Frieden. Der Friede beruht nicht auf einer pazifistischen Gesinnung der Menschen, sondern auf dem Willen und der Stärke der führenden Macht.

Der Kaiser will nun die Welt in die unmittelbare Herrschaft Jesu Christi übergeben, indem er seine Krone in Jerusalem niederlegt und sich auf sein deutsches Königsamt beschränkt. Das würde die Errichtung des Gottesreiches bedeuten. Aber das vermag kein menschlicher Herrscher und keine menschliche Ordnung herbeiführen. Der Kampf des Reiches ist zwar beendet, aber damit hebt der Endkampf für und wider Gott an. Der, der das Kommen des Antichrist aufhält, ist nun nicht mehr da, und bereits mischen sich unter die anbetende Menge die Heuchler, die ihm den Weg bereiten. Sie finden Gehör beim König von Jerusalem.

Die Errichtung des Gegenreiches. Der Antichrist erscheint, begleitet von der Ketzerei und der Heuchelei. Er ist kein Mensch, etwa ein betrügerischer Messias, wie sie mehrfach im Laufe der Zeiten aufgetreten sind. In ihm hat sich vielmehr die ganze widergöttliche Kraft zu dämonischer Stärke zusammengezogen. Ist der Antichrist, wenn nicht der Satan selbst, so doch die dämonische Verkörperung des Satanischen, so sind auch die Heuchelei und Ketzerei, die mit ihm erscheinen, nicht nur als allegorische Gestalten wie die Kirche und die Synagoge, sondern als Dämonen zu verstehen. Dagegen sind die Heuchler, die wir nachher als Boten des Antichrist sehen, verblendete Menschen, die ihrer eigenen Bosheit nicht bewußt sind. (Wir haben uns darum vorzustellen, daß sie das Gespräch des Antichrist mit seinen Begleitdämonen nicht hören.) Das Wort „Heuchler“ hat Luther in der Schriftsprache aus dem Oberdeutschen eingeführt. Luther sagt vom Heuchelglauben einmal, daß er „menget in einander Gottesgnade und mein Verdienst, ob er wol die Worte behelt von Christo, aber doch des Herzens Zuversicht sicht auf sich selbs, also daß er nur ein angestrichene Farb ist.“ Die Hypokrisis, wie die alte Kirche die Heuchelei nannte, ist der Sündenstand der Selbstherrlichkeit, der Wahn des Menschen, aus eigener Vernunft und eigenem Vermögen selbstherrlich zum Heile gelangen zu können. So wird auch am Schluß des Spieles der gestürzte Antichrist bezeichnet: „Sehet den Menschen, der Gott nicht zu seinem Helfer setzt“. Das Gegenreich, das der Antichrist heraufführt, ist also das Reich der irdischen Selbstherrlichkeit, das von der Dämonie der Sünde, der Absonderung von Gott, erfüllt ist.

Die Heuchler sind also sogar mit dem Anschein der Tugend und der Vortrefflichkeit ausgestattet und sind überzeugt, das Gute zu fördern, wenn sie dem Antichrist helfen. Sie wollen die Welt verbessern, den „sittlichen Fortschritt“ heraufführen. Gerade dieses Bewußtsein verleiht ihnen die Sicherheit und Unduldsamkeit ihres Glaubens. Sie begrüßen den Antichrist als den Führer der Fortschrittsbewegung. Dieser verstellt sich zunächst und täuscht mit Worten, die blasphemisch an die Antwort der Maria bei der Verkündigung anklingen, Demut vor. Aber auf ihr Zureden übernimmt er ihre Führung und gibt sich als den zu erkennen, den die Welt als Erneuerer erwartet habe. Er verkündet, daß er die Weltherrschaft antreten und alle Überlieferungen durch ein neues Recht ersetzen werde. Es ist jener Wahn, der über ein halbes Jahrtausend später in der großen französischen Revolution die Menschen versuchen ließ, alle gewordenen Formen zu zerschlagen und durch ein aus der menschlichen Vernunft gewonnenes Recht, durch die Menschenrechte, zu ersetzen. Nun scharen sich die Hypokriten um ihren Führer, nehmen ihm das verhüllende Gewand ab, so daß sein Panzer sichtbar wird, und stürzen den leichtgläubigen König von Jerusalem von seinem Throne. Er flieht zum deutschen König, dem er zum Vorwurf macht, daß die Niederlegung des Kaiseramtes die Welt dem Abfall preisgegeben habe.

Nach alter Überlieferung wendet der Antichrist als Mittel zur Unterwerfung der Menschen bestechende Geschenke, einschüchternden Schrecken und verblendende Wunderzeichen an. Diese Mittel läßt der Dichter nun nacheinander in Erscheinung treten. Den König von Griechenland, mit dem ja der Kaiser auch nicht viel Federlesens machte, schüchtert er durch Kriegsdrohung ein und macht ihn sich damit gefügig. Den König von Frankreich gewinnt er durch Geschenke. Bei ihm ist er eines guten Empfanges sicher. Denn die Spitzfindigkeit des französischen Geistes hat die Verehrung des Antichristen, das heißt des selbstherrlichen Glaubens des Menschen an seine eigene Vernunft, schon trefflich vorbereitet. In der Tat ergibt sich ihm der König von Frankreich willig, und der Antichrist zeichnet ihn als seinen allertreuesten Anhänger durch einen Kuß aus und weiht ihn damit seinem Dienst. In den folgenden Versen läßt der Dichter den Antichrist wortgetreu die Sprache des deutschen

Die Kirche – Der deutsche Kaiser

Kaisers parodieren, wie wir ja auch heute sehen, daß die Sprache der Säkularisation sich der Sprach der christlichen Überlieferung blasphemisch bedient.

Nun gilt es, die Deutschen dem Antichrist zu unterwerfen. Das ist der schwierigste Teil des Werkes, denn der Antichrist kennt ihre Stärke. Er entsendet seine Boten mit dem Auftrage, den König der Deutschen durch Geschenke zu besänftigen, da es unklug wäre, mit ihm in Kampf zu geraten. Aber der König der Deutschen durchschaut den Trug. Er weist die Geschenke zurück und gelobt, daß der Antichrist mitsamt seinem Golde zur Hölle fahren solle.

Die Anhänger des Antichrist sind entsetzt über die Auflehnung dieses furchtbaren Volkes, das seine Hörner gegen die Weltreligion selbst erhebt, und der Antichrist verkündet, daß er dieses Volk der Verdammnis austilgen werde. Er ruft die Völker der Erde zum Kreuzzug gegen die Deutschen auf. Aber in dem großen Kampfe vermag die Weltkoalition die

Deutschen nicht zu bezwingen. Nach siegreicher Schlacht kehrt der König der Deutschen auf seinen Thron zurück mit den Worten:

> „Mit dem Blute des Vaterlandes muß die Ehre gewahrt werden. Mit der Tapferkeit des Vaterlandes muß der Feind vertrieben werden. Das Recht, das durch Betrug vererbt ist, kann durch Blut zurückgekauft werden. So werden wir die Reichswürde wiedergewinnen."

Aber der Antichrist weiß noch einen Weg, um die Deutschen zu bezwingen. Sind sie auf dem Schlachtfelde unbesieglich, so ist ihr Gemüt der Verblendung durch falsche Wunderzeichen zugänglich. Der Antichrist heilt vor den Augen des deutschen Königs einen Lahmen und einen Aussätzigen und erweckt einen scheinbar in der Schlacht gefallenen Krieger zum Leben. Angesichts dieser Gaukelwunder beginnt der deutsche König an sich selbst und seinem Recht zu zweifeln. Er glaubt, er habe, vom altendeutschen Ungestüm verführt, gegen Gott selbst gekriegt und sich dem Heil der Menschheit widersetzt. Freiwillig unterwirft er sich der Lügenmacht des Antichrist. Damit ist die ganze Christenheit in die Hand des Antichrist gegeben. Er schickt Gesandte an die Völker aus, die ihnen seine Lehre verkünden sollen. Wer der Propaganda widersteht, soll mit dem Schwerte gezwungen werden. Die Heidenschaft wird aufgefordert, sich zum Antichrist zu bekennen. Als sie ablehnt, wird sie von der abgefallenen Christenheit überwunden, und der König der Heiden leistet den Lehnseid.

Es bleibt allein noch die Judenschaft für den Antichrist zu gewinnen. Ihr ist, wie in der Antichrist-Sage, so auch von unserm Dichter eine besondere heilsgeschichtliche Rolle in der Endzeit zugedacht. Zunächst sendet der Antichrist seine Boten zu der Synagoge und läßt ihr verkünden, daß der Messias erschienen sei, auf den sie so lange gewartet hätten. Er verspricht, ihr das Land der Verheißung, Palästina, wieder zur Heimstätte zu geben und den Geist des jüdischen Gesetzes zum Völkerrecht zu erheben, nach dem alle Länder regiert werden sollen. Schon ist die Synagoge bereit, den Antichrist als den Messias anzuerkennen, als Enoch und Elias, die Zeugen der Endzeit, auftreten. Ihre Rolle muß kurz erläutert werden. Von diesen beiden Männern berichtet die Bibel, daß sie nicht gestorben seien, sondern lebend zu Gott entrückt seien. Da wir aber durch den Sündenfall alle Gott einen Tod schuldig sind, werden Enoch und Elias in den letzten Zeiten wiederkehren, um für Gott zu zeugen und ihren Tod als Märtyrer zu finden. Diese Vorstellung finden wir schon in den ältesten Fassungen der Antichrist-Sage. Dabei ist Enoch der Vertreter der adamitischen Menschheit, die vor der Sündflut gelebt hat, ehe Gott mit Noah den Bund gemacht hat, während Elias als Vertreter des alten Bundes auftritt. Durch die beiden Propheten, die für Christus zeugen, wird der Synagoge die Binde von den Augen genommen, die ihr bis zur Endzeit verwehrt hat, den wahren Messias zu erkennen. Als der Antichrist hört, daß die Propheten ihn entlarvt haben und daß die Synagoge sich zu Christus bekannt hat, läßt er die Judenschaft und die Propheten zum Tode führen. Damit sühnt die Judenschaft die Kreuzigung Christi, unter deren Schuld sie bis dahin gestanden hat. (Für den Dichter sind die zeitlichen Eigenschaften der Juden, die sie auch seiner Zeit verachtet und verhaßt machten, nicht Rasseeigenschaften, sondern Auswirkungen der metaphysischen Verworfenheit, in der sich das auserwählte Volk seit der Verleugnung des Messias befindet. Diese Verworfenheit wird jetzt im Märtyrertode von ihnen genommen.) Damit ist aller Widerstand gegen den Antichrist aus der Welt geschafft. Das Gegenreich ist vollendet, wie am Ende des ersten Aktes das Reich vollendet war. Der Antichrist, der seinen Thron im Tempel Christi errichtet hat, ruft alle Welt zusammen, um die Huldigung der im Widerglauben geeinten Menschheit entgegenzunehmen. Er verkündet die Vollendung seines Werkes:

Finale
„Siehe den Menschen, der nicht zu seinem Helfer sich Gott gesetzt. –
Ich aber bin wie ein Ölbaum, der Früchte trägt im Hauses Gottes. –“

> „So verkündigten meine Verkünder, die Männer, die meines Namens und Rechtes Hüter sind. Das ist mein Ruhm, den sie lange vorhergesagt haben, den diejenigen mit mir genießen werden, die es verdient haben. Nach dem Fall derer, die der Wahn verblendete, umschließt Friede und Sicherheit die Welt.“

An die Stelle des Gottesfriedens, des Friedens der Seele mit Gott ist der Weltfriede getreten.

Aber in diesem Augenblick, in dem die widergöttliche Macht die Menschheit ganz in ihren Bann gezogen hat und im Tempel Christi der Geist der Selbstgerechtigkeit, der Glaube des Menschen an sich selbst, sein dämonisches Lügenreich prunkend zur Schau stellt, tritt der wahre König der Könige, Christus seine Herrschaft an. Ein Donnerschlag stürzt den Antichrist von seinem Thron, und während die Menschheit aus ihrer Verblendung erwacht, spricht die Gemeinde das Wort über den Antichrist, das sein Wesen enthüllt: „Siehe den Menschen, der Gott nicht zu seinem Helfer setzt.“ Die Gnade hat sich unser angenommen, denn Gott hat uns verheißen, daß uns seine Liebe treu bleibt, auch wenn wir fehlen. Sein Sohn, unser Herr, tritt am Tage des Gerichtes seine Herrschaft an und rettet uns vor dem Widersacher Gottes, der in unserem eigenen Herzen sein Gegenreich gegründet hat. Das wird zum Schlusse ausgesprochen in dem Lobgesang, der alle vereinigt.

3. Der Sinn des Spiels vom Antichrist.

Ohne auf die Gründe einzugehen, die wir für unsere Auffassung anzuführen haben, sei im folgenden der Versuch gemacht, den Sinn des Spieles zu verdeutlichen. Der Dichter, wie wir glauben, zwar geistlich gebildet, aber in der Umgebung des kaiserlichen Hofes lebend, hat in dem Spiel vom Antichrist das Wesen des deutschen Reichsamtes dargestellt. Wir nehmen an, daß er dem Kanzler des Reiches, Reinald von Dassel, nachgestanden hat. In der wunderbaren Weise, in der für den gläubigen Menschen Endzeitliches und Gegenwärtiges ineinander verflochten sind, werden hier der Mythos von der Endzeit und die Idee des staufischen Kaisertums miteinander verknüpft. Dadurch kommt es auch, daß das Spiel, obwohl es sehr starke Zeitbeziehungen enthält, zugleich eine dauernde Aktualität besitzt und in vielen Zügen auf unsere Gegenwart zu weisen scheint. Wer denkt nicht bei der Kennzeichnung der Franzosen an die französische Revolution, bei dem Kreuzzug gegen

Deutschland an den Kreuzzug der Zivilisation gegen die „Hunnen“, bei den neuen Rechten, die der Antichrist an die Stelle der Tradition setzen will, an die Menschenrechte, bei der Verheißung der Heimstätte für die Juden an die Balfour-Deklaration, beim Gegenreich an den Völkerbund, bei „pax et securitas“ (Friede und Sicherheit) an „paix et sécurité“, bei den falschen Wunderzeichen, die die Deutschen betören, an die Verheißung Wilsons? Aber der Dichter hat eben das dauernde Wesen der Deutschen und ihre dauernde Lage inmitten Europas mit solcher Klarheit geschaut, daß uns solche Übereinstimmungen nicht zu befremden brauchen.

Nach meiner Überzeugung ist das Stück unmittelbar für Kaiser Barbarossa geschrieben worden, der wie manche Herrscher des Mittelalters fürchtete, in Ausübung seiner kaiserlichen Pflichten mit der christlichen Sittenlehre in Gegensatz zu geraten. In dem Spiele wird ihm dargetan, daß die Bewahrung und Stärkung seiner Herrschaft seine Pflicht vor Gott sei und daß die Niederlegung der Krone, die ihm vorschwebte, dem Antichrist den Weg bereite. Damit ist zugleich eine Lehre vom Reich aufgestellt, die den zeitgenössischen Meinungen entgegentritt und auch für die Gegenwart Gültigkeit beansprucht. Es wird hier unter Berufung auf die Antichrist-Sage dargelegt, daß es nicht Aufgabe des Staates sei, das Gottesreich auf Erden vorzubereiten. Dessen ist der Staat nicht mächtig. Vielmehr ist das Reich eine von Gott gewollte Instanz des politischen Lebens. Die durch den Sündenfall in Feindschaft verstrickte Menschheit würde in chaotischem Brüdermord vergehen, wenn Gott nicht aus Barmherzigkeit eine Ordnungsmacht berufen hätte, die den chaotischen Brudermord in geschichtswirkenden und geschichtsverantwortlichen Kampf verwandelt hätte. Diesen Auftrag haben nacheinander die großen Geschichtsvölker erhalten; von den Römern ist er an die Deutschen gekommen. Sie müssen ihn im Streite auf dem Schlachtfeld immer neu erwerben, solange sie dessen fähig sind. Das Lebensgesetz des Reiches ist darum nicht aus einer Sittenlehre zu gewinnen, sondern von den politischen Notwendigkeiten vorgeschrieben, die zu meistern eben das Reich ausmacht. Es ist offenkundig, daß diese Reichslehre unseres Dichters gegen den mittelalterlichen Anspruch des Papstes gerichtet ist. Aber ebenso richtet sie sich gegen zeitgenössische deutsche Störungen, die von jeder religiösen Weihe des Reiches absehen und es nur durch den Erfolg gerechtfertigt sehen wollten. Aber die Deutschen sollen nicht Übermacht, sondern Vormacht sein. Sie sollen führen, nicht unterdrücken. Das Reich hat die Weihe einer von Gott gewollten Ordnungsmacht, die das Kommen des Antichrist aufhält. Aber es ist nur eine bewahrende, keine rettende Macht, es führt nicht auf dem Wege der Selbsterlösung die Menschen ins Gottesreich, sondern am Ende der Tage wird das Reich zerfallen und keine durch sittliche Fortschritte der göttlichen Herrschaft würdig gewordene Menschheit hinterlassen, vielmehr den Menschen, wie er immer ist: des Ruhmes ermangelnd, den wir vor Gott haben sollen. So vermeidet diese Reichslehre die Vergötzung des Reiches aus einem „christlichen Staate“, wie ihn die Träger der englischen Revolution aus eigener Glaubenskraft und eigenem Tugendstreben glaubten vollbringen zu können. Aber sie gibt auch dem Reich die religiöse Weihe, ein Glied in dem heilsgeschichtlichen Plane Gottes zu sein. Sie gestattet dem Herrscher, die Gründe seines Handelns aus der Staatsraison zu nehmen und stellt sein Handeln dennoch in den christlichen Zusammenhang der Heilsgeschichte. Es ist ein politischer Protestantismus, mit dem sich der deutsche Dichter gegen die politischen Ansprüche der mittelalterlichen Kirche gewandt hat. Indem er auf Paulus zurückgeht, hat er eine evangelische Grundlage für seine Auffassung vom Wesen den Reiches gewonnen, die christlich ist, ohne weltflüchtig zu sein, die dem Reich metaphysische Heiligung zuteil werden läßt, ohne es zu vergötzen. Er hat damit der christlichen Ritterschaft der Deutschen für alle Zeit ihren Reichsmythos gegeben.

Die alten Spandauer (von links): Theophil Rothenberg, Kurt Elsässer, Karl Büse, Hanni Gielen-Tschesch, Alexander Kern, Ruth Schüler-Bietz, Wilhelm Adrian, Elfriede Weiß, Hans-Donald Cramer, Ewald Weiß, Charlotte Herrmann, Lotte Engelmann-Beuerle, Herbert Beuerle, Julius Herrmann, Siegfried Jäger

50 Jahre danach

Treffen der „Alten Spandauer Kirchenmusik-Schüler“ der Jahrgänge 1932–35 in Bonn [a]/Rhein im Augustinum vom 7. bis 9. Oktober 1985

Bericht von Alexander Kern

Am 10. Juli 1985 schickte uns Siegfried Jäger (ehemaliger Kantor und Organist in Idar-Oberstein), einer meiner Mitstudenten (1932–34) an der Berliner Kirchenmusikschule im Evangelischen Johannesstift, Berlin-Spandau, einen Brief, eine Einladung zu einem Treffen, einer Zusammenkunft einiger „Alten Spandauer“ im Oktober dieses Jahres in Bonn: Unterkunft war vorgesehen im „Augustinum“, einem Altenwohnheim, in dem Siegfried schon seit einigen Jahren wohnt.

Hier der Brief.

Siegfried Jäger

53oo Bonn 1, 10. 7. 1985
Römerstraße 118/2421
Tel: o228 / 556 2421

Liebe Ehemalige Spandauer!
Angeregt durch ein Klassentreffen Ehemaliger Lateinschüler in meiner Heimat wage ich den Versuch, Euch zu einer Wiedersehensbegegnung nach Bonn einzuladen. Gedacht ist nicht an eine Sammlung Spandauer Altschüler, sondern an ein einmaliges Treffen eines privaten Kreises, in dem sich alle untereinander kennen.

Gelegenheit zu solcher Begegnung bietet sich im Wohnstift Augustinum in Bonn, in dem ich wohne, und wo mir für Gäste verbilligte Übernachtungs-, Aufenthalts- und Verpflegungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen:

Kl. Einzelzimmer	DM	20,00
Einzelappartement		40,00
Doppelappartement		65,00
Frühstück	DM	6,25
Mittagessen		10,50
Abendbrot		8,00

(oder im Restaurant des Hauses nach Karte).

Die Zimmerzahl ist beschränkt, eine frühzeitige verbindliche Anmeldung erforderlich, da sich auch andere der 450 Insassen des Hauses Zimmer für Gäste, besonders bei Geburtstagsfeiern, reservieren lassen.

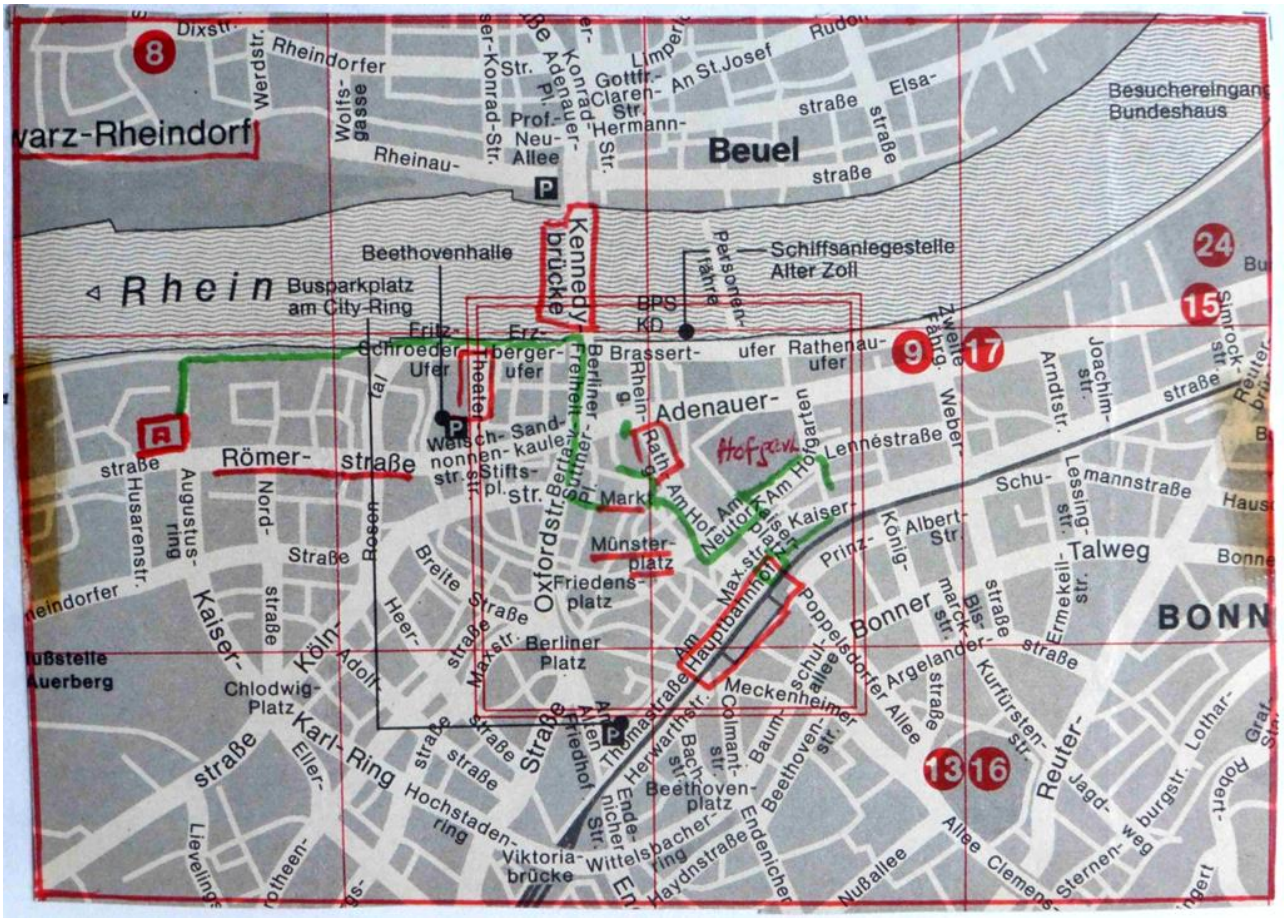
Als Anreise ist der 7. Oktober vorgesehen, der 8. Oktober sollte uns voll zur Verfügung stehen, am 9. Oktober ist für termingeplagte Senioren Abreisetag, andere können zur Besichtigung von Bonn verlängern. Es sind Wochentage gewählt, weil dann mehr Zimmer zur Verfügung stehen als an Wochenenden und vielleicht einige mit Seniorenpaß A (Mo–Do) reisen wollen.

Die Anmeldung erbitte ich auf beiliegendem Blatt bis zum 10. August 1985

Bis zum Wiedersehen herzliche Grüße
Euer Siegfried Jäger

Anm. für Bahnreisende:
Ab Hbf Bonn mit Buslinie 31 von Bushbhf Bahnsteig B1
bis Haltestelle Augustinum.

Verbilligte Busfahrt mit roter Streifenkarte für 4 Fahrten = 5 DM, erhältlich am Busbahnhof (Kiosk oder Automat).



Bonn: Das Augustinum (Foto: Google Maps)

Ich war sofort dafür und machte meine Maria neugierig mitzukommen, um so meine alten „Kumpel“ in natura kennen zu lernen, von denen ich ihr so oft und lebhaft erzählt hatte; besonders von den Bewohnern der oberen Etagen im „Schütz-Haus“ im Johannesstift, in dem sich die Kirchenmusikschule noch heute befindet. Auch Maria hatte Gefallen an dieser Idee und – kurzentschlossen – meldeten wir uns schon am 15. Juli bei Siegfried an für die drei Tage des Spandauer Treffens, des Wiedersehens mit den alten Gefährten, das für Anfang Oktober geplant war, stattfinden sollte.

Am 7. Oktober reisten wir schon morgens früh über Cuxhaven, Bremen, Osnabrück, Münster, Köln – größtenteils in IC-Zügen, und standen schon um 12.30 auf dem Busbahnhof (neben dem Hauptbahnhof) der Bundeshauptstadt Bonn. Dort warteten wir – genau nach Siegfried Jägers Angaben – auf die Linie 31, die in Richtung Römerstraße = Augustinum fuhr.

Zehn Meter neben uns stand auf dem Busbahnsteig ein älteres Ehepaar und wartete auch. Maria sagte: „Du, die sehen genau aus wie wir, die wollen sicher auch zum Augustinum!“ Und da Maria sich selten irrt: Genauso war es! Als ich mir den älteren Herren von Nahem besah, erkannte ich ihn wieder an seinen Augen: Es war Kurt Elsässer mit seiner Frau. Nach kurzem Zögern beiderseitige freundliche Begrüßung. Immerhin hatten wir uns seit 1934 nicht mehr gesehen! So ganz ohne „Veränderungen“ waren die 51 Jahre nicht an uns vorübergegangen.

Einmal allerdings hatten wir Briefe gewechselt, im Jahr 1953: die Elsässers gingen damals von der DDR, wo sie in Thüringen und Sachsen Kirchenämter versehen hatten, wegen unerträglicher politischer Bedrängung (hie Christentum – dort Atheismus) in den Westen und fanden in Moers a/Rhein ein neues Kirchenamt. Maria backte damals zu ihrem Einzug in Moers einen schönen Kuchen und schickte ihn hin, als Zeichen der Mitfreude. –

Sofort war das altvertraute „Du“ wieder da, wie in den Spandauer Tagen, und die Frauen wurden einfach mit hineingezogen.

Unser Bus, die 31, kam. Da wir alle vier vollkommen fremd waren in Bonn, vertrauten wir uns dem Busfahrer an, der uns dann auch brav beim Augustinum „heraushalf“. Ausgestiegen, standen wir vor einem gewaltigen Block von zwei Hochhäusern: das war das Bonner Altenwohnheim „Augustinum“, ein Komplex von Wohnungen. In der Eingangshalle – in der Mitte ein ziemlich großer Wintergarten unter Glas – sahen wir drei Frauen auf einem großen Sofa sitzen. Eine von ihnen rief uns an: es war Hanni Gielen-Tschesch, die einzige meiner

Spandauer Kommilitonen, mit der wir uns schon vor 2 Jahren einmal in Göttingen getroffen hatten, als wir – wieder einmal – unseren 3. Sohn, Matthias, dort besuchten, der seit 1979 die dortige Uni besucht und Biologie studiert.

Hanni: „Mensch, Alex, da bist Du ja!“ Neben ihr saß eine weißhaarige kleinere Frau, die ich beim Näherkommen gleich wiedererkannte: es war Ruth Schüler, damals ein blondes hübsches, aber sehr schüchternes Mädchen aus Nastätten/Taunus – jetzt weißhaarige Pastorenwitwe aus Gießen; und neben ihr, das war Hilde Gaul, jetzt: Enke, auch Pastorenwitwe. Ihr Vater war einer der beiden Johannesstiftspastoren in Spandau: 1934. Hildegard studierte damals allerdings nicht Kirchenmusik, dazu war sie noch zu jung. Aber sie sang eifrig mit im Chor der Musikschule und in der Stiftskantorei, die Direktor Gerhard

Im Garten des Heimes 8. 10. 85 17 h

Schwarz leitete. Diese Stiftskantorei war zum Beispiel 1933 einer der drei Chöre, die im Dezember die „Weihnachtsgeschichte“ von Hugo Distler uraufführten. (Die andern beiden Chöre waren Lübeck [Grusnick] und Göttingen [Doormann].)

Und dann erschienen in den nächsten Stunden so langsam: Wilm Adrian aus Stade mit seiner frechen „Lüdenscheider“ Schnauze rheinischer Klangfarbe, die – wie wir sofort feststellten – all die langen Jahre überlebt hatte. Maria und ich stellten ihn gleich zur Rede: warum er brieflich nicht geantwortet hätte (wie versprochen auf einer vorläufigen Karte aus Bad Rothenfelde!)?? Er, Wilm, frech wie in alten Zeiten: „Ooch, dazu war ich zu faul, damals, das müßt Ihr schon entschuldigen!“ (Taten wir!)

Mit Wilm kam Siegfried Jäger in die Empfangshalle: er war sehr mager, war alt geworden, ungesunde Farbe, krank; nur die Augen waren „ganz der Alte“. Schon früh, 1933, hatte er eine ziemliche Glatze (auf berlinerisch: Bubikopf mit Spielwiese). Aber jetzt war er ganz kahl, blitzeblank. Seine Begrüßung: ganz herzlich, ganz der alte Freund von früher. –

Und es kreuzte auf wie eine Fregatte: Magdalene Trittelvitz aus Bethel, jetzt Pfarrfrau te Reh. Magdalene war ein Sonderfall in der Spandauer Kirchenmusikschule. Beim ersten hohen Ton wußten wir alle sofort: „Da ist sie, die Knatterhexe (wie wir sie damals nannten)“. Sie ist die Tochter eines Missionsdirektors aus Bethel. Für unsere damaligen Augen und Ohren war sei eine Intelligenzbestie. Heute würde man sagen: eine fanatische Emanze, nach deren Meinung alle Männer Versager sind. Und sie ließ nichts Gutes an diesen. Sie hatte (hat) eine hohe, scharfe Stimme (im Fachjargon: „Mixtur 6–8fach“), mit der sie zur Not die ganze Opposition (das waren wir damals!) niederschrie – und innerlich von ätzender Logik. Sowas reizte solche Typen wie Wilm, Helmi Niehoff und mich bis zur Weißglut. Es kam damals oft zu scharfen Wortgefechten, bis hin zu virtuellen Beleidigungen. Aber keiner „nahm übel“!

Kaum saß die „Knatterhexe“, da ging es schon wieder los zwischen ihr und Wilm und mir: Hast, was kannste! Sie wollte sofort wieder alle kommandieren, immer das erste Wort haben, in der Tonart: „Mal alle herhören! Ich kann nur heute Abend hierbleiben, habe Dienst morgen in unserem Altenheim in Köln-Michaelshoven, da kommt Ihr morgen man alle rüber, ist ja nicht weit!“

Eh sie fortfahren konnte, rief Wilm dazwischen: „Aber Magdalene, was meinst Du wohl, warum Siegfried uns hierher eingeladen hat? Um mit Dir auszufliegen??“ Und so gingen die Sticheleien weiter, wie früher, ungebrochen! Wilm und Magdalene = zwei lustige Streithammel, um nichts, um seiner selbst willen.

Marginalie

Als sie dann ihren geläufigen, spitzen, hochtönenden Mund auftat, wurde ihr (50 Jahre alter) „nom de guerre“ wieder lebendig: „die Knatterhexe“. Sie erregte allgemeine Heiterkeit durch ihre spitzen Bemerkungen, mit denen sie in die Unterhaltung in Kürze an sich gezogen hatte. –
Sie versuchte 1934, gleich nach Abschluß an der Berliner Kirchenmusikschule in Charlottenburg auf der Akademie die Staatsprüfung „A“ zu machen: das ging schief = sie fiel durch.
Dann ging sie nach Ostpreußen und heiratete einen Pastor Dr. te Reh. „Ich schenkte meinem Mann in kurzmöglichster Zeit drei Kinder vor dem Krieg, nach dem Krieg noch drei.“ Also muß wenigstens ein Mann Gnade vor ihren Augen gefunden haben. Innerlich konstatierten wir diese Tatsache und fragten uns: ob sie nun ihre 6 Kinder + Ehemann herumkommandierte?! –[26]

Dann tauchte (nachmittags) auf: Herbert (Hebbes) Beuerle mit seiner Frau Lotte geb. Engelmann, auch eine Absolventin der Berliner Kirchenmusikschule, aus Gelnhausen. Alt und rund war er geworden, der Hebbes, aber immer noch mit dem aufmunternden Blitzen im Auge. Seine Stimme ist ziemlich verbraucht, aber er kann immer noch singen, dank seiner guten Technik. –

Als wir oben in der „Weinstube“ saßen, erschien Ewald Weiß aus Nürnberg mit seiner Frau Elfriede. Ewald war 1933/34 der älteste und erfahrenste aller Musikstudenten im Stift. Er ist „auslandsdeutscher Lehrer“, hatte zwei Kriege durchlitten (im 1. Krieg kamen seine 1. Frau und 2 Kinder um!) –

Friedel Haase habe ich kaum wiedererkannt. Er ist pensionierter Kirchenmusiker und Musiklehrer an höheren Schulen, lebt bei Kiel – Kronshagen. – Damals, 1934, als ich den Abschluß in Spandau machte („B“), kam Friedel von einem großen Singleiter-Kantoren-

[26] Alexanders Kerns Anmerkung am Rand des Manuskripts: „Das ist ein bißchen lang geworden!“

Auftrag in Brasilien zurück. Dort hatte er im Auftrage des VDA[27] und der Evangelischen Kirche ein Jahr lang die großen deutsch-evangelischen Kolonien bei Sao Paulo besucht (zu Pferde, tagelange Reise von einer Gemeinde zur anderen). Er hatte die Singarbeit-Aufgabe, in das neue Gesangbuch einzuführen. Das Ziel: die „singende Gemeinde“! – Ich erkannte Friedel dann an seiner hochroten Gesichtshaut, die hatte er schon in Spandau.

Aus der DDR waren zwei „Ehemalige“ gekommen: Karl Büse aus Weimar und Theophil Rothenberg aus Berlin-Mahlsdorf.

Beim und nach dem gemeinsamen Abendbrot in der Gastwirtschaft = Cafeteria im Erdgeschoß des 1. Hochhauses ging das Gespräch der Erinnerungen dann weiter. –

Maria und ich setzten uns für 1 ½ Stunden ab, weil wir unseren Neffen Friedrich Schumann, 2. Sohn von Gertrud Schumann, Marias Schwester († 1969), bestellt hatten, uns mit seiner

Frau Ruth, Rektorin, im Augustinum aufzusuchen. Seine Wohnung liegt nahe „im Römerlager“ (hier gibt es an Namen und Altertümern noch viele Erinnerungen an die damalige Besatzungsmacht Roms, 50 a. C. bis 400 p. C.) –

Friedrich ist Oberregierungsrat, Parteimann der CDU, Stellung im Petitionsausschuß. Er kam pünktlich, und wir setzten uns in eine entfernte Nische im Lokal. Er war sehr zugänglich – wie immer, denn er schätzt seine „Tante Maria“ sehr. Er stand sich immer gut mit ihr, schon von klein auf, das meint vom Pastorat in Hennstedt/Dithmarschen, Kreis Heide, her, wo Schwager Hans Otto Schumann damals 1950–60 Gemeindepastor war. Es gibt in Hennstedt eine große, alte, sehr schöne Dorfkirche, Propstensitz. Darin auch eine ziemlich große

[27] Verein für das Deutschtum im Ausland, ab 1933: Volksbund für das Deutschtum im Ausland

Barock-Orgel, ca 1780, bei deren Renovierung und stilechter Disposition ich damals erheblich mitgewirkt habe.

„Fiwi“ (so Friedrichs Kindername) ist jetzt im Ermittlungsausschuß der dubiosen Flick-Konzern-Parteispenden-Prozesse. Seiner Meinung nach können diese Prozesse noch monatelang dauern, Verhöre und Aktenforschungen. –

Ich machte die Bemerkung: „Es gab da im Altertum, in der griechischen Herakles-Sage, die Geschichte der Augias-Ställe, deren ungeheure Schmutzmengen Herakles dadurch beseitigte, daß er einen Fluß zu den Ställen umleitete, der dann alles wegschwemmte.“ Darauf Fiwi: „Richtig, aber hier wäre auch das zwecklos: die können alle gut schwimmen.“ Soweit über die „Politik vom Tage“. –

Friedrich erzählte auch von seinem Vater, Schwager Hans Otto, dem es wechselnd geht: Ab und zu Herzanfälle bei körperlichen Anstrengungen. Jetzt hat er einen Rollstuhl mit Motor, mit dem fährt (Tempo 10 km pro Stunde) ins nächste Dorf. Im Frühjahr brachte ihn ein 2. Herzinfarkt in Lebensgefahr; aber er erholt sich davon wieder. So erzählte uns Fiwi am 7. Oktober in Bonn. –

Heute, am 18. November, in Cadenberge, muß ich nachtragen, daß unser Schwager Hans Otto schon 14 Tage später, am 24. 10., auf der Intensivstation in Siegen gestorben ist. Am 13. Oktober war er noch zum Gottesdienst in die Dorfkirche in Wenden gegangen, zu Fuß. Er half auch noch nach dem Gottesdienst mit beim Einsammeln der Gesangbücher und fiel dabei ohnmächtig um. Das schnell herbeigerufene Personal des Unfallautos machte noch Wiederbelebungsversuche und brachte ihn ins Krankenhaus. Dort lag er noch 10 Tage, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, und starb auch dort. –

Am Reformationsfest, nachmittags, haben wir ihn in Hennstedt neben Marias Schwester Gertrud – die ihm 1969 vorausgegangen war – zur letzten Ruhe gebettet. Die Trauerandacht in der schönen alten Kirche war würdig und fand statt unter starker Beteiligung seiner alten Gemeinde. Christoph und Liisa fuhren im Auto nach Hennstedt und nahmen uns beide mit. Alle fünf Söhne standen zum Teil mit ihren Frauen am Sarg: Otto, Dr. phil. (Musik), Friedrich (Oberregierungsrat), Michael (Kaufmann), Martin (Musik-Dozent – Klavier) und Jörg (Student). –

Gegen 20.45 verabschiedete sich Fiwi am 7. 10. 85 in Bonn von uns.

Am Abend des Anreisetages, des 7. Oktober, um 21.30 Uhr, führte Siegfried uns in die Hauskapelle des Augustinum. Es war ein wohl 100 Sitzplätze fassender großer Raum, mit einem Altar, der von beiden Konfessionen verwendet werden konnte: ein formschöner Platz

der Andacht, in dem sogar ein ansehnliches Positiv mit angehängtem Pedal stand, das eine frühere Insassin gestiftet hatte. Es stammte von der Orgelbau-Firma Ott, Göttingen; ein einmanualiges Schleifladen-Werk mit geteilter Lade. Register: Gedackt 8‘. Flöte 4‘, Oktave 2‘, Quinte 1 1/3‘, Cymbel 2fach und Terz 1 3/5‘.

Die Ordnung der Abendandacht:

Psalm – Orgelvorspiel und Abendlied – Evangelium-Lesung (Tageslesung) – Liedvers – Abendsegen

Kanon von allen gesungen

Vater unser und Segen

Liedvers und Orgelnachspiel.

Die Lesungen sprach Siegfried Jäger; den Kanon übte vorher Hebbes oder Friedel Haase ein und leitete die Einsätze.

Die Orgelbegleitung war mir übertragen.

Hier der Liedplan für die drei Tage:

7. 10.	21.30	190, 1–2	Wohl denen
		190, 3–4	
		227, 1–3	Nun laßt uns Gott den Herren
8. 10.	9.30		**Der 400. Geburtstag von Heinrich Schütz 1585–1985**
		187, 1–4	
		187, 5–7	
		333, 1–2	Der Tag bricht an
		333, 5–6	

Orgelnachspiel 4stimmige Fuge in d nach dem Thema von Gerhard Schwarz (1934):

8. 10.	21.30	178, 1–2	Der Herr ist mein getreuer Hirt
		178, 3 + 5	
		233, 1–4	Sei Lob und Ehr
9. 10.	9.30	188, 1–2	Nun lob mein Seel
		188, 4–5	
		336, 1–4	All Morgen ist ganz

Am Vormittag des 8. 10. hatte Siegfried vom 11–12.30 ein Chorsingen angesetzt, das Heppes Beuerle leitete. Heppes ist wohl der Profilierteste von uns allen, was Chorleitung, Singwochenleitung und so weiter anbelangt: wir waren alle einverstanden. Wir dachten allerdings, man sollte unter uns Kantoren den Geburtstag von Schütz mindesten mit Sätzen aus dem Beckerschen Psalter 1628 (zum Beispiel „Wohl denen, die da wandeln“) oder Teile aus der Geistlichen Chormusik von 1648 feiern.

Siegfried Jäger, der uns nach Bonn eingeladen hatte

Leider wurde daraus nichts. Hebbes gab uns Noten eigener Produktion, Kanon, 3stimmiger Liedsatz: „Maria durch ein Dornwald ging“, in die Hand, worüber wir „Chormitglieder“ nicht sehr erbaut waren. So klang es denn auch!

Der Tagesplan ging dann weiter:

Mittagessen 13.15

Mittagsruhe bis 15.30

Eingehende Lebensberichte 16–18.30 (Café)

Abendessen 19–20.00

Zusammensein 20–21.30 in der Weinstube

Abendandacht 21.30

Unsere Umgebung: der weite Hochhausbau des Augustinums.

2 riesige Gebäude-Türme, mit einem niedrigen Verbindungsbau. Parkähnliche Anlagen, weit um die Gebäude: Bäume, Büsche, Rasen, Blumenrabatten. Der Rheinfluß liegt ca. 150 m von den Gebäuden entfernt.

Wir wohnten in dem Gästezimmer-Trakt im 5. Stock; von dort ein weiter schöner Blick auf die Rheinufer und das weiter entfernte Siebengebirge.

Die Zimmereinrichtung war erstaunlich geschickt ausgetüftelt. Eingebaute Schränke, Vorraum, Kochecke, Speisekammer, Badezimmer, WC, Balkon, alles geräumig, helle Farben der Wände und Gardinen.

Siegfried Jäger zeigt uns dann seine Wohnung im 1. Stock:

Flur mit großen eingebauten Schränken, Kochgelegenheit, Badezimmer/WC; das Wohnzimmer hatte 32 Quadratmeter: verschiedene Ecken, Schlafecke, Sitzecke, Leseecke (darin stand sein Spinett), Speisekammer mit Kühlschrank, Schreibtisch, Bücherborde. Neben der Wohnungstür 2 große Fächer, dir auch von außen geöffnet werden können (vom Personal mit Schlüssel) für Wäsche zum Wechseln, für bestellte Mahlzeiten, für Post. Siegfried fühlt sich wohl in seiner Wohnung, in der er nun seit 2 Jahren lebt. –

Im Erdgeschoß des Verbindungshauses liegt neben der Information links ein großer Theater- und Konzertsaal mit geräumiger Bühne, Kulissen, einem Konzertflügel. Hier häufig Schauspiele und öffentliche Konzerte, Empfänge von Botschaften (die Verpflegung wird ins Haus geliefert); von der Cafeteria sprach ich schon. Zwischen der Empfangshalle und dem Ausgang zur Römerstraße liegt eine kleine Geschäftsstraße, die unter anderem enthält:

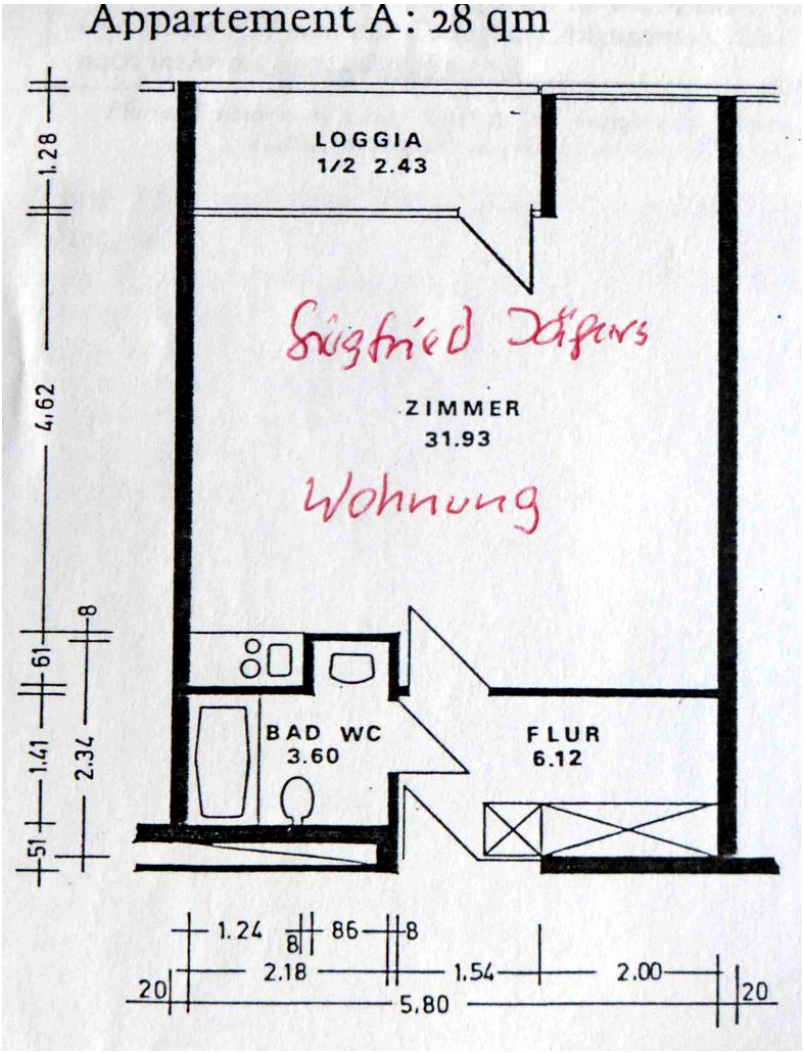
einen Supermarkt, Frisörladen, Kleiderladen, Kosmetik-, Blumen- und Andenkenladen, eine Poststelle und eine Bankfiliale.

In der Informations-Nische befindet sich Anmeldung und Telefonzentrale: diese ist „rund um die Uhr“ besetzt. Eine besonders wichtige Einrichtung ist an die Telefonzentrale angeschlossen: Wenn einer der 450 Heiminsassen seinen Telefonhörer abhebt und spricht nicht, nach 2 Minuten, geht ein Bote hinauf zu dem betreffenden Zimmer, dessen Nummer aufleuchtete, und sieht nach dem Insassen, ob es ihm schlecht geht oder was sonst vorliegt. Im Hause stehen ständig ein Arzt und 2 Krankenschwestern zur Verfügung. Für kurzfristige Behandlung ist im Kellergeschoß eine Abteilung mit 12 Betten, für Unfälle. Normalerweise werden die Insassen in ihren Zimmern behandelt. Es braucht niemand auf eine Pflegestation! Jeder kann auf dem Zimmer bleiben, in seiner gewohnten Umgebung, bis zu seinem Ableben. „Das ist für jeden Insassen sehr beruhigend!“, sagt Siegfried. Wirklich, wo gibt es das sonst?

Es wohnen im Augustinum ca. 450 Person, in 2 großen Gebäudetürmen, 14 Stockwerke hoch. Dazu kommen 50 Personal- und Verwaltungsleute.

Die monatlichen Kosten liegen bei 2500,– DM. Eine Einkauf-Wohndarlehensumme bei 17.000,00 DM; die Vorauszahlung ist unverzinslich, geht aber später (nach dem Ableben) an die Angehörigen zurück.

– – –



Im folgenden Teil will ich einiges wiedergeben, was mir im Gedächtnis geblieben ist von den langen und vielartigen Berichten, die meine Freunde aus alten Studientagen uns al ihren Lebensweg schilderten.

Allen war, nach 3–5 Jahren im Kirchendienst, das schreckliche Kriegserleben wie ein Unwetter hineingeschlagen, hatte sie aus Amt und Heimat in das Verderben der Kriegsfronten geworfen und jeder von ihnen dankte noch heute Gott, daß er bewahrt geblieben ist. Aus unseren Jahrgängen 1934–36 wurden nur drei Kirchenmusiker bekannt, die den Tod im Krieg fanden: Bruno Obert schon im Polenfeldzug, und später Herbert Zimmermann und Hans Haß. Von den anderen kann man sagen, daß in ihrem Amt vor und nach dem Krieg keiner von unserer Lebenslinie der wahren „musica sacra“ abgewichen ist, die uns so eindrucksvoll Gerhard Schwarz vor 50 Jahren vermittelt hat. Alle haben ihren Lebensinhalt gesehen darin: echte evangelische Kirchenmusik zu vermitteln im Sinne des Lutherwortes (das von den evangelischen Kantoren: von Johann Walther über Schütz – Buxtehude und Bach aufgegriffen wurde): „Soli Deo Gloria“, das S. D. G., das am Ende fast jeder Bachpartitur steht.

Jetzt, nach 5 Jahrzehnten, waren aus den jungen, lebenssprühenden, begeisterten Studenten ältere „Herren und Damen“ (recte: schlichte Männer und Frauen) geworden, die jahrzehntelang in ihrem schönen Amt ihre Kraft geopfert hatten – vor allem auch den Wohlklang ihrer Stimme; dafür hatten sie aber im Laufe der Jahre tausende in den Kirchengemeinden zum Singen gebracht. Manche waren darüber ruhig, sehr ruhig, etwas müde geworden. Aber – und das zeigt dieses unser Treffen nach so langer Zeit – der alte Geist aus unserer Spandauer Zeit 1932–35, aus der Zeit unseres Studiums, unseres Lebens in der Stiftsgemeinde, der Zeit der erwachenden evangelischen Kirchenmusik, der jungen Komponisten und unserer Lehrer: wie Distler, Pepping und Schwarz (in der höheren Region: Paul Hindemith [„Mathis der Maler“], Igor Strawinsky [Psalmensinfonie] und Arthur Honegger [„Totentanz“]) = dieser Geist lebte noch in allen, so daß unser Zusammensein in diesen Oktobertagen in Bonn von Anfang an von diesem alten Geist getragen war. –

Wilm Adrian, Lotte Beuerle, Ruth Schüler-Bietz, Hanni Gielen-Tschesch in der Cafeteria

Der 2. Weltkrieg hatte Opfer aus unseren Reihen gefordert, auch dann, wenn sie wie zum Beispiel Wilm Adrian lebend zurückgekehrt sind – aber es war ihm der Mittelfinger der rechten Hand weggeschossen worden; und was das für einen Orgel- und Klavierspieler bedeutet, brauche ich nicht zu erläutern. Wilm macht, nach seinem Bericht, jetzt nach der Pensionierung, keine Musik mehr (er hatte nach dem Krieg das Hauptgewicht auf die Kirchenchorarbeit legen müssen). „Ich hab mein Klavier verkauft und mache keine Musik mehr. Es ist doch zu deprimierend! Ich beschäftigte mich viel mit Schach-Spiel –."

Er und seine Frau hatten sich nach dem frühen Tode ihres Sohnes Jens auseinandergelebt – sie war eine sehr selbstbewußte, emanzipierte Dame, die mich bei einem Besuch in Stade um 1960 kaum ins Haus ließ. Sie hatten beide einen beklagenswert scharfen, häßlichen „Verkehrston" – sie kümmerte sich überhaupt nicht um sein Kirchenamt und seine Abendmusiken, sondern arbeitet nun als „Dozentin" im Volkshochschulwesen. Unerfreulich für Wilm, nach seinem schweren handicap nach der Rückkehr 1945. Wir haben damals des öfteren Noten und Orchestermaterial von Bach- und Buxtehude-Kantaten ausgetauscht. Er hatte sich einen guten a-cappella-Chor herangezogen, mit dem er unter anderem auch die Choral-Passion von Hugo Distler aufführte in St. Wilhadi in Stade.

(Nach Wilms Tode kam es zu einem Briefwechsel mit Frau Elfriede und uns, auch einem Besuch von ihr bei uns im April 1993.)

Siegfried Jäger hat in den Tagen eigentlich nur die anderen aufgefordert zu erzählen und darum kaum von sich selbst geredet. Aber im Einzelgespräch verlautete doch Einiges. Nach seinem Abschluß in Spandau hat er in Idar-Oberstein (Kreis Kreuznach) eine gute Kirchenmusik aufgebaut. Seine größte Stütze dabei war ein Knabenchor (Schola), der in einem Internat untergebracht war. Bald wurde ihm die Kirchenkreis-Arbeit im Synodalkreis

Kreuz geschnitzt 1990 von Elfriede Adrian

übertragen, Kirchenchortreffen, Singwochen und so weiter – dann kam der Krieg. Siegfried wurde schwer verwundet: Schuler/Lungenschuß. Monatelanger Aufenthalt in Lazaretten. Zurück blieb danach eine Stimmbandlähmung, die ihm eine weitere Kantorenarbeit unmöglich machte. Die Kirchenkreisverwaltung setzte ihn dann ein als Büroleiter, Verwaltungsbeamten. Seine Frau starb vor 4 Jahren, 2 Söhne studierten, einer Altphilologe. Vor 2 Jahren zog Siegfried ins Augustinum. –

Ewald Weiß, *1906. Er war schon 1932 der älteste aller Studierenden. Ursprünglich Lehrer in Wolhynien (Südpolen). Im 1. Weltkrieg nach Weißrußland vertrieben, dort kamen seine Frau und 2 Kinder um. Vor dem 2. Weltkrieg „zurück ins Reich“, Heimführung der Auslandsdeutschen, diesmal nach dem Warthegau, wo ihn dann 1945 wieder die Polen auswiesen. Ewald mußte alle Leiden der Auslandsdeutschen durchmachen, die zwischen Rußland, Polen und Deutschland herumgestoßen wurden. Zuletzt war er Dozent an der Kirchenmusikschule in Bayreuth, gefördert von Högner in München. Ewald hatte viel weiträumige Singearbeit bei allen volksdeutschen Gruppen im Osten jahrelang geleistet. Lebt jetzt im Ruhestand in Nürnberg. –

Friedel Haase. Er war einer der begabtesten unter den Spandauer Studenten. Nach seinem „Lehrjahr“ in Sao Paulo/Brasilien (von dem schon oben die Rede war) kehrte er zum Wintersemester 1934/35 nach Berlin-Spandau zurück und machte 1936 seinen Abschluß. Im Kriege kam er „ganz knapp mit dem Leben davon!“, wie er erzählte. In russischer Gefangenschaft zog er sich eine ausgedehnte Phlegmone zu (Entzündung der Teile unter der Haut, flächenhafte Geschwulst). Er wurde von einer Krankenbaracke in die andere gebracht, es wurde immer schlimmer, war für eine Amputation vorgesehen. „Eines Tages landete ich in der ‚Todesbaracke‘, man hatte mich aufgegeben. Ein paar Kameraden, ‚Plennys‘, Kriegsgefangene wie ich, besuchten mich zum Abschied nochmal, sangen mit mir Adventslieder, es war kurz vor Weihnachten, keine Hoffnung mehr auf Gesundung. Dann kam die entscheidende Wende: eine russische Ärztin setzte sich für mich ein, setzte meine Verlegung nach Witebsk, dann Riga, ins Krankenhaus durch: sie hat mir das Leben gerettet! Ab Riga heilte das Bein, und über Frankfurt/Oder wurde ich nach Monaten entlassen.“

Friedel Haase, Theophil Rothenberg, Ewald und Elfriede Weiß, Hildegard Elsässer

In Westdeutschland studierte er dann noch die pädagogischen Fächer für Schulmusik und bekam dann eine gutes Kirchenmusik- und Schulamt in Heiligenhafen an der Ostsee, später an der Gelehrtenschule in Kiel. Dort waren zwei Neffen von uns (die beiden jüngsten Söhne von Marias Schwester Gertrud Schumann) seine Schüler, Martin und Jörg. Er hat Gertrud

auch mehrmals während ihrer schweren Krankheit (Multiple Sklerose) besucht im Pflegeheim in Möltenort, Kieler Bucht. Sein Urteil über die Schumann-Söhne: beide sehr musikalisch, begabt; aber sonst seltsam verschlossen. „Es war nicht an sie heranzukommen – menschlich völlig indifferent, ablehnend."

Friedel lebte jetzt im Ruhestand (aber viele Organistenvertretungen) in Kiel-Kronshagen. Will uns besuchen kommen in Cadenberge.

Kurt Elsässer (wir trafen ihn mit seiner Frau schon auf dem Bus-Bahnhof in Bonn). Kurt ist nun schon 80 Jahre alt. Er machte seinen Abschluß 1936 im Stift. Sein erstes Kirchenamt in Sömmerda in Thüringen; dort erfreuliche Kirchenmusikarbeit in der Gemeinde. Nach dem Kriege trat dann als Opposition anstelle der NSDAP die SED mit genau derselben antichristlichen Einstellung (Faschisten ↔ Kommunisten). Als die Behinderungen durch den DDR-Staat Elsässers zu viel wurden, setzten sie sich 1953 ab in den Westen. Nach einigem Warten bekam Kurt in Moers a/Rhein eine neue Stelle. Nach seinem Abzug vom Osten fragte Kurt auch bei mir an, wegen einer freien Kirchenmusik-Stelle: aber es gab keine in unserer Propstei. Maria erinnerte sich, daß sie damals zu Elsässers Einzug in Moers ihnen einen Kuchen schickte.

20 Jahre wirkten die Elsässers dann noch im Westen. Auch jetzt (nach 50 Dienstjahren!) betreut Kurt noch eine Organistenstelle. Er wirkt aber schon etwas stumpf, oft abwesend (er sollte sich nun zur Ruhe setzen).

Kurt Elsässer
Kantor

Lübeck-Blankensee I, den 3. September 1953

Lieber Alex!

Das war eine große Freude, als Dein Päckchen mit dem „Einstands"-Kuchen bei uns eintraf, wir haben ihn beim SonntagsnachmittagsKaffee feierlich verzehrt. Ebenso freuten sich die Kinder über die Schokolade, und wir danken Dir und Deiner lb. Frau herzlich für diese Überraschung.

Wir sind nun schon die vierte Woche hier im Lager, hausen mit zwei anderen Familien zusammen – also 10 Personen – in einem Zimmer, und warten mit Sehnsucht darauf, daß wir aus diesem Elend herauskommen. Im Johannesstift war das natürlich ganz anders, da hatten wir zwei möblierte Räume im Kellergeschoß für uns allein.

Die Verpflegung ist annehmbar, natürlich immer dasselbe Einerlei wie beim Kommiß. In unserem Lager sind ja ca. 4500 Flüchtlinge untergebracht. Unser Haus liegt abseits vom Hauptlager, direkt am Blankensee, und war während des 3. Reiches Offizierswohnheim. Damals haben im ganzen Haus 14 Flugzeugführer mit ihren Ordonnanzen gewohnt!

Für die Zusendung der Stellenausschreibungen danke ich Dir sehr, z. Z. laufen Bewerbungen von mir in Eckernförde und Hbg.-Lohbrügge, dann noch eine in Hilden (Rheinland). Ich habe die Möglichkeit, bei unserem Lagerpfarrer das Sonntagsblatt zu lesen, sodaß mir diese Stellenausschreibungen bekannt werden. Vor 14 Tagen habe ich mit meiner Frau zusammen den Lübecker Oberkirchenrat besucht, anschließend waren wir bei Herrn KMD Zillinger. Z. war sehr entgegenkommend und hat sofort an LKMD Meuthin geschrieben, den wir am nächsten Dienstag aufsuchen werden. In Lübeck selbst ist ja nichts zu machen,

weil die Lübecker Kirchenmusikerstellen besetzt sind, und diese „Landeskirche“ nur die Stadt L. umfasst.

Meinen früheren Orgellehrer Brenneke (ich habe 1 Semester 1933 bei ihm Unterricht gehabt) trafen wir leider nicht an, das muß gelegentlich nachgeholt werden.

Mit Hans Jendis hatte ich mich auch in Verbindung gesetzt, er ist über meine Lage informiert und wird die Augen für mich offen halten. Leider ist es ja so, daß für jede freie Stelle sehr viele Bewerber sich melden, sodaß man schon Glück haben muß, wenn man in engere Wahl kommen will. Es läßt sich denken, daß dann oft die jüngeren Kollegen vorgezogen werden, die u. U. noch unverheiratet sind und nicht so viel Wohnraum brauchen. Natürlich könnten die Kirchenleitungen helfen, daß ein einzelner KMer, der sich in solcher Notlage befindet, bevorzugt untergebracht wird, aber die höheren kirchlichen Stellen stehen diesen Nöten oft, gelinde gesagt, gleichgültig gegenüber. Hoffentlich gelingt es mir trotzdem, bald wieder ein Arbeitsfeld zu finden!

Nun danke ich Dir nochmals für Dein liebes Gedenken und bleibe mit den besten Grüßen, auch von meiner Familie,

Dein Kurt Elsässer

PS. Diese Maschine habe ich vom Lagerpfarrer für ein paar Stunden geliehen.

Bericht von Kurt Elsässer, verfasst vermutlich 1953

In einer großen Elternversammlung im Herbst 1951 erhob ich öffentlich Einspruch gegen die ständigen Angriffe der Lehrer in Glaubensdingen in den einzelnen Schulklassen.

Bei der darauf folgenden Wahl der Elternbeiratsmitglieder erfolgte die Streichung der christlichen Kandidaten von der Liste. Am Abend der Wahl gelang es ihr, noch zwei christliche Kandidaten aufzustellen und mit Stimmenmehrheit durchzubringen. Dadurch verschwanden wichtige kommunistische Kandidaten (u. a. die Frau des Generaldirektors Neupert von der „Rheinmetall“) von der Liste.

Von diesem Zeitpunkt an wurde unsere Post überwacht.

Am 28. 3. 1953 erhielten etwa 10 Kinder von Ärzten, Geschäftsleuten, Lehrern und Angestellten, soweit man noch eine gewisse christliche Einstellung bei ihnen vermutete, die Ablehnung der Aufnahme in die Oberschule. Begründung: die Leistungen lägen unter dem Kreismaßstab der für die Oberschule zugelassenen Schüler. Betrieben von den Beschwerden der wenigen, vielleicht noch christlich zu nennenden Lehrer, daß ihnen jede Freudigkeit zum Unterrichten durch die Ablehnung ihrer besten Schüler genommen sei, und die immer wieder an sie herangetragene Bitte, es müsse sich doch jemand finden, der energisch gegen diese Willkür Protest einlege, suchte meine Frau den Kreisschulrat Renz auf dem Volksbildungsamt in Sömmerda auf und erbrachte den Nachweis, daß die abgelehnten Kinder zu den besten der jeweiligen Klassen gehörten und von ihren Klassenlehrern für die Oberschule vorgeschlagen worden waren (unsere Tochter z. B. war im Vorjahr noch öffentlich ausgezeichnet worden.)

Danach wurde die Ablehnung mit mangelnder gesellschaftlicher Betätigung begründet. Tatsache ist, daß unsere Kinder niemals Pioniere waren. Meine Frau wies dem Schulrat nach, daß gerade die Lehrer, die die Pionierarbeit am meisten fördern, ständig die Kinder in gemeinster Weise in Glaubensdingen angreifen. Der Schulleiter Wilke verhöhnte die diesjährigen Konfirmanden, wie meiner Frau von deren Eltern gesagt wurde, durch die Äußerung, er könne nicht begreifen, wie sie sich noch konfirmieren lassen könnten. Sie könnten ja nun den Versuch machen, für ihre bevorstehende Abschlußprüfung zu beten, dann würde sich ja zeigen, ob das helfe. Ähnliche Äußerungen den Kinder gegenüber hat Lehrer Ring getan. Ein bemerkenswertes Beispiel ist vor allem die Aussage des Lehrers Gutsche in einer jüngeren Klasse bei einem Gewitter: „Ihr braucht euch doch nicht zu fürchten, euer Herr Christus hat gestern Rhabarber gefressen, und heute geht es da oben in die Bohnen.“ Dieses letzte Beispiel wurde Herrn Pfarrer Lange beschwerdeführend von den Eltern eines Kindes dieser Klasse gemeldet, doch wurde es von Pfarrer L. unterlassen, bei der Schulleitung Verwahrung gegen solche Übergriffe einzulegen, wohl aus Furcht vor solchen Folgen, wie wir sie nun heute tragen.

Elfriede Weiß, Hildegard Elsässer, Kurt Elsässer, Charlotte Herrmann

Dann führte meine Frau beim Kreisschulrat Beschwerde darüber, daß im Oktober 1952 vom Schulleiter Wilke vor der Nachwahl zum Elternbeirat zu den Lehrern gesagt worden war, es sei zu erwarten, daß meine Frau zu der Wahl käme. Es müsse damit gerechnet werden, daß Frau Elsässer von der Kirche zur der Elternschaft spräche, und er bäte in diesem Falle um die Unterstützung der Lehrer. Zum Schluß sagte der Schulleiter im Zusammenhang mit der Person meiner Frau: „Der Kampf gegen die Kirche geht ja erst los.“ Auf die Frage meiner Frau an den Kreisschulrat, warum das gesagt worden wäre, damals hätte gegen die Kirche doch noch gar nichts vorgelegen, versprach er der Sache nachzugehen, was aber nicht geschah.

Kreisschulrat Renz verlangte nun von meiner Frau die Preisgabe der Namen der Lehrer, die ihr Mitteilung über diese Bemerkung des Schulleiters W. gemacht hatten. Diese Angaben wurden von meiner Frau verweigert, um die betreffenden Lehrer nicht Maßregelungen und den damit verbundenen Folgen (Versetzung auf Dörfer usw.) auszusetzen.

Meine Frau führte dann noch an, daß sie verstehen könne, daß man heute für die Oberschule in erster Linie Arbeiter- und Bauernkinder protegiere, es sei ihr aber als Mitglied des Elternbeirates bekannt, daß in der Oberschule eine Reihe Bauernkinder seien, die leistungsmäßig auf 4–5 ständen und jetzt die Benachrichtigung bekämen, daß sie nicht versetzt würden. Auf der anderen Seite würde begabten Kindern der Zugang zur Oberschule einfach versagt. Meine Frau erwähnte, daß ihr Fälle bekannt seien, in denen außer freiem Schulgeld monatliche Stipendien von 45,– bis 60,– DM gezahlt würden. Ein Vorwurf sei nicht den Bauernkindern wegen ihres Versagens zu machen, die Auswahl sei eben falsch getroffen.

Etwa 14 Tage später, am 22. 4. 53, wurde in sämtlichen Grundschulen und in der Oberschule eine Aktion innerhalb weniger Stunden gegen meine Frau gestartet. In der Oberschule rief der Schulleiter Gärtner die Kinder zusammen, in der Pestalozzi-(grund-) Schule ging Schulleiter Wilke in die Klassen und forderte in Hetzreden, die darin gipfelten, daß meine Frau alle Arbeiter- und Bauernkinder der staatlichen Unterstützung nicht für wert hielt, ihre strengste Bestrafung. Es wurde ein scharfe schriftliche Resolution verfasst, die von allen Lehrern unterschrieben werden mußte, auch von denen, die meine Frau durch ihre dauernden Beschwerden in diese Situation gebracht hatten. Abordnungen von Kindern wurden zum Schulrat geschickt. Die strengste Bestrafung meiner Frau wurde gefordert wegen:

1. Sabotage an den Maßnahmen der Regierung
2. Sabotage am Frieden
3. Aufwiegelung der Bevölkerung
4. Übermittlung von Nachrichten nach dem Westen.

Noch am Vormittag des 22. 4. 53 erschien bei uns ein Oberschüler, der diese Resolution in Stichworten mitgeschrieben hatte. Am Nachmittag kam die Frau eines Sömmerdaer Arztes, um uns im Auftrag von zwei Lehrerinnen von diesen Vorkommnissen Kenntnis zu geben. Von den Schulleitern war gesagt worden, man würde meine Frau zum Reden zu bringen wissen und dafür sorgen, daß sie die Lehrer nenne, von denen sie das Material hätte. In ihrer Not ließen die Lehrer bitten, sie keinesfalls preiszugeben., da sie sonst sofort aus dem Schuldienst entlassen und nach Waldheim gebracht würden. An den folgenden Tagen wurden die Elternbeiräte gezwungen, die gleiche Resolution gegen meine Frau zu unterschreiben und ihren Ausschluß aus dem Elternbeirat zu verlangen. Am 22. 4. 53 abends ließ mir ein Zahnarzt, der dem Elternbeirat als christlicher Vertreter angehört, sagen, er könne die Verantwortung nicht übernehmen, mir zum Verbleiben meiner Frau zu raten, es wäre besser, sie ginge. Unter dem Druck, zur Preisgabe der Namen der Lehrer, evtl. durch den SSD gepreßt zu werden, ist meine Frau am 23. 4. 53 nach Westberlin geflüchtet. Am 27. 4. 53 mußte sie lebensgefährlich erkrankt in das Krankenhaus des Johannesstiftes eingeliefert werden, wo sie 4 ½ Wochen zubrachte.

Am 1. Mai 1953 erschien beiliegender Hetzartikel gegen meine Frau, der durchaus nicht den Tatsachen entspricht, in der Zeitung[28]. Von der Schulleitung war ihr als besonderes Arbeitsgebiet gerade die Betreuung der Kinder anvertraut worden, die durch Umwelt- oder sonstige Verwahrlosung sittlich oder moralisch gefährdet waren. Schon daraus geht hervor, daß man bei meiner Frau ein besonderes Verständnis für soziale Aufgaben anerkannte. Auf

[28] Der Artikel ist nicht überliefert

Grund des Hetzartikels wurde meine Frau dann aus dem Elternbeirat der Salzmannschule ausgeschlossen.

Ich hatte angegeben, daß meine Frau mit einem Nervenzusammenbruch in einem Krankenhaus liege, und hatte immer noch die Hoffnung, daß wir uns in Sömmerda halten könnten. Ich habe mit der Familie die Flucht erst angetreten, als ich hörte, daß die Schulleiter sich äußerten, meine Frau müsse ja bald bei ihren 3 Kindern wieder auftauchen, dann werde man sie schon fassen. Durch unseren Pfarrer wurde mir am 14. 5. gesagt, daß sich eine Funktionärin des DFD, die „dicke Beziehungen“ zur SED habe, geäußert hätte, wenn meine Frau es wagen sollte, sich nach dem Westen abzusetzen, so würde ihr das gar nicht nützen, sie würde auch dort auf Schritt und Tritt bewacht. Herr Pfarrer sagte zu mir auf meine Bitte um einen Rat, er könne mir nur sagen, wenn es sich um seine Frau handele, so würde er sie nicht zurückkehren lassen. – In den 4 Wochen unserer größten Not, als meine Frau schwer krank im Krankenhaus lag und die 3 Kinder durch meine 76jährige Schwiegermutter, die eben erst von einem 4 Monate langen Krankenlager aufgestanden war und unter der Last unserer Verhältnisse jeden Tag zusammenzubrechen drohte, haben wir keinerlei wesentliche Hilfe durch das Pfarrhaus oder sonstige kirchliche Kreise erfahren, von seelsorgerlicher Hilfe ganz zu schweigen. Meine Frau hatte sich sofort nach ihrer Unterredung mit dem Kreisschulrat hilfesuchend an unseren Propst, Herrn Dr. Verwieb in Erfurt, gewandt, ihm von allem Kenntnis gegeben und gefragt, ob es eine Hilfe von seiten der Kirche für die betroffenen Kinder gebe. Sie bekam einen abschlägigen Bescheid, auch wurde ihr gesagt, daß er nicht in der Lage sei, ihr einen Rat für ihr persönliches Verhalten zu geben. – Die Angst, in irgendwelche politische Verfolgung hineinverwickelt zu werden, ging so weit, daß mir einzelne Glieder des Kirchenchores offen erklärten, sie wollten sich lieber von der kirchlichen Betätigung zurückziehen, und blieben aus dem Chor weg. Hierzu war in einem Falle sogar von einem Pfarrer geraten worden. – In Anbetracht der Tatsache, daß meine Familie und auch ich in meinem Amt aus Furcht vor unangenehmen Folgen weder vom Pfarrhaus noch von der Gemeinde innerlich oder äußerlich getragen wurde, habe ich bei einem Besuch meiner ganzen Familie bei meiner noch immer kranken Frau während meines Urlaubes den Entschluß gefasst, nicht mehr nach Sömmerda zurückzukehren.

Kurt Elsässer

Wochenzeitung „Der Weg“ der Kirche im Rheinland (1985)

Freude an der Musik ungebrochen

Mit 80 noch aktiv: Kurt Elsässer / 50 Jahre Kantor

Rumeln-Kaldenhausen. Er zählt nun 80 Jahre. Nennt man diese runde Zahl, muß man ebenso die runde 50 erwähnen, denn solange steht er im kirchenmusikalischen Dienst, zuletzt als Organist in der Kirchengemeinde Rumeln-Kaldenhausen. Wer ihn kennt, wird zustimmen, daß er und seine Frau Hildegard noch so vital sind, daß beide mit Engagement am Leben der Gemeinde und allem politischen Geschehen teilnehmen.

Kantor Elsässers Leben ist eingebettet in ein Stück Kirchengeschichte zwischen 1933 und unseren Tagen. Aus dem „hohen Thüringer Wald, wo’s keine Spatzen mehr gibt“, und wo er als 16jähriger im CVJM-Posaunenchor die Posaune blies, bis er auch den Chor leitete, war er als Student 1933 nach Berlin gekommen. Wer die Kirchenmusik unseres Jahrhunderts kennt, wird neidisch, wenn er hört, welche Lehrer Elsässer hatte: Auler, Pepping, Distler – damals in Berlin-Spandau. Allein in der Spandauer Kantorei zu singen, war schon besondere Freude und nicht jedermann vergönnt. Als Mitglied der Bekennenden Kirche und der Michaelsbruderschaft widerstand er dem Sog, sich der Allgemeinheit anzupassen, um das Heil von der verkehrten Seite zu erwarten.

Einen wesentlichen Teil seiner Lebensaufgabe leistete Elsässer, nun selbst gestaltend und verantwortlich, mit seiner aktiven Frau in Sömmerda bei Erfurt von 1937 bis 1953: Orgelmusik, Chorkonzerte, pädagogische Tätigkeit. Doch Schwierigkeiten, von politischer Seite geschürt, zwangen das Ehepaar – Elsässer war auch wie viele Mitarbeiter der Kirche inzwischen Katechet –, mit den Kindern die heimatliche Stadt zu verlassen. So kam die Familie an den Niederrhein: zunächst nach Moers-Asberg, nach der Pensionierung Elsässers für drei Jahre nach Hochemmerich. Seine letzte Station: Rumeln – zwölf Jahre. Nicht nur Herr Elsässer ist dankbar für die Möglichkeit, hier arbeiten zu können, auch Gemeinde und Kirchenkreis danken ihm für seinen kirchenmusikalischen Dienst. Im Gottesdienst sprach dies vor der Gemeinde Pfarrer Gottfried Rempel aus.
Auf die Frage, ob der Pensionär Elsässer nach 50jähriger Tätigkeit Choräle noch mit Freude spielen und hören könne, antwortete er sogleich: „Aber ja. Es gibt doch so viele im Gesangbuch. Wir sollten es tun wie vor Jahren“, sagt er, „jeden Monat der Gemeinde ein neues, unbekanntes Lied vorstellen, am besten mit dem Kirchenchor … und dann einfach singen. Denn die Gemeinde lernt doch mehr durch Gewöhnung als durch Pauken!“
Nun reicht hier der Platz nicht, die vielen anekdotischen Erlebnisse wiederzugeben, von den Elsässer berichtet. Aber eine Kostprobe, was ein Kirchenmusiker so erleben kann, sei hier erzählt.
Es war noch in Sömmerda. Die Gemeinde versammelte sich zu einer Trauung. Erwartungsvoll nahmen alle um das Brautpaar Platz. Nur der Pfarrer fehlte noch, obwohl es an der Zeit gewesen wäre anzufangen. Da kam ein Bote aus dem Pfarrhaus und teilte mit: Die Gemeinde möchte noch ein Weilchen warten, eben sei jemand wegen einer Beerdigung zum Pfarrer gekommen. Ein gewisses Erstaunen der Versammelten ist verständlich – ja, eine peinlich empfundene Stille trat ein. Das mußte auch Elsässers achtjähriger Sohn empfunden haben. Denn er trat an den Platz, wo vor kurzem am Weihnachtsfest der Verkündigungsengel gestanden hatte, und rief den versammelten Hochzeitsgästen laut zu: Fürchtet euch nicht! Dieses Fürchtet-euch-nicht, das Ängstlichkeit und Verkrampfung löste, das die Tür zur Heiterkeit aufschließt, sei Kantor i. R. Elsässer, seiner Frau samt den Kindern und Enkeln für die ihnen noch vergönnten Jahre herzlich gewünscht. G. L.

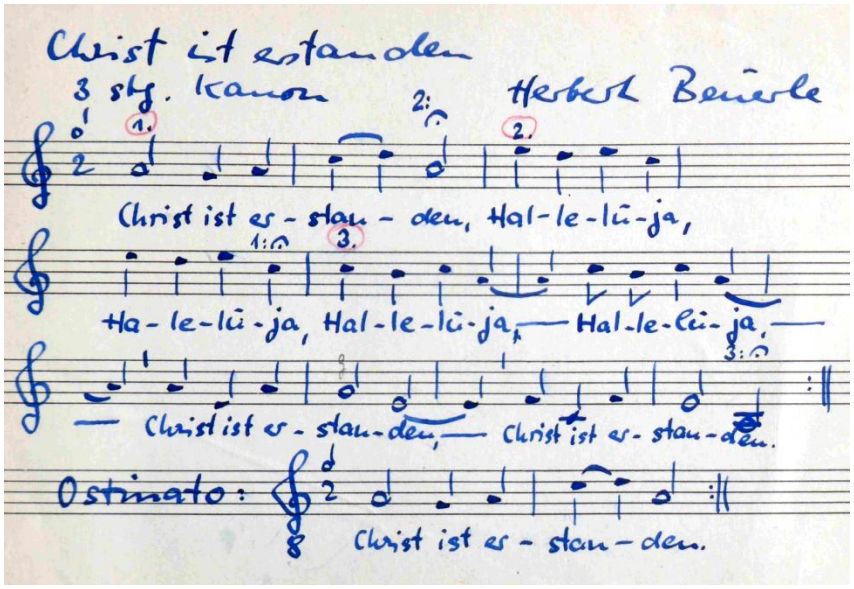
Herbert Beuerle und Frau Lotte, die ab 1934 auch in Spandau studierte. Hebbes kam ganz groß heraus als Singeleiter am Burkhardthaus in Berlin-Zehlendorf. Er hatte nach dem Kriege seinen Sitz in Osterode a/Harz, große Singwochenarbeit, veröffentlichte viele gute Choralsätze und Kanons.

„Im Kriege“, so erzählte er, „wurde ich mehrfach vor dem sicheren Untergang an der Front gerettet durch Abkommandierungen zu den hinteren Stäben (Divisions-Stab) vor allem in Rußland.“

Heppes ist noch der alte „Typ“, goldrichtig – so wie erzählt. Fachlich ist er mir ein wenig zu sehr dem Stil des Evangelischen Sängerbundes „verschworen“.

Heppes‘ Schicksal war im Kriege mehrmals mit dem von Wilm Adrian gekoppelt, der auch längere Zeit als „Truppen-Singeleiter“ der Wehrmacht in rückwärtigen Dienststellen an der Ostfront eingesetzt war. 2 Mal

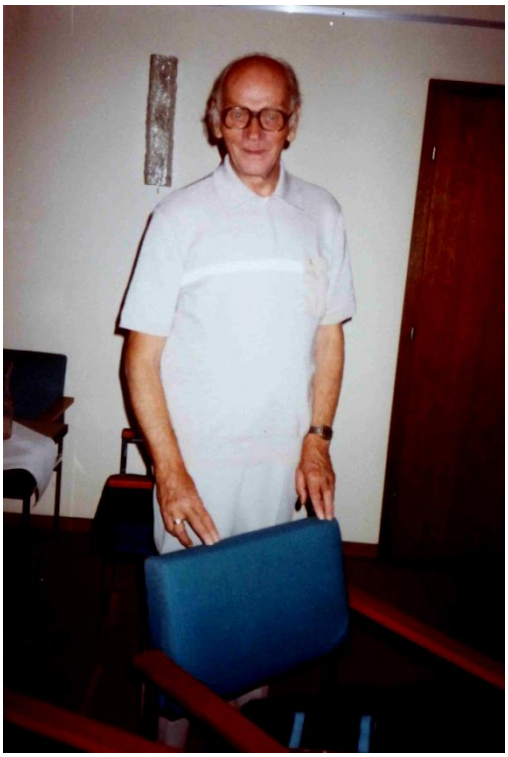
Karl Büse, Heppes Beuerle, hinten Siegfried Jäger



gelang es Wilm, dem Heppes einen solchen Posten zuzuschieben – durch „Fach-Empfehlung“ und so! (Schade, mir wurde so ein Posten im Kriege nie angeboten, ich war „fest engagiert“ vom OP auf dem Hauptverbandplatz = 6 lange Jahre!). Sogar dem General von Unruh (dem sogenannten „Heldenklau“), der im Sommer 1944 alle rückwärtigen Dienststellen nach Kanonenfutter „durchkämmte“ = aus „g.v.“[29] mach „k.v.“[30], entkam Heppes – wie er meinte – nur dadurch, daß auf seinem Abkommandierungs-Marschbefehl nicht die Art seiner Tätigkeit, sondern nur Feldpostnummer und „Zahlenrätsel“ standen.

Heppes wörtlich: „Wenn die gewußt hätten: ‚Singeleiter!!‘, die hätten mich gleich zur Front geschickt!“ Heppes hält noch jedes Jahr eine gut besuchte Singwoche auf der Insel Borkum. –

Theophil Rothenberg aus Berlin-Mahlsdorf (DDR). Dort ist er seit 45 Jahren tätig als Kantor und Organist und hat den ganzen Kirchenkreis unter sich, auch verwaltungsmäßig. Dazu betreut er einen Gesangbuch-Verlag, betreut die Organisten-Kollegen (Stellenbesetzung, Besoldung) seines Nordberliner Kirchenkreises. Seine kirchliche Tätigkeit wird immer wieder gehemmt durch Eingriffe des DDR-Staates. Theophils Bruder Samuel – jetzt seit vielen Jahren Pastor – traf sich 1933–34 oft mit dem Bruder im Stift. Er komponierte die Melodie zum Abendlied von Rudolf Alexander Schroeder: „Abend war, bald kommt die Nacht“. Theophil komponierte noch in Spandau (?) den vielgesungenen Kanon: „Alles ist eitel, Du aber bleibst – –“

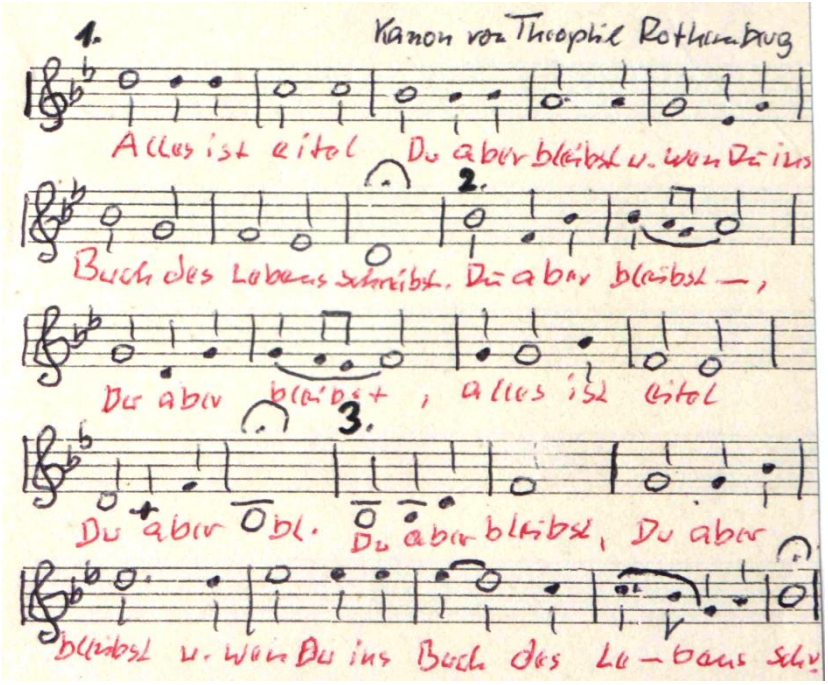


Theophil Rothenberg

Nach dem Krieg hat man Theophil 2x eine gute Kirchenmusikstelle im Westen Berlins angeboten; aber er hat beide Male abgesagt mit der Begründung: er wolle seine Kollegen im Ostberliner Kirchenkreis nicht im Stich lassen: Alle Achtung vor dieser Haltung! –

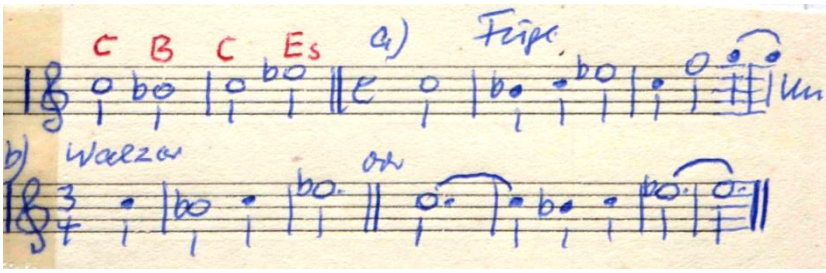
Karl Büse, Charlotte Sponar. Und nun einiges aus dem Leben des anderen DDR-Kollegen, der jetzt in Weimar wohnt. Beide studierten von 1932 ab an der Berliner Kirchenmusikschule im Johannesstift, verlobten sich dort und feierten im Sommer 1934 ihre Hochzeit dort mit der ganzen Musikschule. Bei unserem Bonner Treffen erinnerte mich Karl Büse an diesen Tag des Feierns im Schütz-Haus und anderes. Es gab überhaupt keinen Wein oder

[29] garnisonsverwendungsfähig
[30] kriegsverwendungsfähig



andern Alkohol – nach unserer damaligen Wandervogel-Devise: „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein!“

Mutter Eva Kautsch organisierte schon morgens um 7 Uhr ein Ständchen vor der Tür des Bräutigams (in der 2. Etage des Hauses). Wir sangen aus der „Geselligen Zeit“, Bärenreiter-Verlag, das alte Hochzeitslied: „Herfür, herfür, für eines frommen Bräutigams Tür, mit seiner Braut, die ihm vertraut in Züchten und in Ehren, Gott woll sie segnen und mehren.“ Dann am Nachmittag, an der großen Kaffee-Tafel mit Bergen von Kuchen, improvisierte ich über ein Thema, das ich aus den Anfangsbuchstaben der Namen des Hochzeitspaares zusammengestellt hatte (so etwas ist selten möglich, aber hier ging es): Carl Büse – Charlotte Sponar = C, B, C, Es. Wobei die Walzer-Version allgemeine Heiterkeit erweckte.



Karl Büse: „Und dann, Alex, setztest Du dich auf die Lehne eines Stuhls – hocktest darauf wie ein Spatz, und schlugst mit den Ellbogen wie mit Flügeln. Und last uns vor, aus einem Blatt in deinen Händen.“ (Es war die unsterbliche Geschichte von Manfred Kyber: „Lups“, die mit dem absolut treffenden Satz beginnt: „Herr Lups war ein Spatz; seine Frau hieß Frau Lups – denn dem Namen nach richten sich die Frauen nach ihren Männern.“)

Weiter Karl Büse: „Und als Du fertig warst mit der Geschichte, überreichtest Du uns Dein Blatt – und als wir es aufschlugen, war es leer!“

Was folgt daraus? „Ein ahnungsvolles Gemüt = bar jeder Erfahrung!“

Am Tage nach der Hochzeit zog das junge Paar nach Rügen, wo Karl eine Kirchenmusikstelle bekommen hatte an der Kirche in Saßnitz. Dort wirkten die beiden bis Kriegsende. Dann vertrieb der Russe die meisten Deutschen von der Insel, die als Festung und Flug-Stützpunkt ausgebaut wurde, Motto: Zivilisten unerwünscht!

Die Büses gingen dann nach Thüringen, er auch als Schulmusiker. Jetzt ist er pensioniert, aber schlecht bei Gesundheit = Diabetiker. Seine Frau (80, älter als er)[31] mußte vor 2 Monaten in ein Pflegeheim ziehen, da sie kaum mehr gehen kann. Er hält noch viele Vorträge mit Dias, meistens musikgeschichtlich.

[31] *1905. Sie starb im Herbst 1987. Karl Büse starb am 7. Juni 1991 in Berlin.

Frau Charlotte ist als „Pflegefall“ in einem kirchlichen Altenheim, das aber sehr dürftig, ärmlich eingerichtet ist, aus Geldmangel: Kleines Zimmer, Tisch, Stuhl, Bett, kein Schrank, kein bequemer Sessel – sie kann nur noch sitzen! Dazu Karl Büse: „Ich könnte es da nicht aushalten!“

Während ich dies aufschreibe, lese ich auch noch den letzten Vers des Hochzeitsliedes aus dem 16. Jahrhundert, wo es dann heißt: „Scharf ist der Wind, das Blühen ist vergangen, der Schnee hat uns gefangen. Gott geb, daß uns gelungen, das Liedlein wohlgesungen.“

Am 8. Oktober nachmittags bat Siegfried mich, etwas aus meiner Lebensarbeit zu berichten. Ich sagte, daß mir zu meinen Erinnerungen, zur musikalischen Darstellung, ein Flügel hilfreich sein könnte: ob wir in einen kleinen Saal mit Instrument gehen könnten? Das geschah, und wir fanden einen schönen, ganz neuen Blüthner-Flügel vor, der mir zur Demonstration einiger Themen sehr dienlich war.

Im Gegensatz zu einigen sehr engen persönlichen Auslassungen, die wir von Kollegen gehört hatten, versuchte ich einen Gegensatz: ich lenkte die Aufmerksamkeit der Zuhörenden auf unsere alten Lehrer in Spandau: Gerhard Schwarz (84 Jahre), Hugo Distler († 1942) und Ernst Pepping († 1981).

An diesem Tage ließ Siegfried eine Dankadresse an unseren (nun alten) Leiter der Berliner Kirchenmusikschule, Gerhard Schwarz (KMD i. R.) in Herberhausen bei Göttingen zirkulieren, die alle unterschrieben. Dazu einen Gruß an Else Hamel, die mit multipler Sklerose schwerkrank in ihrer Heimatstadt Sobernheim/Nahe liegt.

Karl Büse, Siegfried Jäger, Maria und Alexander Kern

Ich las vor aus meinen Erinnerungen (1934) an Hugo Distler, den Besuch in Lübeck. Von dem mehrfachen Wiedersehen mit Pepping (1954 in Düsseldorf, 1976 in Lemgo und der letzte Besuch in Berlin 1979), über meine Erfahrungen im Kompositionsunterricht bei allen dreien. Ich erinnerte an das „Spiel vom Antichrist“, ein mittelalterliches Spiel um den Kaiser Barbarossa (1190), das lateinisch geschrieben wurde von einem Mönch und das wir zusammen mit dem Bruderhaus im Stift dreimal aufführten: im Festsaal des Johannesstiftes 1932, in der alten Philharmonie im Jahre 1933 und in der Stadthalle in der Eilenriede bei Hannover im Sommer 1933.

Aus der begleitenden Musik, die Gerhard Schwarz geschrieben hat und deren Partitur ich damals zusammenstellte, spielte ich über die Hauptthemen „in der Art wie Schwarz“:

1. Einzug- und Siegesmarsch
2. Trauermarsch
3. Lied der Kirche
4. Lied der Juden

Dann spielte (improvisierte) ich in „Schwarzer“ Manier verschiedene Variationen über EKG 239: „Nun freut euch, lieben Christen gmein“ (Doppelfuge).

Über meine Ämter an den beiden Kirchen St. Salvator in Lauenburg/Pommern (1934–45) und St. Laurentii/Itzehoe (1946–73) machte ich nur einige Angaben, unter anderem die „Einführung in die Musik von Heinrich Schütz“ in dreißig Jahren in Itzehoe, wo ich neben Oratorien und Kantaten von Bach, Buxtehude und Händel die Passionen, „7 Worte“, Osterhistorie, Musikalische Exequien, geistliche Chormusik und Psalmen Davids alles zum erstenmal in Itzehoe musizierte. An zeitgenössischen Meistern vor allem Distler und Pepping, aber auch Hindemith, Fortner, Honegger, David, Alain und andere.

Hanni Gielen-Tschesch aus Göttingen. Sie kam als arbeitslose, fertig studierte Lehrerin nach Spandau in die Kirchenmusikschule 1932, um die „Zwangspause“ nutzbringend anzuwenden. Ein frisches Menschenkind, das in die Welt paßt mit seinen Grundsätzen. Hanni heiratete dann noch vor dem Krieg Pastor Tschesch, der als letztes Amt drei Jahre als Flüchtlingspastor im Lager Friedberg/Hessen tätig war. Heute, 1985, ist Hanni seit 10 Jahren Witwe, hat einen verheirateten Sohn, der sie – als begehrte Großmutter – häufig anfordert (= als Oma „fürs Grobe“, sagte sie mir schmunzelnd). Sie lebt in Göttingen, am kalten Born, wo Maria und ich sie schon besucht haben; die beiden Frauen haben sich schon angefreundet. –

Ruth Schüler-Bietz, das damalige flachs-blonde, schüchterne kleine Mädchen aus der Provinz Rhein-Pfalz (sie stammt aus Nastätten), war 1932 nach Spandau gekommen und hatte Ende 1934 ihren Abschluß gemacht. Sie war recht musikalisch, nur für das Fach Chorleitung zu schüchtern. Heute lebt sie als Pfarrwitwe seit 1 ½ Jahren in Gießen. „Ich habe

auch ohne ‚amtliche' Anstellung in allen Pfarrorten meines Mannes Kirchenmusik gemacht, Orgel- und Chordienst."

Das „Hobby" (schauderhaftes Wort!), die Freizeitgestaltung des Pastorenehepaares war die französische Sprache. Sie hatten viele Beziehungen ins Elsaß und nach Paris, wo sie auch ganze Sprachkurse absolvierten. Sie machten jährlich Reisen in den Osten und Süden Frankreichs. Ruth freundete sich gleich mit Maria an. Sie konnten sich „gut leiden" und duzten sich bald. Ruth besucht viel ihre Kinder (3 Söhne), alles „studierte" Männer. –

Hier muß ich noch die „Mutter der Kirchenmusikschule", des Schütz-Hauses nennen: Eva Kautsch, deren Name oft in Bonn erwähnt wurde. Eva wohnte im Erdgeschoß, links, mit ihrer großen Kinderschar, aber darüber hinaus war sie, sozusagen, die Mutter aller Musikschüler des Hauses, die mit ihren Nöten zu ihr kamen, und sie half, immer! Vom schnell gewaschenen Oberhemd bis zur Schlichtung von Streitfragen zwischen verzankten Liebespaaren. Trotz ihrer überreichen Hausarbeit (6 Kinder!) war Eva immer fröhlich, sei es beim Musizieren in Kirche und Festsaal (Stiftskantorei) oder beim Helfen = eine Seele von Mensch! Ihr Mann, Martin Kautsch, war Kunsthistoriker und arbeitete im Dresdener „Kunst-Dienst". Er wurde noch eben vor Ende des 2. Weltkriegs eingezogen und in den letzten Kämpfe um Berlin „verheizt". Und sie, Eva, saß da: mit sechs kleinen Kindern!" –

Eva Kautsch und ihre Kinder 1947

Trotz Siegfrieds dringender Einladung konnte sie nicht dabei sein in Bonn: Sie war verreist, nach Korfu (Odysseus' Ithaka), mit Verwandten ihrer Kinder.

Schade, Eva, sehr schade!

Nun will ich noch von zwei „Ehemaligen Spandauern" berichten, die nach dem Weltkrieg allzu früh verstorben sind: Wilhelm Niehoff und Hans Jendis.

Wilhelm Niehoff (29. 6. 1910 – 30. 1. 1960) (wir nannten ihn „Helmi") war Handwerkerssohn aus Wolfenbüttel bei Braunschweig. Nach dem Abitur in seiner Heimatstadt kam er 1931 ins Johannesstift. Er wohnte im 2. Stock des Schütz-Hauses zusammen in einem Zimmer mit Friedel Haase. Ich schätzte ihn sehr bald, als ich ihn April 1932 kennen lernte. Er war ein Mann „mit Initiative"; er ließ nicht alles erst an sich herantragen, er brachte schon allerhand mit: künstlerisch begabt, musikalisch (spielte außer Tasteninstrumenten Laute und Klarinette), schauspielerisch – alles, was man schätzt.

Nach seinem Abschluß in Spandau ging er 1935 in seine erste Kantoren- und Organistenstelle in dem großen Kirchdorf (Propsten- beziehungsweise Superintendenten-Sitz) Glowitz, Kreis Stolp, in Pommern. Dort war er dem selbstherrlichen (hoch-„päpstlichen") Superintendenten Bartelt ein (oft aufmuckender – wie er mir sagte) geistlicher Untertan. Bartelt wußte aber seinen aktiven Kantor zu schätzen, der in kurzer Zeit einen Kirchenchor (a-cappella, gemischte Stimmen) aus dem Boden stampfte, mit dem Helmi in Jahresfirst, am

Alexander Kern im Smoking auf Niehoffs Hochzeit in Glowitz 1936

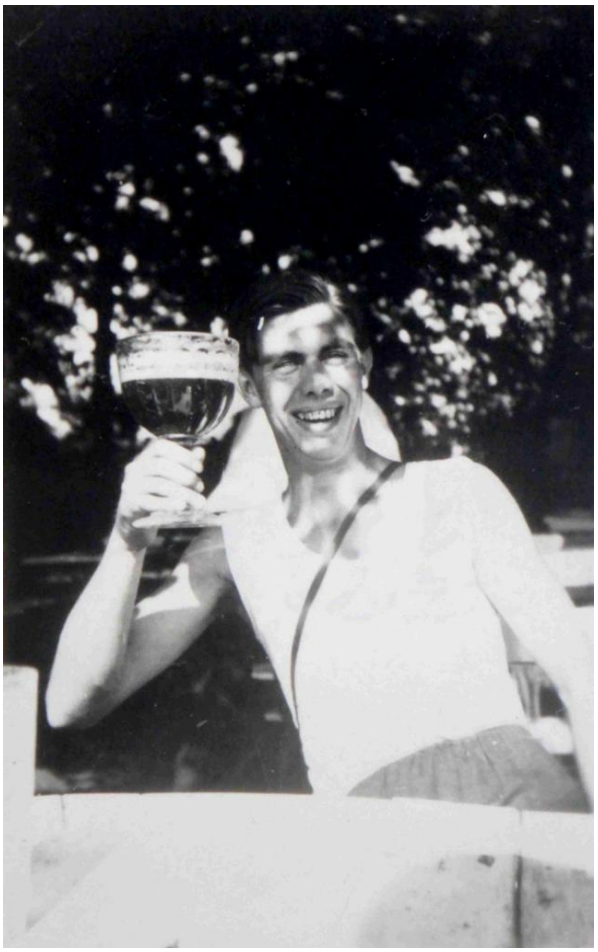
Karfreitag 1936, die a-cappella-Passion nach Matthäus von Melchior Vulpius (1608) aufführte.

Glowitz lag ca. 2 Fahrradstunden von Lauenburg/Pommern entfernt, wo ich seit Oktober 1934 an St. Salvator amtierte. So bin ich ein paar Mal hinübergefahren und Helmi auch mal zu mir. 1936 heiratete er eine Landwirtstochter, eine gute Sopransängerin im Kirchenchor, Helene Weichbrodt (auch der Name war zum Anbeißen!). Das ganze Dorf nahm Anteil an dieser Hochzeitsfeier. Ich war auch eingeladen, spielte Buxtehude und Bach auf der Orgel, leitete bei der Trauung den Kirchenchor. Nachmittags und abends gab es viel Instrumental- und Chormusik (Volkslieder, Kanons!). Zu diesem Festtag hatte ich (der ich vorgesehen war als eine Art Alleinunterhalter der Gesellschaft) mir in Lauenburg einen Smoking bauen lassen von unserem Schneidermeister und treuen Kirchenchorsänger Fritz Granzow. Dieser, mein neuer Smoking, existiert heute (vom Westen her gesehen) nur noch auf einem Foto von damals, von 1936.

Wilhelm Niehoff als Student in Spandau

Helmi wurde im Spätsommer 1939 schon zur Wehrmacht eingezogen zur Infanterie. Nach seiner 6wöchigen Ausbildung kam seine Kompanie an den „Westwall“ in eine Bunkerstellung. Er blieb dort im Winter 1939/40, der „ruhigen Zeit“, dem „Sitzkrieg“, wie die Landser sagten. Helmis Einheit machte damals des öfteren Patrouillen zur Erkundung des Vorfeldes zwischen Westwall und der Maginot-Linie. Dabei passierte es, daß der Stoßtrupp, in dem Helmi sich befand, in die Falle eines französischen Spähtrupps geriet. Ein französisches Maschinengewehr zwang die Deutschen durch Dauerfeuer in ein Bachbett, dessen Wasser noch floß, mit einer Temperatur um den Gefrierpunkt. Fast zwei Stunden waren Helmi und seine Kameraden dort im eisigen Wasser, wie er sagte: buchstäblich „festgenagelt“, bis bei Dämmerung die Franzosen abzogen. Durch diese starke Unterkühlung bekam Helmi eine schwere und sehr schmerzhafte Nierenentzündung mit so gravierenden Folgen, daß er 1941 nach monatelanger Lazarettbehandlung als dienstunfähig entlassen wurde.

Wilhelm Niehoff

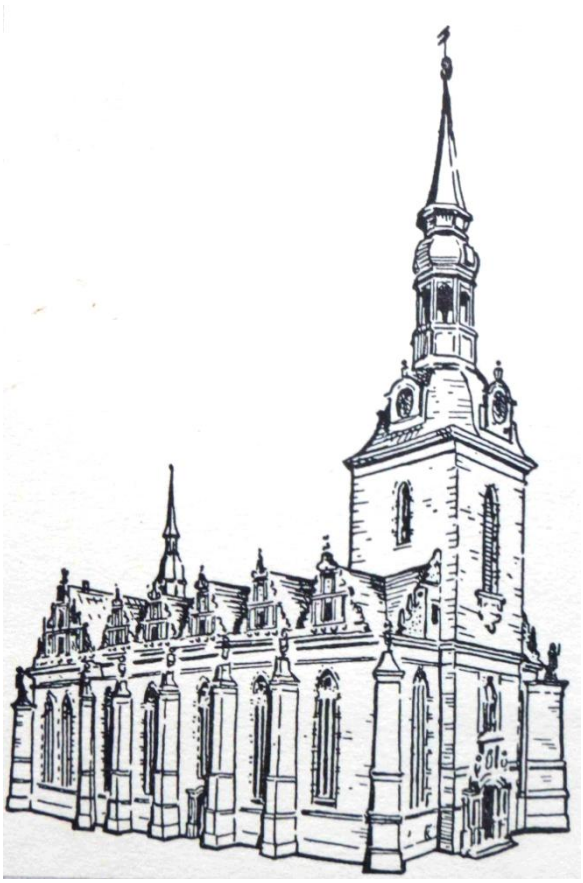


(All dies weiß ich aus Helmis eigener Erzählung.) Von diesem Leibesschaden hat Helmi sich nie mehr ganz erholt, er wurde auch zur Ursache seines frühen Todes.

Nach der Besetzung Pommerns durch Russen und Polen mußten Helmi und Lenchen viel Schweres durchmachen: Vergewaltigungen, Prügel und Schwerarbeit unter Soldatenaufsicht bei völlig unzureichender Ernährung. In dieser Zeit hat Helmi unter schwersten Bedingungen, das heißt von März 1945 bis Dezember 1946, mehrere Kirchengemeinden geistlich versorgt: mit Predigten, Beerdigungen, Trauungen und Taufen, Bibelstunden, Konfirmandenunterricht – ja, sogar Kirchenchorarbeit hat er getan bis Weihnachten 1946 in den Gemeinden um den Kirchort Symbow, deren Pastoren geflohen oder eingezogen waren. Bei den Gängen von Dorf zu Dorf, von Gemeinde zu Gemeinde durch Felder und Wälder (so liest man in Helmis Erinnerungen) wurde er oft von polnischen oder russischen Soldaten aufgegriffen und verhaftet: er konnte aber in den meisten Fällen wieder freikommen, wenn er sich als „я священник“ (ja swjaschtschennik – Ich bin der Pastor beziehungsweise Pfarrverweser) bezeichnete; dann ließen ihn die Russen ungehindert weitergehen.

Weihnachten 1946 wurde Helmi mit allen Einwohnern seines Dorfes ausgewiesen und abtransportiert in offenen, ungeheizten Gepäckwagen – am Heiligabend. Über diese unmenschliche Behandlung auf dem Transport schreibt Helmi in seinen Erinnerungen: „Es ist mir wie allen Volksgenossen, die diese ‚Ausweisungsfahrten‘ mitgemacht haben, unbegreiflich, daß man die dafür verantwortlich zu machenden Polen nicht ebenfalls vor einem Nürnberger Gericht wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit zur Rechenschaft zieht!“ –

Im Oktober 1947 wurde Helmi dann als Kantor und Organist an der schönen großen Kirche „Mariae Virginis“ in seiner Heimatstadt Wolfenbüttel angestellt. 13 Jahre hat er dort noch wirken dürfen. Seine – bleibende – Lebensarbeit war die Wiedererstellung der



Wolfenbüttel, Mariae Virginis

Praetorius-Orgel in dieser Kirche, die im 1. Weltkrieg teilweise abmontiert worden war (vor allem die Prospektpfeifen). Helmi hat die neu aufgebaute Orgel (Schuke – Potsdam) noch fertig gesehen und gespielt; aber kurz vor dem Sonntag der Einweihung ist er gestorben, mit 49 Jahren, am 30. Januar 1960. Die neu erstandene Orgel ist sein Vermächtnis an die Kirchengemeinde.

Mit seiner Witwe Lenchen stehen Maria und ich in guter Verbindung, noch im Herbst dieses Jahres haben wir sie in Wolfenbüttel besucht.

Ich berichtete ihr auch ausführlich über dieses unser Treffen in Bonn.[32]

Hans Jendis (ca. 1913–1985) Er ist ebenfalls früh verstorben, trotzdem er gesund aus dem Kriegsgeschehen heimkehrte. 1932 kam er zur Kirchenmusikschule in Spandau. Aber schon im nächsten Jahr (nach 2 Semestern) wechselte er auf die Staatliche Charlottenburger Akademie. Im „Schütz-Haus“ führte er immer ein großes Wort („gab an“) und tat sich viel zugute auf sein (wirklich ausgezeichnetes) Orgelspiel. Vom Improvisieren hielt er nichts.

Wir trafen uns wieder beim Staatsexamen „A“ im Charlottenburger Schloß, im Februar 1938. Er brillierte da als – mit Abstand – bester Prüfling des Tages; er bestand als erster die neu eingerichtete „Diplom-Kirchenmusiker“-Prüfung mit „Ausgezeichnet“: Er war das „As“ des Tages! Ich bestand damals mit „Gut“. –

Hans Jendis

Während des Krieges traf ich „Stöpsel“ (so hieß er mit Spitznamen in Spandau wegen seiner geringen Größe) 1942 in dem großen Truppenübungsplatz „Mailly le Camp“ im Osten von Châlons sur Marne, in Nordfrankreich. Im Soldatenheim spielte ich gerade auf einem schlechten, wimmernden Klavier vor. Als ich mit „Klassik“ = Bach und Beethoven anfing, korrigierten die Kameraden mich mit den Worten: „Nun spiel mal was Ordentliches!“ Dabei dachten sie an das Schlageralbum „Tea for Two“, das auf dem Klavier lag.

Während ich spielte, klopfte mir Hans Jandis auf die Schulter: „Mensch, Alex, wie kommst Du denn hierher?“ Die Frage war nicht sehr geistreich. Ich antwortete entsprechend: „Genauso begeistert und freiwillig wie Du!“ Ich war damals Sanitäts-Unteroffizier und er Infanterie-Gefreiter. Das Zusammentreffen besiegelten wir, indem wir 4-händig auf dem alten Kasten losdonnerten: „Alte Kameraden“, drei, vier!“ Frei weg nach Schnauze!

Nach dem Kriege wirkte Jandis in Göttingen – wie mir Friedel Haase berichtete, der damals in Göttingen studierte. Demnach entbrannte ein sehr weltlicher scharfer Konkurrenzkampf zwischen St. Jacobi (Diplom-Kirchenmusiker Jendis) und St. Johannis (Kirchenmusikdirektor Ludwig Doormann). Hans Jendis hatte damals in seiner Kirche eine breitflächige, sehr wirksame Kirchenmusik aufgebaut: Chöre, Instrumentalgruppen, viele Orgelkonzerte. Er war auch Orgelrevisor und Sachverständiger, als solcher war er noch 1970 in Cadenberge. Er rieb sich auf, „vor Ehrgeiz“ = so Friedel Haase.

[32] Lenchen starb am 28. März, Karfreitag 1986, in Wolfenbüttel, 72 Jahre alt.

Durch Überarbeitung und Leistungs-Überdruck erlitt er schon ungewöhnlich früh einen Herzinfarkt, dem bald ein Schlaganfall folgte. Ein weiterer führte zu seinem frühen Tod.[33] Der Grund war wohl sein krankhafter Ehrgeiz. Jendis konnte es einfach nicht ertragen, daß er nicht überall als begabtester, genialster Kirchenmusiker anerkannt wurde, und benutzte auch mal fragwürdige Mittel (so Friedel Haase), um sich unter allen Umständen durchzusetzen. Solche Typen leiden an krankhafter Selbstüberschätzung: Sie sind Sklaven ihres Dämons. Man könnte andere „große“ Männer von kleinem Wuchs zum Vergleich heranziehen (Napoleon, Mussolini).

Bei unserer gemeinsamen Staatsprüfung 1938 gelang es Jendis, als weitaus Bester durchzukommen (siehe oben). Er glänzte, er war wie im 7. Himmel bei der Siegerverkündigung der Kandidaten. Natürlich wurde sein Name als erster derer genannt, die die Prüfung bestanden hatten. Das war seines Erachtens die Stellung, die ihm zukam!

Dieses etwas penetrante Strebertum bildete sich bei ihm schon 1933 in Spandau heraus. Aber nach dem Kriege traf er in Göttingen auf einen gleichwertigen, einen sehr kompetenten, verdienstvollen „Kollegen“ in der gleichen Stadt. Das konnte Jendis wohl nicht verwinden: so verzehrte er sich innerlich. –

An weiteren Namen ehemaliger „Spandauer“ tauchten in den Tagen auf (die mit * gekennzeichneten Studenten finden sich auf dem Chorbild vom Kleinen Festsaal im Jahre 1932, Leiter Gerhard Schwarz, siehe Seite 15):

Helmut Salowsky, Cellospieler, ein langer Kerl, Tenor. Er wurde nicht Kirchenmusiker, sondern Bibliothekar in Heidelberg. Siegfried hatte ihn eingeladen; er mußte leider absagen: dienstliche Verpflichtung. Hilde Tucholsky* – Hebbes traf sie im Krieg in Polen; Inge Moldaenke, Hilde Kieseler. Dörchen Müller* = Schwarz‘ Sekretärin, starb noch vor dem

[33] An dieser Stelle des Manuskripts notiert Alexander Kern am Rand: „? Fraglich!“ Er hat dann später erfahren, dass Hans Jendis erst 1985 mit 73 Jahren gestorben ist – da befand dieser sich bereits sieben Jahre im Ruhestand.

Kriege; Melanie von Bismarck; Schwester (Kaiserswerth) Thea Zimmermann*, Friedel Haases 1. Frau; Dr. Schroeter (ursprünglich Chemiker, er hatte ein Auge verloren bei Experimenten), Orgelbau-Spezialist; Sepp Wehrenpfennig aus Siebenbürgen; Herbert Polley* = guter Solosänger, zukünftiger Heldentenor; Norbert Ruggieri*, Geiger; Joachim Reichelt*.

Natürlich machten wir auf unserem Treffen in Bonn auch Aufnahmen. Maria stellte fest, daß wir die einzigen waren, die an einen Fotoapparat gedacht hatten.

Am 8. Oktober, nachmittags zwischen 17 und 18 h, wurden von mir oder Maria (wenn ich „mit drauf“ sollte) eine Reihe von Fotos gemacht, die meisten im Garten hinter dem 1. Hochhaus, unter einer schönen alten Linde. Aber es waren nicht immer alle Teilnehmer anwesend. Zum Schluß versammelten wir „wirklich“ alle noch einmal vor dem Portal zur Empfangshalle.

Einzelgruppen hatte ich bereits beim Kaffeetrinken in der Cafeteria „geschossen“. Alles in allem wurden es 15 Aufnahmen: ganz gut in Farbe und Schärfe.

(Am 6. November schickte ich dann an 13 Adressen Abzüge – da alle mich darum gebeten

Bonn (Foto: Matthias Zepper)

hatten! Auf diese Foto-Sendungen, bei denen sich auch Siegfrieds genaue Adressenliste der Teilnehmer befand, kam ein gutes und zahlreiches Echo in den Bestätigungsbriefen.)

Hier noch ein kleines, privates Zwischenspiel: am Abend des 8. Oktober, beim Abendbrot, hatte ich Durst auf ein kühles helles Bier = Pilsener! Maria auch. Aber ich gab nicht acht und trank das 1. Glas auf nüchternen Magen, ohne etwas dazu zu essen. Das Bier schmeckte mir ausgezeichnet; aber es rächte sich, daß ich vorm Schlafengehen kein Natron genommen hatte (Lymph-Diaral, oder Natrium phosphoricum). Erfolg: am nächsten Morgen wachte ich mit „schwerem Kopf“ auf, hatte starke Kopfschmerzen, kalten Schweißausbruch = Migräne, unerfreulich (wie schon früher ähnlich nach Wein). Ich nahm dann eines der blauen Briefchen (die Christoph uns als Aspirin-Ersatz mitgab) in etwas Wasser und ließ es wirken, und innerhalb einer Stunden gaben sich langsam die Kopfschmerzen, nur fühlte ich mich schlapp in den Knochen und bat Siegfried, in der Morgenandacht jemand anderen die Orgel spielen zu lassen. Er bestimmte Friedel Haase: Organisten hatten wir ja jede Menge.

Nun hatte Siegfried in dieser Morgenandacht den Choral EKG Nr. 188 angesetzt: „Nun lob mein Seel den Herren“. Aber das „freie Vorspiel“ von Friedel Haase klang dann so dürftig, so

Bonn, Kennedy-Brücke (Foto: Qualle)

primitiv und einfallslos, so ohne jeden Schwung, über diese einmalig schöne Melodie, daß ich am liebsten noch den Friedel von der Orgelbank geschubst hätte; was ich aber unterließ: aus Anstand! Ja, die gute Erziehung ist einem immer im Wege!

Aber meine Maria sagte nach der Andacht: „Ich war ja entsetzt! Friedel Haases Improvisation!? So eine primitive Intonation? Und das bei dem Choral?!“ Na, so ganz schön wars nicht. Ich hatte eben länger Unterricht bei Gerhard Schwarz! –

Am 9. Oktober gegen Mittag reiste eine ganze Reihe der Gäste ab. Wir hatten es damit nicht so eilig. Zum Mittagessen fanden sich in einem der kleineren Säle noch ca. 10 Personen zusammen.

Nach unserm (obligaten) Mittagsschlaf beschlossen Maria und ich, uns noch etwas von dem alten Stadtbild Bonns anzusehen. Am 8. 10. langte es nur zu einem kleinen Abstieg ans Rheinufer hinter dem Augustinum. –

Nun machten wir uns auf; so gegen 15.30 gingen wir auf dem Augusta-Ring durch Buschanlagen zum Rhein, dem Strom, dessen ruhige Würde ich schon im Kriege mehrfach bewundert hatte. Da es in den vergangenen 3 Monaten wenig geregnet hatte, führte der Rhein wenig Wasser; scharfe Felsklippen kaum bis 50 cm hoch aus dem niedrigen Wasser. Am andern Ufer leuchtete eine rote Backsteinkirche in der milden Abendsonne. Scharen von Möven und Dohlen saßen auf den Felsklippen und suchten das vorbeifließende Wasser ab nach „Freßbarem“. Schwer beladene Schuten keuchten mit tuckerndem Motor langsam flußauf. Ihnen begegneten leere, hochliegende Boote, die sich vom Strom schnell und lustig flußabwärts tragen ließen.

Auf dem „Leinpfad“ und dem „Fritz-Schrade-Ufer“, dem „Erzberger Ufer“ gingen wir zur „Kennedy“-Brücke am Wasser entlang. Wir sahen Angler. Einer fuhr mit dem Rad an uns vorbei; er hatte einen ziemlich großen Fisch am Rad.

Kurz vor der Kennedy-Brücke fanden wir ein Café an unserm Ufer. Es stand

Bonn, Kurfürstliches Schloss (Universität) (Foto: Hans Weingartz)

direkt am Flußufer und gehörte zu dem modernen, bizarren Bau des Stadttheaters. Im Theater-Café waren wir die einzigen Gäste. Wir fanden an einem großen, breiten Fenster einen Tisch, von dem aus wir den Fluß und die Ufer weit überschauen konnten. Der Rhein und am Horizont das Siebengebirge im leichten Dunst der Abendsonne. Geruhsam saßen wir und schauten über Fluß und Landschaft. Der Ober kam. Was nehmen? Café: ja! Kuchen: nein! Der Bedienstete schlug stilecht vor: „Tasse oder Kännchen, das ist hier die Frage!“ Gut der Mann, das nahe Theater steckt an. Immerhin ein variiertes Hamlet-Zitat: Noblesse oblige! Der Kaffee kam: sehr schnell und sehr gut. Er wurde mit „Jacobs“ empfohlen. Die ganze Einrichtung des Lokals war brandneu.

Wir genießen Landschaft und Kaffee gleichzeitig. Am andern Ufer liegt ein Stadtteil von Bonn: Schwarz-Rheindorf. Nun liegt die Abenddämmerung auf Türmen, Dächern und Bäumen. Es klingt trivial, aber man kann diesen Anblick am besten mit Heinrich Heines Gedicht wiedergeben: „– und ruhig fließt der Rhein!“ (Dahinein sticht, in Gedanken, die reichlich sentimentale dazu komponierte Melodie – aber für die ist nicht Heine, sondern Silcher verantwortlich.)

Ja, es ist heute abend genau die Stimmung, die Heine beschreibt:

– die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die Gipfel nach Südosten zu sind das Siebengebirge. –

Wir gehen dann im halben Dunkel bei der Kennedy-Brücke rechts in die Altstadt Bonn; an der Rheingasse vorbei, in der ich 1943 im Krieg und vor 2 Jahren mit Maria das Geburtshaus Beethovens besucht habe. Alte Häuserfronten, Kapellen, enge, krumme Straßen, sehr viele Läden, viele Menschen unterwegs. Ein kleiner, enger Marktplatz mit Gemüse-, Obst- und Blumenständen. Alles hell erleuchtet und voller Geschrei = etwas ungewohnt für uns „Nordländer“, daß Obst und Gemüse vom Händler laut angepriesen, ausgeschrien wird – immer noch etwas lauter als am Nachbarstand! Berge von Weintrauben, Äpfeln,

Bonn, Beethovens Geburtshaus
(Foto: Sir James)

Bonn, Altes Rathaus (Foto: Pedelecs)

Birnen, Bananen und so weiter. Gleich 2 Straßen weiter ein größerer dunkler Markt, neben dem sich das Münster, eine Basilica, romanisch-frühgotisch, im Dunkel erhebt. Wir treten kurz hinein in den dämmrigen Sakralbau; es sammelt sich eine kleine Gemeinde zur Vesper, die wohl um 18.00 beginnt. Wieder vorbei an vielen kleinen Läden. Maria macht mich aufmerksam auf ein Preisschild: ein Paar Schuhe 394,– DM. Man staune: Wer soll das bezahlen?

Kurz hinter der Basilica sind wir schnell wieder am Bus-Bahnhof, und mit der 31 in einer Viertelstunde am Augustinum. Dort haben wir uns für 19 h in der Cafeteria zum Abendbrot mit Siegfried, Karl Büse und Ruthchen verabredet.

Doch Siegfried kommt uns schon entgegen, als wir, leicht erfrischt vom Wasser, aus dem Aufzug treten: Große Entschuldigung von Siegfried. Er hat vergessen, daß die Cafeteria mittwochabends geschlossen ist. Er macht uns den Vorschlag, daß wir unsere Mäntel holen und mit ihm in die Stadt fahren zum Essen.

Wir ziehen los zu fünfen, zur Bushaltestelle. Siegfried schlägt vor, mit uns in ein besonderes Lokal zu gehen, wo auf einem Stein ein rohe Stück Steak serviert wird, das man – nach Belieben – würzen und braten kann. Wir: nein, danke! Das Braten überlassen wir lieber den Köchen im Restaurant. Vor dem Essen führt Siegfried uns noch ein wenig durch die Altstadt. Erst zum Rathausplatz mit dem heiteren alten Barockbau (1737), mit der großen schmiedeeisernen Freitreppe zum 1. Stock. Der Bau, die Rathausfassade, hell angestrahlt, beherrscht den ganzen Marktplatz. An der überlangen Fassade des alten Fürstbischöflichen Palais‘ (jetzt Universität), die im warmen, gelbbraunen Farbton einen mächtigen Eindruck macht, dem alten Hofgarten-Viereck mit dem weißen Museumsbau zwischen Baumgruppen; an der Allee zum Schloß Poppelsdorf hinauf mit jetzt noch schönen Blumenrabatten, vorüber an einer, der einzigen evangelischen Kirche (in der sonst stock-katholischen Stadt), einem ziemlich häßlichen neogotischen Bau: evangelische Universitätskirche. –

Und zum „Abgewöhnen“ führte Siegfried uns durch einen Neubau aus Stahl und Glas, in dem die Etagen kreuz und quer, hoch und tief durcheinandergebaut sind. Alles durcheinander: Läden, Kneipen, Cafés, Imbiß-Läden, Springbrunnen und so weiter, und so weiter. Ein verwirrendes Spiel mit Räumen; „ganz modern!“ Dies als architektonischer Beitrag unseres Zeitalters gedacht.

Siegfried führte uns dann in ein uraltes Restaurant, dicht neben dem alten Rathaus am Markt. Es heißt: „Em Höttchen“ und soll im Mittelalter ein Pferdeausspann gewesen sein. Gasthaus seit 1389 (!). Das nennt man Tradition! Drinnen alte eichengetäfelte,

Bonn, Poppelsdorfer Schloss (Foto: Carsondelake)

verhältnismäßig kleine Räume, viele gemütliche Nischen. Bedienung: schnell und Essen: gut. Wir laden Karl Büse ein wie gestern Theophil Rothenberg. Sie sind natürlich knapp bei Westgeld, aber Siegfried hat für die beiden gesammelt. Gegen 22 h sind wir zurück im Augustinum.

Unser letztes, sehr reichliches Frühstück (wie immer dort) zusammen mit Karl Büse und Ruth Bietz-Schüler – später kam Siegfried noch dazu – war Anlaß zu noch drei recht guten Aufnahmen in der Morgensonne des Gartensaales. Wir hatten in Bonn überhaupt keinen Regen. Ich machte die Abrechnung (mit Ost-Spende) bei Siegfried.

Um unsern IC-Zug rechtzeitig am Hauptbahnhof Bonn zu erreichen, schlägt Maria vor, den Bus 10.10 zu nehmen. Fahrt ca. 13 Minuten, sagt Siegfried. Er meint, das ist viel zu früh, da steht ihr noch 30 Minuten und wartet auf dem Bahnsteig. Aber Maria läßt nicht locker (Ahnibus). Der Bus kommt, wir steigen ein! Halt! Es ist der falsche. Aussteigen! Der richtige kommt. Wir rein. Großer Abschied. Wir fahren, aber nur 2 Stationen, da streikt der Busmotor. Der Fahrer: „Bitte aussteigen, wir haben eine Panne! Steigen Sie ein an der Haltestelle ca. 5 Minuten zu Fuß von hier, der Kollege fährt auch zum Bahnhof.“ Es ist nun 10.20. Unser Zug fährt um 10.45.

Die ausgestiegenen Fahrgäste wandeln zu der angegebenen Haltestelle; ein Bus kommt – fährt vorbei! Aber den nächste hält und bringt uns zum Bus-Bahnhof. Als wir auf dem Bahnsteig des IC sind, haben wir noch volle 5 Minuten zum Warten!

Am letzten Tag (10. Oktober) in Bonn: Maria Kern, Ruth Schüler-Bietz, Karl Büse

Abends gegen 18.00 waren wir wieder – über Münster, Osnabrück, Bremen und Cuxhaven – in Cadenberge.

Résumé

Was meinen – mir von den Kollegen neidlos überlassenen – Orgeldienst bei den Andachten und mein Klavierspiel innerhalb meines Lebensberichtes angeht (so schien es uns), war Siegfried Jäger durchaus angenehm berührt, mich in Bonn vorweisen zu können. Er dankte uns mehrmals, daß wir, Maria und ich, uns im Juli als erste zum Spandauer Treffen angemeldet hatten.

Dieses unser Alt-Spandauer Wiedersehen war für alle ein Erlebnis und ein schöner Erfolg für den Initiator Siegfried Jäger, der hervorragend das Ganze organisiert hatte.

Es war ein bewegender Rückblick mit den Kommilitonen von damals auf die Studienzeit und die Dienstjahre danach, auf unsere Lebensarbeit – jeder in seiner Kirchengemeinde – und auf die Rückerinnerung an Gerhard Schwarz und die Berliner Kirchenmusikschule im Heinrich-Schütz-Haus des Evangelischen Johannesstiftes. Die ganzen Tage waren – wenn auch nicht wörtlich erwähnt oder betont – aber durch unsere Berichte bestätigte Richtigkeit der alten Devise: „musica sacra – ecce ancilla domini!“[34]

Oder – negativ ausgedrückt: „Die Orgelempore ist kein Konzert-Podium, darf es nie werden!“

„Laßt anderen das Konzertieren, das vor-den-Leuten-sich-Produzieren! Dein Spiel sei nichts als Dienst am Wort!“

Noch anders ausgedrückt von Otto Dietz 1937 in der „Orgelschrift“:

> Die Kirchenorgel, die Kirchenmusik überhaupt, erfüllt nur dann ihre eigentliche Aufgabe, wenn sie nicht mehr nur Werkzeug zur Verherrlichung der Virtuosität eines künstlerischen Menschen ist, sondern wenn der Orgelspieler (der Kantor, die Chorsänger in der inneren Bindung ihres Gewissens und Glaubens) gleichberechtigte Diener am Wort Gottes geworden sind.

[34] Die heilige Musik – siehe, die Dienerin des Herrn!

Marginalie

Hier ist vielleicht der Platz für eine Randbemerkung:

a) Während unseres ganzen Zusammenseins im Augustinum in Bonn hat keiner der 20 Anwesenden geraucht.
b) Es gab keinerlei politische Gespräche oder Diskussionen zwischen uns in den Tagen. Nur die beiden Freunde aus der DDR klagten über antichristliche Staatsmaßnahmen zur Unterdrückung der christlichen Gemeinden in Ostberlin und Weimar.

Altes Stundenglas, eine Sanduhr an der Kanzel von St. Laurentii

„Una ex hisce morieris“[35]

Itzehoe 1661

Am 107. Geburtstag meines Vaters, dem 6. Dezember 1985 (1878), beendet.

[35] In einer dieser (Stunden) wirst du sterben.

Briefe der Teilnehmer

an mich nach der Übersendung der Bonner Fotos

SIEGFRIED JÄGER

Postkarte

Bonn, 23. 9. 85

Lieber Alex!

Der Termin unseres Treffens rückt näher. Noch schnell eine organisatorische Frage: Ihr reist am 7/10. nachm. an u. habt für drei Nächte Quartier bestellt 7–8/10, 8–9/10, 9–10/10, aber kein Abendbrot am 7/10 u. kein Frühstück am 10/10. Ist das so beabsichtigt? Da ich die Mahlzeiten einen Tag voraus bestellen muß, müßte ich schon vor Ankunft die Zahl der Gäste wissen. Es sind 15 Ehemalige u. 3 Ehefrauen angemeldet. Ich freue mich auf Euern Besuch.

Dein Siegfried Jäger

Brief

Bonn, 12. 10. 85

Lieber Alex!

Gestern ist auch der letzte Teilnehmer an unserem Treffen, Karl Büse, wieder abgereist u. ich möchte gern noch in dieser Woche meine Versprechungen einlösen. Leider steht mir keine Schreibmaschine zur Verfügung, aber ich hoffe, daß auch die Handschrift in der Kopie noch lesbar ist. – In Dankbarkeit, daß unser Treffen, trotz der 50 Jahre Zwischenzeit, in so herzlich-fröhlicher Atmosphäre verlief u. mit guten Wünschen Dir u. Deiner lieben Frau für weiterhin

Dein Siegfried Jäger

Berliner Kirchenmusikschule 1930–1935 Leitung Gerhard Schwarz

Treffen des Altschülerkreises vom 7. bis 9. Oktober 1985 in Bonn

Teilnehmer

Wilhelm Adrian
Herbert Beuerle
Karl Büse
Hans-Donald Cramer
Kurt Elsässer mit Frau Hildegard
Lotte Engelmann-Beuerle
Hildegard Gaul-Enke
Hanni Gielen-Tschesch
Friedrich-Wilhelm Haase
Julius Herrmann mit Frau Charlotte
Siegfried Jäger
Alexander Kern mit Frau Maria
Theophil Rothenberg
Ruth Schüler-Bietz
Magdalene Trittelvitz-te Reh
Ewald Weiss mit Frau Elfriede

Brief

Bonn, 27. 10. 85

Lieber Alex!

Hab Dank für Deinen ausführlichen Brief vom 15. Okt. u. die beiden Beilagen. Ich erhielt ihn nach Rückkehr von Meisenheim, von dem ich Dir ja erzählte. Dort kurierte ich ein Magengeschwür von Aug.–Sept. aus u. fühle mich jetzt wieder wohlauf. – Solltest Du die Anschriftenliste noch nicht weitergegeben haben, so ergänze bitte den Namen von Frau Weiß: Elfriede. – Es freut mich, zu erfahren, daß als Nachwirkung unseres Treffens hin u. her neue Verbindungen entstanden sind.

Dir u. Deiner Frau Maria ein herzliches Gedenken mit guten Wünschen

Dein Siegfried Jäger

Brief

Bonn, 28. 11. 85

Lieber Alex!

Hab Dank für Deinen Brief vom 6. Nov. mit der Teilnehmerliste u. den 12 gelungenen Fotos von unserem Treffen in Bonn. Es ist doch schön, daß man sich auf diese Weise immer wieder die nach 50 Jahren der Trennung so harmonisch verlaufene Begegnung vergegenwärtigen kann. Die Aufnahmen sind mir so wertvoll, daß ich sie gern bezahlen will. Ja, ich habe sogar noch einen Wunsch nach drei Abzügen der Gesamtaufnahme vor dem Hauseingang. Ich möchte damit Hellmut Salowsky, der terminlich nicht kommen konnte, Wolfgang Rodatz, dessen Anschrift ich erst jetzt erhielt u mit dem ich Verbindung aufgenommen habe, u. Eva Kautsch, die Anfang Oktober auf Korfu war, eine Freude machen.

(Beiliegend 15,– DM)

Dir und Deiner Frau Maria herzliche Grüße zum Advent

Dein Siegfried Jäger

Postkarte

28. 10. 88

Lieber Alex!

Hab Dank für Deinen Gruß vom August. Z. Zt. bin ich auf einer Verwandten-Rundreise in Süddeutschland u schreibe Dir heute, an meinem 40. Hochzeitstag, aus einem Hotel am Starnberger See. Morgen fahre ich weiter nach Ravensburg u. Bodensee. Dir und Deiner Maria ein herzliches Gedenken Dein Siegfried Jäger

MAGDALENE TRITTELVITZ – TE REH

Michaelshoven 8. 11. 85

Lieber Alex!

Vielen Dank für Deine Fotos und die Adressen. Ich konnte leider nicht wiederkommen, es war in der Woche, an dem Abend noch ein Todesfall, dem 2 weitere folgten, keine Familie, aber sehr tragische Todesfälle. Da ist mir das Lachen vergangen. – Es war aber so schön an dem Abend, nur für mich sehr hektisch. Auf dem Heimweg, genau vor Michaelshoven, war auch noch ein Unfall. – Dieses Foto ist aus unserer Kirche, und ich lege Dir noch einen Plan ein, einen Prospekt, von dem Lebenswerk meines Mannes. Kannst Du verstehen, daß er oft dem Tode nah war? Nächsten Sonntag predigt er, ich spiele immer noch schlicht Orgel und habe meinen Chor. – Grüß Deine Frau schön! Viele Grüße Deine Magdalene

Wart Ihr 1974 noch in Salzuflen? Damals war ich mit meinem Mann dort, er war furchtbar krank gewesen, ich war ganz auf ihn eingestellt.

Erzähl mir doch von Deiner Familie, schick mir bitte Fotos, kriegst Du wieder. Beeil Dich, solange wir noch leben. Deine M.

Erst drinnen lesen, please.

KURT ELSÄSSER

Moers, den 8. 11. 1985

Lieber Alex!

Zunächst herzlichen Dank für Anschriften-Liste und die drei Fotos; meine Frau und ich denken noch heute gern an unser Treffen am Bonner Bahnhof. Und dann war es doch interessant zu sehen, wie sich die jungen Alt-Schüler von damals im Laufe der Jahrzehnte verändert haben!

Zwischen Noten und Büchern fand ich vor ein paar Tagen Teile unserer Semesterzeitung von 1935, ich lege Fotokopien davon bei und als weitere Erinnerung eine Durchschrift des Abschieds-Liedes für Schwester Käthe und Dich.

Mit den besten Grüßen und Wünschen, auch von meiner Frau, an Dich und Deine Frau,

Dein Kurt Elsässer

Anbei ein Obolus für Deine Unkosten.

Cantores

amant

humores

Semesterzeitung der BKM

Sommer 1935

Ich würde anders zu mir sein.

Unsern hochverehrten Lehrern gewidmet.

Ich setzte jetzt einmal den Fall,
es gäbe plötzlich einen Knall.
Ich hätte, meiner Haut entrauscht,
sie gegen die des Chefs vertauscht.

Gleich dächt‘ ich drüber nach mit List,
wieso ich mich wohl ändern müßt;
denn dieses leuchtet allen ein:
ich würde anders zu mir sein.

Zum ersten würde ich mich zwingen
früh zeitig aus dem Bett zu springen;
ganz konsequent ohn‘ Unterlaß,
bis auf die Ferien macht ich das.

Denn, würd‘ ich zu mir selber sagen,
der Schüler Bummelei beklagen
hat ja solange keinen Sinn,
wie ich nicht selber pünktlich bin.

Beharrlich käm ich Tag für Tag
stets pünktlich mit dem Stundenschlag,
und jeder Schüler stimmt‘ mir bei,
daß ich das beste Vorbild sei.

Daß ich im Auto schnell verblühte,
käm bei mir gar nicht in die Tüte;
und wenn ganz Potsdam nach mir schreit,
ich spräch: „Ich habe keine Zeit,“

„die Schule ist für mich primär“
„und alles andre secundär,“
„als erstes gilt der Stundenplan,“
„der Rundfunk kommt viel später dran!“

Gesetzt, es würde wieder knallen
und ich in Söhngens Rolle fallen,
so bliebe mir zunächst vor Schreck
äh – erst einmal die Spucke weg.

Dann würd‘ ich mich allmählich fassen,
den Kanzelpathos unterlassen,
in konzentrierten Formen eben
mein reiches Wissen weitergeben.

Die Musica der Zeitgenossen,
Kritiken und Gesangbuchglossen,
die deute ich nur flüchtig an,
und damit wär das abgetan.

Nun denkt, es knalle wieder so:
ich wäre Atam Atrio.
Dann würd‘ ich, ohne mich zu zieren,
erst mal mein Sprechen reformieren.

Ich spräche nicht von „Jak-kob P-paixen“
(worüber alle Schüler feixen),
das sparte mir viel Zorn und Grimm,
und alles wäre halb so schlimm.

Ich würde nicht gleich grob und bös,
die Schüler würden nicht nervös,
sie merkten Namen und zumalen
die vielgeschmähten Jahreszahlen.

Wenn jetzt das Knallen sich erneute
und ich mich meines Daseins freute
als hochberühmter Komponist
(gemeint ist Pepping, wie Ihr wißt)

So nähm‘ ich schnell ein paar Tabletten,
um vor der Rauchsucht mich zu retten.
Ich schliefe nicht so in den Tag
Und tränke nur noch Kaffee Hag.

Alsdann würd‘ ich mich sehr bemühen,
den Lehrplan anders aufzuziehen,
damit aus meiner Theorie
verbannt wär‘ Quälerei und Müh‘.

Ich machte mit Verboten Schluß
wie Parallele, Tritonus,
und gäbe auf die strenge Form.
Die Schüler freuten sich enorm!

Nun knallt es plötzlich wieder laut:
ich bin in Herbert Schulzes Haut.
Das neue Orgelbauproblem
ist mir zunächst recht unbequem;

denn eins bedrückt mich gar zu sehr:
Verkrampft ist alles ringsumher!
Ich muß deshalb sogleich beginnen
hiergegen ein System ersinnen.

Nein – anders wäre ich zu mir,
für Orgel, Cembalo Klavier
gäb's nicht 3–1, nicht Fingerdrill,
der Schüler spielt so, wie er will.

Weil alle nun zufrieden sind,
setz' ich zu Haus mich hin geschwind
und denk statt Übungsheft und Noten
nur an Mensuren, Aliquoten.

Jetzt knallts auf einmal wieder vorn:
ich heiße Gerhard Hirsekorn.
Es gibt für mich nur eine Pflicht:
Gesang- und Geigenunterricht.

Zu rechter Professorenart
fehlt mir ein ellenlanger Bart,
daß ich den Mädchen, die ich meine,
als Lehrer nicht zu jung erscheine.

Ist dies erreicht, wird mehr gelingen,
die Schüler müssen Opern singen.
Mit „Tristan" fang ich an im Nu,
begeistert hört der Chef uns zu.

Beim 7.ten Knalle würd' ich gar
wohl wieder, der ich vorher war;
und händeringend säh' ich ein:
man kann zu sich nicht anders sein!

Abschied von Schwester Käthe und Alex Kern

(Berliner Kirchenmusikschule Juli 1934)

Abkürzungen

K = Schwester Käthe
A = Alex Kern
Ch = Turbae (Volkschor)

K Herr Kern, für uns zwei ist der Abend gemacht.
A Ich habs, Schwester Käthe, mir auch schon gedacht.

Ch Da seht nur, wie pfiffig die Schlaumeier sind,
die merken die heimlichste Absicht geschwind.

K Herr Kern, ich vermute und weiß es genau,
heut ziehn sie uns beide noch durch den Kakao.

Ch Da seht nur, wie pfiffig die Schlaumeier sind,
die merken die heimlichste Absicht geschwind.

A Man bloß keine Angst vor der harmlosen Bande,
wenn wir nicht dabei sind, kommt doch nischt zustande.

Ch Da seht nur, wie pfiffig die Schlaumeier sind,
die merken die heimlichste Absicht geschwind.

K Da denken Sie falsch, die sind nämlich gerissen,
auch dürften sie alle zuviel von uns wissen.

Ch Jetzt riechen die beiden den Braten so sachte,
Wir werfen mit Knochen wie Heinrich der Achte.

A Die Knochen sind hart, das macht nichts, man verdaut'se,
und wenns uns zu bunt wird, dann rufen wir: Schnauze!

Ch Jetzt riechen die beiden den Braten so sachte,
Wir werfen mit Knochen wie Heinrich der Achte.

K Mich selbst trifft es nicht, denn ich wüsste nicht, wie,
ich habe nur Angst, es geht alles auf Sie.

Ch Jetzt riechen die beiden den Braten so sachte,
Wir werfen mit Knochen wie Heinrich der Achte.

A Sie irren, ich bin wie ein Lämmchen so fromm
vor Jahren aus Itzehoe hierher gekomm'n.

Ch So hört nur die beiden, das ist ja zum Rasen,
das müsste man gleich auf dem Flügelhorn blasen.

K Mir sind Sie, das sag ich vertraulich bloß Ihnen,
Schon eher als brüllender Löwe erschienen.

Ch So hört nur die beiden, das ist ja zum Rasen,
das müsste man gleich auf dem Flügelhorn blasen.

A Ja, aus dem piano wird oft ein ff,
bei mir macht das nur die Erziehung vom Chef.

Ch So hört nur die beiden, das ist ja zum Rasen,
das müsste man gleich auf dem Flügelhorn blasen.

K Sie sind wohl von Sinnen, das ist ja die Höhe,
ich weiß gar nicht, ob ich Sie richtig verstehe.

Ch Wir haben verstanden, daß er uns verkohlt,
das wird nun statt Heinrichs bei Tisch wiederholt.

A Für Schafe hat unser Chef nie Sympathie,
ihn reizt mehr der Löwe als brüllendes Vieh.

Ch Wir haben verstanden, daß er uns verkohlt,
das wird nun statt Heinrichs bei Tisch wiederholt.

K Wir wollen nicht länger darüber uns streiten.
Sie haben doch auch ganz sympathische Seiten.

Ch Wir haben verstanden, daß er uns verkohlt,
das wird nun statt Heinrichs bei Tisch wiederholt.

A Sie wolln mir wohl frozzeln mit pfiffigem Witz?
Das macht eine Schwester aus Miechowitz!

Ch Das Frozzeln gehört so zum Spandauer Stile,
manchmal ist dabei auch „Dornröschen“ im Spiele.

K Nein, wirklich, Herr Kern, wie Sie improvisieren,
das muß selbst dem Meister sehr stark imponieren.

Ch Das Frozzeln gehört so zum Spandauer Stile,
manchmal ist dabei auch „Dornröschen“ im Spiele.

A Sie stellen ja unter den Scheffel Ihr Licht,
Sie können das auch, Sie getraun sichs bloß nicht.

Ch Das Frozzeln gehört so zum Spandauer Stile,
manchmal ist dabei auch „Dornröschen“ im Spiele.

K Mir fehlt noch das fröhliche Herz, „Spann“ und „Lös“,
ich mache den nettesten Lehrer noch bös.

Ch Wie eine Cambiata ertönt diese Klage,
sie fördert tatsächlich nur Minkos zu Tage.

A Mich deucht, was das fröhliche Herz anbetrifft,
sind Sie unsre Sonne im Spandauer Stift.

Ch Wie eine Cambiata ertönt diese Klage,
sie fördert tatsächlich nur Minkos zu Tage.

K Vergleiche ich mich mit so Leuten wie „Kern“,
so fühl ich mich nur als ein ganz kleiner Stern.

Ch Wie eine Cambiata ertönt diese Klage,
sie fördert tatsächlich nur Minkos zu Tage.

A Der ganz kleine Stern hat in tiefdunkler Nacht
im Huberhaus seltsame Dinge gemacht.

Ch Da kommen ja liebliche Sachen ans Licht,
und wir in der Schule, wir ahnen es nicht.

K Ich dächte, Sie sparten sich Ihre Bemühung,
Sie haben zum Franckehaus bessre Beziehung!

Ch Da kommen ja liebliche Sachen ans Licht,
und wir in der Schule, wir ahnen es nicht.

A Das hat nichts mit Huberhaus-Sternen zu tun,
die nachts sich bekämpfen, statt friedlich zu ruhn.

Ch Da kommen ja liebliche Sachen ans Licht,
und wir in der Schule, wir ahnen es nicht.

A Auch Sie sollen nachts zwischen zwölfen und zwei'n
an Schlachten beteiligt gewesen sein.

Ch Wenn einer den Anderen so überlistet,
dann sind wir beinahe moralisch entrüstet.

A Es ist wohl das Beste jetzt im Augenblicke,
wir gehen auseinander, sonst bilden wir Clique.

Ch Der Schluß mit der Clique erscheint uns ganz groß,
die beiden betragen sich wirklich famos.

KE

Postkarte

10. 12. 1985

Lieber Alex! Dir u. Deiner lb. Frau wünschen wir ein gesegnetes Weihnachtsfest u ein gutes Neues Jahr.

Herzliche Grüße

Eure Hildegard u Kurt Elsässer

EWALD WEISS

14. 11. 85

Lieber Alex,

ganz herzlich danke ich dir für die Zusendung der Bilder. – Ich kann sie jedenfalls nicht ohne Ergriffenheit ansehen.

Anbei 10,– DM für gehabte Unkosten und für die Kassette mit deinen Improvisationen als Anzahlung.

Wir grüßen dich und Deine liebe Frau ganz herzlich!

Deine Ewald und Elfriede Weiss

HERBERT BEUERLE

Lieber Alex,

Dank für Deine Post vom 6. 11. 85 mit den Fotos, für die ich 5 Bach-Sondermarken à –,80 (4,– = Fotos und Porto) einlege. – Ja, es war schön, dieses Wiedersehen nach rund 50 Jahren, diese Sich-Hindurch-Tasten durch die vielen Schichten gleich den Jahresringen

eines altgewordenen Baumes, bis dann wieder die Menschen sichtbar wurden, mit denen man entscheidende Jahre seines Lebens verbracht hatte. –

Mit dem obenstehenden Kanon – er steht in einem Heft mit ca. 60 „Intonationskanons für den Weihnachtskreis“, das gerade beim Steube-Verlag, München erschienen ist – grüße ich Dich und Deine Frau – auch von meiner Frau – herzlich und mit guten Advents- und Weihnachtswünschen,

Dein Hebbes

Alter Graben 29
6460 Gelnhausen, 15. 11. 85
Tel. 06051/89216

WILHELM ADRIAN

WILHELM ADRIAN 2160 STADE
KOLBERGER STRASSE 7, TELEFON 04141/62669

d. 16. XI. 85

Lieber Alex!

Herzlichen Dank für Zusendung (leider) nur eines Abzuges Deiner Bilder. Viele gute Grüße für die kommende Advents- und Weihnachtszeit an Dich und Deine Frau in alter Treue

Dein Wilm Adrian.

HILDEGARD GAUL-ENKE

Altenkirchen-Leuzbach, 30. IV. 86

Lieber Alex,

heute bekam ich von Siegfried Jäger diese Bilder, die Friedel Haase ihm geschickt hatte. Nach Friedels Willen sollte ich sie dann an dich weiterschicken; er will ja zu dir kommen, da werdet Ihr sie mit großem Vergnügen betrachten. Ich habe mir alle genau angesehen und viele von damals wiedererkannt, auch solche, die nicht in Bonn waren. Es hat mir große Freude gemacht. Ich hoffe, lieber Alex, es geht Dir und Deiner Familie gut. – Leider hatte ich im Februar einen Autounfall, auf der Autobahn nahe bei Köln. Ich hatte einen Schlüsselbeinbruch, mehrere Rippenbrüche, Prellungen und Blutergüsse. Mein Bruder Hans-Martin fuhr den Wagen, wir wurden von einem überholenden Auto angefahren; so gab es Auffahrunfälle. Jetzt geht es langsam wieder.

Hildegard Gaul-Enke
im Oktober 1985 in Bonn

Ich freue mich immer von Euch zu hören. Grüße Deine liebe Frau und auch Friedel, wenn er kommt. Er hat ja mit diesen Bildern wahre Schätze in seinen Alben beherbergt.

Herzlichst

Deine Hildegard

FRIEDRICH-WILHELM HAASE

2300 Kronshagen, b. Kiel, 26. 10. 85

Lieber Alex! Liebe Frau Kern!

Ich hatte ohnehin schon vor, mich einmal bei Euch zu melden und nun gab mir heute die Todesanzeige von Herrn P. i. R. Schumann in der Kieler Zeitung den Anstoß und ich denke an unser Gespräch, da ich mit Ihnen, liebe Frau Kern, über Martin u. Jörg Schumann führte. Immerhin waren beide viele Jahre meine Schüler und Sie sind mit der Familie als Verwandte verbunden und haben nun einen Angehörigen verloren. –

Über Deine Aktivität, die seit unserem Studium so sehr hervortrat, habe ich mich in Bonn gefreut. Dazu Deine besondere Form, über Dein „Leben“ zu sprechen! Ohne viel Persönliches die Dozenten im Vordergrund und unsere zahlreichen Unternehmungen (z. B. Antichrist). In den Bonner Tagen sind wir eigentlich nun alle Freunde geworden und auch alle negativen Erfahrungen stehen im Hintergrund. Ihr wißt ja alle, wie gespannt das Verhältnis zwischen Grote und mir war. –

Viel gäbe es da noch im engen Kreis zu sagen, wozu wir in Bonn nicht kamen. Ihr habt mich aber liebevoll nach Cadenberge eingeladen, vielleicht mit meiner Frau und Wilm zusammen, und Ihr seid uns natürlich ebenfalls herzlich willkommen. Anruf genügt, damit ich Euch meine häufigen Vertretungen mitteilen kann. – Irgendwann kommen wohl die Adressen und evtl. gute Fotos. Siegfrieds gründliche Organisation braucht natürlich Zeit! –

Für heute erst einmal ein „Lebenszeichen“ mit guten Wünschen für die stabile Gesundheit. Beiläufig erfuhr ich im Gespräch von allerlei schweren Erkrankungen, von den ich nichts ahnte und die man Dir nicht angemerkt hat. –

Eben habe ich auch Cadenberge auf der Autokarte gefunden. Die mir dem Namen nach bekannte Wingst muß in Eurer Nähe sein und Otterndorf kennen wir von früheren Reisen. –

Leider habe ich meine alten Fotos verkramt, kann Euch aber schöne Bilder von meiner Zeit an der Schulenseer Thomas-Kirche mitbringen.

Ganz herzliche Grüße, auch von meiner Frau!

Euer alter Friedel Haase

Brief

FRIEDRICH-WILHELM HAASE
Suchsdorfer Weg 18 2300 Kronshagen Tel. 0431 / 582220

Kronshagen b. Kiel
19. 11. 85

Lieber Alex, liebe Frau Kern!

Eure liebe Post vom 6. Nov. ist eingetroffen. Typisch die 5 verschiedenen Gesichter und das Abendbild, auf dem ja leider einige schon fehlten. Schön, daß wir nun durch Siegfried alle Adressen haben. Ich hatte noch allerlei Examina mit z. T. sehr guten Ergebnissen zum WS Beginn, viele Vertretungen in und um Kiel. – Von dem Tod meiner 1. Frau Thea Z. im April war ja beiläufig die Rede. Nun starb letzte Woche unsere Tochter Rosemarie – aus dieser Ehe, geb. 20. 9. 38, gest. 10. 11. 85 in Freiburg. Ich fuhr zur Beerdigung und ließ meinen Schwiegersohn und meine einzige Enkelin zurück. Dazu ließe sich viel sagen, was mit unseren Begegnungen im Johannesstift zusammenhängt. Ihr werdet das wohl ahnen: Freude, Kummer, Enttäuschung, Schuld.

Wollen wir gegenseitig Besuche anno 86 anvisieren? – Ich wünsche schon einmal eine frohe Advents- und Weihnachtszeit und grüße Euch mit vielem Dank ganz herzlich!

Euer Friedel Haase

Brief

2300 Kronshagen, bei Kiel, den 22. Juli 86

Lieber Alex! Liebe Frau Kern!

Sei herzlich bedankt für die Rücksendung der für uns Heutige allzu kleinen Fotos aus den Jahren 33/34, die Erinnerungen + Vergangenes wachrufen, aus Kommilitonen Freunde werden läßt. Gerne und oft denke ich an unsere Gespräche in Bonn zurück und danke nochmals für die Einladung, Euch gelegentlich zu besuchen. –

Wenn nicht die Erkrankung meiner Frau dazwischen gekommen wäre, hätte ich meinen Besuch bei Euch längst eingeplant. –

In diesen Tagen wird meine Frau von unserer Tochter Ulrike (32, Cellistin, Gambistin, lebt seit 85 in Göttingen im freien Musikerberuf) für einige Tage abgeholt, damit ich auch mal wieder eine kurze Urlaubsmöglichkeit habe. Ich will aber zu Hause bleiben, weil ich unseren Garten in Ordnung halten und mich um unser Haus kümmern muß. Von evtl. Vertretungen habe ich mich für 1 Monat frei gemacht, möchte aber doch Allerlei an Literatur üben, wozu ich normalerweise einfach nicht komme. Es geht dann schon bald auf den Herbst zu. Wenn ich dann auch wieder in meiner alten Kirche Vakanzvertretung zu machen habe (ab Oktober), möchte ich doch gerne 3–4 Tage gen Cadenberge reisen und bitte Euch, mir mögliche Termine zu nennen. Ich hoffe, dann für diese paar Tage jemanden zu finden, der sich um meine Frau kümmert. –

Kurz möchte ich Euch mitteilen, woran meine Frau erkrankt ist. Seit ca 1 ½ Jahren haben sich im seelisch-psychischen Bereich allerlei Veränderungen ergeben, so daß sie zu einer Neurologin in Behandlung gehen mußte; allerlei Tabletten wurden zunächst verordnet, dann

Untersuchung bei einem Radiologen. Diagnose: hirnorganisches Psychosyndrom mit starken Abbauerscheinungen. Wahrscheinlich aufgrund dieser Krankheit kam noch eine üble Blasensache (Inkontinenz) hinzu, die einen Aufenthalt außerhalb ausschließt, von der Familie abgesehen. Als dritte Krankheit eine Knieartrose, vererbt, aber auch Verschleiß. In allen 3 Bereichen ist keine Besserung zu erwarten, im Gegenteil. Meine Frau reagiert auf all diese Dinge mit Arglosigkeit, Gelassenheit und Gleichmut, was typisch bei diesem Krankheitsbild sein soll!

Ob Ihr Euch den Ablauf eines Tages mit immer wieder vorkommenden Pannen, Vergeßlichkeiten, Planlosigkeiten und einer unvorstellbaren Unordnung vorstellen könnt? Da ist es schwer, nicht zu verzweifeln und die Nerven sind überbeansprucht. Schlimm ist z. B. auch die Unfähigkeit, mit Geld umzugehen. Ich mußte aus diesem Grunde beim Amtsgericht eine Gebrechlichkeitspflegschaft beantragen, die mit viel Mühe und Zeit kostet. –

Siegfried Jäger hat das alles hier miterlebt, als er uns im Herbst 85 hier besuchte. Er hat leider auch erlebt, daß ich of sehr ungeduldig und verdrossen war, und er hat mich zu Besonnenheit und Gleichmut und Geduld gemahnt. –

Ihr habt nun direkt eine Antwort auf die Frage, warum ich solo zu Euch kommen möchte. Über meine starke Belastung möchte ich mit Euch nicht reden, nur Euer Verständnis wäre mir sehr willkommen. –

Bitte schreibt gelegentlich, wann Euch mein Kommen recht ist. Über ein Wiedersehen würde ich mich sehr freuen.

Die Fotos bringe ich nochmal mit und noch ein kleines Album mit Bildern vom Antichristen 1932.

Mit meiner Frau herzliche Grüße und viele gute Wünsche

Euer Friedel Haase

Postkarte

13. 8. 86

Liebe Frau Kern! Lieber Alex! Hier „meine“ Kirche, wo ich gelegentlich vertrete (Trauung). Am 22.8. eine Amtshandlung i. d. Osterkirche, wo Jörg Schumann z. Zt. Amtiert. Dann 2x außerhalb von Kiel. – Gern würde ich Euch Anfang Okt. Ca 3 Tage besuchen und hoffe, eine Betreuung f. meine Frau zu finden. – Schöne Reisezeit u. herzl. Grüße

Euer Friedel Haase.

HANNI GIELEN-TSCHESCH

Göttingen, am 9. 11. 85

Liebe Maria! Lieber Alexander!

Ein ganz herzliches „danke schön“ für die Fotos, die Adressenliste und Eure Grüße!

Nach „Bonn“ blieb ich noch bei meinen Geschwistern im Bergischen Land. Dann ließ ich mich wieder von hier „einvernehmen“. In Gedanken schrieb ich Euch längst. Ich wollte Dir, lieber Alex, ganz herzlich danken! Wenn Du spieltest, beglückte es, es ging ins Herz! Sicher haben es Dir auch andre gesagt. Das erste Wiedersehen nach so langer Zeit war auch bewegend. 10 Jahre früher wäre es noch schöner gewesen. Hinterher dachte ich: „Du hast mit den Einzelnen kaum gesprochen.“ Gut, daß ich Euch schon eher wiedergesehen hatte! Seid Ihr im November wieder in Göttingen? Ich erwarte Dienstag meinen Sohn für 14 Tage. Das ist große Freude! Kommt gesund und glücklich durch die dunkelste Jahreszeit! Und seid beide herzlichst gegrüßt!

Eure Hanni T.

Hanni Tschesch starb 1987.

THEOPHIL ROTHENBERG

Herzliche Segenswünsche zum Christfest und zum neuen Jahr

sendet Dir und Deiner lieben Frau

Dein Theophil

Lieber Alexander!

Herzlich danke ich Dir für die Zusendung der Bilder, die mir eine liebe Erinnerung sind. Schade, daß Magdalene Trittelvitz nicht mehr dabei war.

15. 12. 85

KARL BÜSE

Weimar, den 19. Nov. 1985

Lieber Alex!

Mit der Zusendung der Farbphotos vom Bonner Treffen hast Du mir eine ganz große Freude bereitet. Ich möchte Dir ganz herzlich dafür danken. Mitten in die Überlegungen hinein, wie ich meiner Freude ein sichtbares Zeichen geben könnte, kam Deine Karte mit der Ankündigung eines Paketes, und nun ist dasselbe auch schon da. Es klingt phrasenhaft, wenn ich schreibe, daß ich über die Fülle dessen, was Ihr da eingepackt habt, beschämt war. Dir und Deiner lieben Frau zu danken, für die so sorgfältig ausgewählten Dinge und deren liebevolle Verpackung, bleiben belanglose Worte. Und dennoch muß ich Euch bitten, damit fürlieb zu nehmen.

Um Euch ein kleines Zeichen meiner Freude und meines Dankes zukommen zu lassen, schicke ich Euch ein kleines Päckchen mit einem Buch, das ich entdeckte. Vielleicht habt Ihr jemanden, dem Ihr es weitergeben könnt, wenn Ihr das Buch schon habt oder etwas Ähnliches schon besitzt.

Lieber Alex! Wie ist es mit Schallplatten? Hast Du da irgendwelche Wünsche. Es gibt z. Z. eine große Auswahl von Werken Heinr. Schütz. Auch Bach und Händel sind zahlreich vertreten. Bitte schreibt mir. Ich möchte auch Dir einmal eine Freude machen können.

Nun geht's mit Tempo in die Winterzeit hinein. Die Kälte macht uns reichlich zu schaffen. Gestern habe ich im Zimmer 14°+C geschafft, jetzt sind es schon 12°+. Da wärs am Besten, man ginge tüchtig ins Freie. Aber, nachdem ich kurze Zeit von Bonn zurück war, hat mich das Ischias erwischt, so daß das Gehen augenblicklich eine schmerzhafte Sache ist. Aber das sind so die kleinen Weh-wehchen, die sich im Alter einstellen.

Nur gut, daß ich zwangsweise immer wieder raus muß; denn meine Vortragsreihe der „Urania" geht weiter. Vielleicht interessiert es Dich, daß ich zum Abschluß des Bach-Händel-Schütz-Jahres 1985 einen Vortrag zum Thema „Bach-Händel-Schütz-Jahr 1985 – Kunsterlebnis – Lebenshilfe?" fertig habe. Es ist ein Versuch, die Menschen nicht nur zum Hören sondern auch zum Nachdenken anzuregen. Soviel zum gegenwärtigen Alltun-sein.

Lotte habe ich von Euerem Weihnachtspaket berichtet. Sie konnte es nicht fassen, daß Ihr an sie denkt, und läßt herzlich danken, auch für die Kartengrüße, die ich ihr übermittelte. In der Weihnachtswoche hole ich sie heim. Wir werden dann zu zweit – hoffentlich im warmen Zimmer – das Weihnachtsfest und das Neue Jahr schlicht für uns erleben. Christa, unsere Tochter, lebt in Berlin, sie bleibt zu Weihnachten mit Mann und zwei Kindern daheim. Wir sind räumlich ziemlich weit auseinander, so daß wir uns gelegentlich nur einmal für kurze Zeit sehen.

Und nun wünsche ich Dir und Deiner lieben Frau eine besinnliche Adventszeit, ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest und ein gesundes neues Jahr.

Ganz herzlich
Deine Karl und Charlotte Büse

Charlotte Büse starb am 10. 11. 1987

Brief

Weimar, 11. 1. 88
Allendestr. 2/307

Lieber Alex Kern!

Mit Deinem Buchgeschenk hast Du mir eine große Freude bereitet. Es kam zwischen Weihnachten und meinem 80. Geburtstag an und so empfinde ich es als Doppeltes Geschenk. Das wunderschöne Buch erfreut mich in dreifacher Hinsicht. Einmal des Autors wegen. Hausmann ist mir noch von alter Zeit her in guter Erinnerung. Da waren es seine Bücher „Lampioon küßt junge Birken und junge Mädchen" sowie „Abel mit der Mundharmonika". Das letztere wurde seinerzeit ja auch verfilmt. Daß Hausmann ein solches Buch wie das über die Rembrandtschen Bilder schreiben würde, hätte ich kaum geahnt. Der zweite Grund ist der, daß ich Rembrandt besonders liebe und eine Anzahl entspr. Material habe und Dein Buch eine besonders wertvolle Ergänzung ist. Schließlich habe ich im Rahmen der Urania zwei Vorträge über das Leben und Werk Rembrandts, und da werden mir die Deutungen Rembrandtscher Bilder weitere Hinweise geben. Du siehst, daß du nach allen Seiten hin das Richtige getroffen hast, und dafür geziemt Dir besonderer Dank.

Du mußt entschuldigen, daß ich auf solchen Blockzetteln schreibe, aber ich befinde mich im Augenblick in einer landwirtschaftlichen Tagung, soll einen Diavortrag halten und habe über eine Stunde Zeit, ehe ich mit meinem Sermon an der Reihe bin. Ich will aber die Zeit nicht unnütz vertrödeln und nutze darum die Gelegenheit, diesen Brief wenigsten zu beginnen.

Du siehst an dem Briefkopf, daß ich eine neue Wohnung bezogen habe. Ich konnte die alte große Wohnung mit Kohlenschleppen, Heizen usw. auf die Dauer nicht aufrecht erhalten, hinzu kam, daß ich mich einer schwierigen Operation und anschl. Bestrahlung unterziehen

Karl Büse, Siegfried Jäger, Maria Kern, Ruth Schüler-Bietz

mußte; Lottes Rückkehr in unsere Wohnung wurde aussichtslos. Ein Jahr lang habe ich mich nun mit allen Dienststellen herumgeschlagen, endlich hats geklappt. Inmitten des ganzen Durcheinanders der Haushaltsauflösung erhielt ich die Nachricht, daß Lotte gestorben sei. Die Nachricht kam völlig unerwartet. Kurz zuvor war ich noch bei ihr gewesen, nichts deutete darauf hin, daß eine Veränderung eingetreten war bezw. eintreten könne. Am 10. 11., Luthers Geburtstag, hat Lotte noch zu Mittag gegessen, sich zum Mittagsschlaf hingelegt und ist nicht wieder aufgewacht. Für sie ein wunderbarer Tod, für die Betroffenen unfaßbar, aber Grund zur Dankbarkeit.

Ich weiß nicht, ob Ihr eine Traueranzeige bekommen habt, unsere Berliner Tochter hatte dies übernommen. Ist es nicht erfolgt, bitte ich um Entschuldigung. Bei mir geht z. Zt. noch alles durcheinander. Mein Umzug in eine 1-Zimmerwohnung ist zu einem Versteckspiel geworden, dem sich nun dann das Suchspiel nach diesem und jenem anschließen wird. Nun habe ich so das Wichtigste geschrieben. Vielleicht ist dies oder jenes Dir schon bekannt, in diesem Falle bitte ich um Entschuldigung. Nun habe ich so viel von mir geschrieben, ohne mich einmal nach Euerem Ergehen zu erkundigen. Wenn es Dir möglich ist, einmal ganz kurz zu berichten, würde ich mich sehr freuen. Noch oft denke ich an das Treffen in Bonn bei Siegfried Jäger zurück und an den letzten Vormittag, als wir zusammen beim Frühstück saßen. Du hast ja darüber einige Farbfotos gemacht, über die ich mich hin und wieder freue. Ja, nun werden wir uns wohl kaum noch einmal wiedersehen. Wie schnell alles anders werden kann, hat Lottes plötzlicher Tod deutlich gemacht. Schade, ich hätte Euch alle gern einmal hier in Weimar gehabt. Aber das ist eine Utopie, die sich nicht verwirklichen läßt. Zurück auf den Boden der Realität und die fordert im Augenblick, daß ich meinen Schrieb zu Ende führe.

Lieber Alex, noch einmal recht herzlichen Dank. Und bitte, richte an Deine liebe Frau von mir recht herzliche Grüße aus.

Ich wünsche Euch Beiden alles Gute, vor allem Gesundheit und hin und wieder ein wenig Freude.

Dein Karl Büse

Brief

5300 Weimar, den 6. 1. 89
Allende-Str. 2/307

Lieber Alex!

Weihnachten – Anhören der Weihnachtsgeschichte von Hugo Distler – (der einzigsten Schallplatte mit Werken Distlers, die es hier mal gegeben hat) – Lesen der Herrmannschen Distlerbiographie mit Deinem Beitrag – schließlich Deine persönlichen Grüße. Eine reine Kettenreaktion: Ich habe mich sehr über den Weihnachtsgruß gefreut und danke Dir und Deiner lieben Frau Maria ganz herzlich dafür.

Seit dem Bonner Treffen sind ja nun schon 2 ¼ Jahre vergangen. Was hat sich alles in dieser Zwischenzeit nicht alles ereignet!

Da mußte mir plötzlich die rechte Niere entfernt werden. Langwierige Kobaltbestrahlungen folgten. Ein Jahr Kampf mit den Behörden um eine kleinere Wohnung. Mitten in den Umzug Lottes unerwarteter Tod. Es ging alles drunter und drüber. Aber nun verläuft alles in normalen Bahnen, ich habe eine kleine abgeschlossene Einzimmerwohnung in einem Appartementhaus, konnte einen Teil meiner Möbel mitnehmen, so daß ich mich nicht völlig in die Fremde versetzt fühle. Kurz vor Weihnachten hatte ich Grund an Euch zu denken: Ich hatte zwei zusammenhängende Vorträge über das Leben und Werk Rembrandt van Rijn zu halten. Dabei kam mir der Bildband von Manfred Hausmann, den ich von Euch im Vorjahr zu Weihnachten erhielt, recht zu Hilfe. So ergeben sich manchmal ungeahnte Kombinationen. –

Nun aber genug davon. Da ist schon bald eine Seite vollgeschrieben und ich habe noch nicht einmal gefragt, wie es Euch ergeht. Im Alter wird man halt geschwätzig. Aber ich hoffe, daß Du, lieber Alex, gelegentlich einmal etwas von Euch hören läßt und grüße Euch beide recht herzlich.

Euer Karl Büse

Brief

Weimar, den 29. 3. 89

Lieber Alex!

Nun ist es aber höchste Zeit, daß ich Dir ganz herzlich für die Übersendung der Schallplatte mit Distlers Choralpassion danke. Sie kam gerade so an, daß ich sie am Karfreitag für mich hören konnte. Es ist nicht richtig ausgedrückt, wenn ich sage, Du hast mir damit eine große Freude gemacht; denn dafür hat mich die Passion zu sehr bewegt. Allein der Pilatus. Wie tief muß sich Distler in diesen Menschen hineinversetzt haben, daß er ihn in seiner ganzen Tragik uns durch seine Musik nahe zu bringen versteht. Trotzdem habe ich mich sehr gefreut und zwar darüber, daß Du daran gedacht hast, mich mit einer Schallplatte zu beschenken. Du bist der einzige, der einmal daran denkt, daß es uns auch an „geistiger Nahrung“

mangelt. Das Hausmannsche Rembrandt-Buch und die jetzige Distlersche Choralpassion sind dafür ein beredtes Zeugnis, und dafür gebührt Dir ganz besonderer Dank.

Die Aufführung der „Weihnachtsgeschichte“ in Berlin habe ich miterlebt. Heinz Marten war seinerzeit einer der Solisten. Wir hatten ja bei ihm Gesangsunterricht. Ich habe ihn dann während des Krieges anläßlich eines Konzertes in Posen wiedergesehen. Beide haben wir uns über das unvorhergesehene Treffen gefreut.

Auch unseren Herbert Schulze traf ich in Posen. Es gab abends ein Orgelkonzert. Ich wollte ihn zu einer Tasse Kaffee einladen, aber typisch für ihn: „Wo denken Sie hin, ich muß doch heute Abend spielen.“ Nun, er hat dann auch bis 5 Min. vor Beginn des Orgelkonzertes „geübt“.

Hugo Distler habe ich – im 1. oder 2. Kriegsjahr – anläßlich einer Singwoche in Bad Boll noch einmal erlebt. Er hatte damals schon eine große Angst – man kann das wohl so sagen – vor dem Soldat-werden. „Sie sind doch derselbe Jahrgang. Wissen Sie schon etwas Näheres?“ Ich konnte ihn nicht ablenken. „Ich bin aber Kraftfahrer. Da bin ich sicher bald dran.“ Das war das letzte Gespräch. – Soviel der Erinnerungen.

Aber nun ist auch genug mit der Schreiberei. Schließlich mußt Du das ja auch alles noch lesen, und da will ich Deine Geduld nicht länger in Anspruch nehmen.

Darum Schluß, und nochmals recht herzlichen Dank für alle die Mühe, die Du Dir gemacht hast.

Dir und Deiner lieben Frau Maria herzliche Grüße

Dein Karl Büse

Unvollständiger Brief, Datum fehlt (Herbst 1989)

[…] so eingeengt wohnte. Früher in der alten Wohnung wäre das kein Problem gewesen. Aber so? Und die Hotelunterbringung fällt bei uns hier unter den Begriff „Mangelware“. Aber: Kommt Zeit, kommt Rat. – Wir hier müssen nun auf bessere Zeiten im Geldumtausch warten. Aber da geben wir die Hoffnung auch nicht auf. So, wie es jetzt ist, können sich die Reisen nur auf Verwandtschaftsbesuche erstrecken; denn mit dem jetzigen Umtausch kann man nicht viel anfangen. 100,– M = 1: 1, weitere 100 M = 1:5, d. h. wir müssen für 200,– M hier 600,– auf den Tisch legen. Und mit 200,– M kann man im Westen nicht viel beginnen, wobei von den 200,– M ja noch Bahn-, Bus- und Straßenbahnfahrten abgezogen werden müssen. Man dürfte eben kein Rentner sein. Doch Schluß damit. Das soll ja auch kein Wehklagen sein, und schließlich sagt ja auch ein Sprichwort, daß noch nicht aller Tage Abend ist.

Unsere Hauptsorge ist ja zur Zeit, daß sich die allgemeine Lage nicht noch mehr anspannt und die ruhig begonnenen Straßendemonstrationen nicht in blutige Auseinandersetzungen umschlagen. Wenn die Menschen doch nur vernünftig wären!

Meine Güte, das ist ja ein trüber Weihnachtsbrief! Hier nun zu etwas anderem. Da gibt es bei uns ein Noten- und Schallplattengeschäft. Und da entdeckte ich ein einzigstes Faksimile-Exemplar von Bachs Handschrift. Ich dachte, ob sich darüber nicht Alex freuen würde? Und

schnell hab ichs erstanden und hoffe, daß ich Dir damit eine kleine Freude machen kann. Nimm es als guten Willen meinerseits. Und nun lieber Alex, wünsche ich Dir und Deiner lieben Frau Maria – an die ich mich gern erinnere – ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gesundes und gutes neues Jahr

Dein Karl

Karl Büse starb am 7. Juni 1991

RUTH SCHÜLER-BIETZ

Giessen, 11. 11. 85

Ihr lieben Beiden!

Herzlich bedanke ich mich für die Photos, die mir ein liebes Andenken an das Treffen in Bonn sind. Immer wieder muß ich sie mir betrachten u. habe dabei die Lebensschicksale der Einzelnen vor Augen, die ja meistens recht bewegend waren. – Was mich bei unserm Zusammensein so besonders glücklich machte, war das Erkennen, daß wir alles, trotz der vielen Strömungen, die in den verflossenen 51 Jahren auf uns einstürzten, doch den gemeinsamen Grund nicht verloren haben; nämlich mit unsrer Musik Gott zu loben. Das klang eigentlich bei Jedem durch. – Danken möchte ich für den für mich sehr bewegenden Nachmittag, als Alex improvisierte. Das war wie in alten Zeiten! Ob Du noch daran denkst, den Antichrist auf Kassette zu spielen? Ich hätte es mir so sehr gewünscht. –

Bei mir ist nun wieder der Alltag eingekehrt, der für mich aber täglich ein Atemholen am Klavier bedeutet u. was mir Kraft gibt, getrost meinen Weg zu gehen.

Ich hoffe sehr, daß wir auch weiterhin alle miteinander verbunden bleiben werden – wenn Ihr in meine Nähe kommen solltet, ich würde mich sehr auf Euern Besuch freuen – und grüße Euch Beiden sehr herzlich

Eure Ruth Bietz-Schüler.

Brief

Giessen, 6. 2. 89 Ihr Lieben! War das eine Überraschung, als ich, Ende Januar vom Winter-Wander-Urlaub heimkehrend, bei meiner Post Euer Päckchen vorfand. Herzlichen Dank, besonders für die „weltliche Musik“, die ich auch sehr liebe, besonders wenn sie so bunt in Variation u. Rhythmus ist. Es war etwas schwierig, die Cassetten kopieren zu lassen, daher die verspätete Rückgabe. – „Die Schöpfung des Organisten“ habe ich mit viel Verständnis und Zustimmung gelesen u. inzwischen, kopiert, weitergegeben.

Um die Wintermonate besser zu durchstehen, fahre ich im Januar gern zum Schneewandern in die Berge, so auch in diesem Jahr u. habe mich bei Sonne, blauem Himmel u. Schnee gut erholt.

Da ich die Cassette nicht öffnen konnte – ich habe zu wenig Übung darin u. dachte, sie sei mit dem Etikett gesichert, machte ich dies ab, fand aber dann doch den richtigen Verschluss. Entschuldigt bitte die „Sachbeschädigung“.

Seid nun ganz herzlich gegrüßt u. bedankt von Eurer Ruth.

Brief

[Ohne Datum]

Ihr lieben Beiden! Gestern Abend ließ ich, wie alljährlich um die Weihnachtszeit, das von Alex bespielte Tonband laufen. Und diese Musik brachte mir so viel liebe u. wertvolle Erinnerungen, daß ich dachte, ich muß es Euch Beiden doch nochmal sagen, welche bleibende Freude Ihr mir mit dieser „Weihnachtsgabe“ gemacht habt, u. so beschloß ich Euch einen herzlichen Dankes- u. Weihnachtsgruß zu schicken. – Wie’s Euch wohl ergehen mag? Nach unserm Bonner Treffen hat sich nichts mehr getan, u. es wäre doch schön, wenn wieder mal jemand die Initiative ergreifen würde u. ein Zusammenkommen ermöglichte. – Gewiß werdet Ihr das Fest mit Euern Lieben zusammen feiern. Da meine Kinder nicht alle über Weihnachten zu Hause sind, habe ich diesmal etwas „Ungehöriges“ vor, nämlich an einer Weihn.-Freizeit in Kaiserswerth, wo ich seinerzeit Schülerin war in der Diakonissenanstalt, teilzunehmen. Ich erhoffe mir dort Besinnung aufs Wesentliche des Christfestes u. ein „Zur Ruhe kommen“ nach aller Hektik der Vorweihnachtstage. – Euch Lieben wünsche ich ein gesegnetes Christfest mit Euerm Lieblingslied „Ich steh an Deiner Krippen hier“ u. ein gnadenvolles neues Jahr

Eure Ruth Bietz.

Johannesstift in Spandau (Foto: Jonathan Groß)